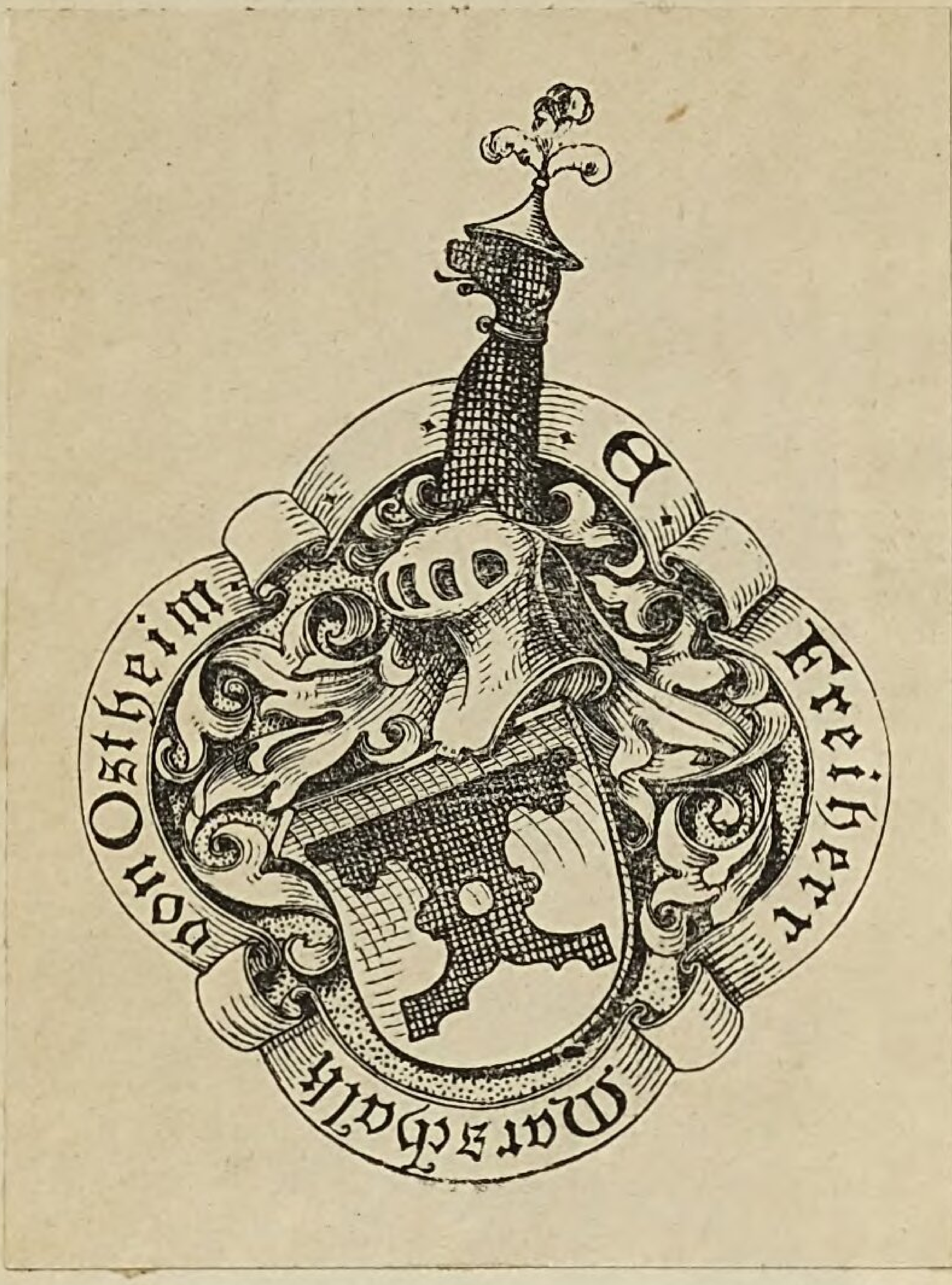

B.
Freiherr
Marschalk
von Ostheim.

Das

deutsche Volk

dargestellt

in Vergangenheit und Gegenwart

zur Begründung

der Zukunft.

XV. Band.

Mythe, Sage, Märe und Fabel

von

Ludwig Bechstein.

Zweiter Theil.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1855.

Mythe,

Sage, Märe und Fabel

im

Leben und Bewußtsein des deutschen Volkes.

Von

Ludwig Bechstein.

Zweiter Theil.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1855.

Inhalt.

Sagen des späteren Mittelalters.

Dichtungen, Mären, Abenteuer und Schwänke.

Als die gewaltige und umfangreiche epische Dichtung des 12. und 13. Jahrhunderts allgemach zu verklingen begann, fand sie auf lange einen Nachhall in poetischen Versuchen, die ihr freilich oft das Wasser nicht reichten, aber dennoch der Sage vielen Boden gewannen, und ihren Garten anbauten. Dies waren zunächst die zahlreichen Reimchroniken, von denen indeß mehrere bedeutendere gleichzeitigen Ursprung mit der episch romantischen, ritterlichen Dichtung hatten, welche Leben und Thaten (häufig mit Erdichtungen verbrämt) berühmter Fürsten behandelten und sich großen Beifalles erfreut zu haben scheinen, sonst würde deren Anzahl nicht so überschwellend geworden sein. Mit ihnen gingen Hand in Hand die Rittermären, da ja die höfischen Dichter zumeist mit Fürsten und Edeln verkehrten, und ein Theil gekrönter Häupter selbst mit Meisterhand in die Saiten der Minnesängerharfe zu greifen wußte. Kein Wunder, daß höfische Dichter das Lob derer sangen, die ihrer Kunst hold waren und mit hoher Gunst die Sänger ehrten. Eines Sängers Dank erschien in jenen

Zeiten keineswegs verachtenswerth, und der Preis aus Sängermund wurde gern vernommen.

Sagenkreis Karls des Großen.

Wenn auch höher stehend und früheren Ursprunges als die späteren Reimchroniken, und einer Zeit angehörend, die mit der des Ursprunges jener im letzten Abschnitte des 1. Bändchens dieser Schrift erwähnten Dichtungen zusammenfällt, scheint uns der karlingische Sagenkreis mit Fug zu verdienen, an die Spitze der nun anzudeutenden Dichtungen gestellt zu werden. Von Karl des Großen Leben und Thaten wurde der eigentlichen deutschen Volkssage ungemein viel Stoff zu Theil, jenes Leben war zu groß und gewaltig, als daß es nicht lange nachwirkende Macht auch im dichterischen Sinne hätte üben sollen. Daß den berühmten Herrscher die fränkische Dichtung noch früher feierte, als die deutsche, kann nur naturgemäß erscheinen, und die Mehrzahl der Stoffe des karlingischen Sagenkreises ist Deutschland fremd, mindestens halbfremd, ist erst allmählich und nur theilweise auch den Deutschen lieb und bei uns eingebürgert worden. Am lebhaftesten war dieses der Fall mit dem Gedichte von den Söhnen des Paladins Aymon von Dordone, den sogenannten vier Haimonskindern, das alle Lande durchdrang und, zum Volksbuche in Prosa umgewandelt, in vielen Sprachen zur häufigst wiederholten Erscheinung kam. In den fränkischen Dichtungen, welche Karls des Großen Leben von der Geburt an, durch seine Jugendzeit, dann seine Kämpfe, Kriege und Siege schildern und feiern, steht er einestheils da als glorreicher Held gegen heidnische Völkerschaften, Sarazenen und Araber, anderntheils als mächtiger Herrscher und Gebieter über trotzige und gegen ihn sich auflehnende Vasallen. Von den vielgerühmten 12 Paladinen Karls des Großen hat der gepriesene Held Roland auch für Deutschland die meiste

Bedeutung. Der deutsche Pfaffe Konrad sang uns das Rolandslied im zwölften Jahrhundert, der Stricker sang es im dreizehnten nach, an rheinischen Orten blieb sagenhaft des Helden gefeierter Name hangen (D. Sagenb. 104.), und die zahlreichen Rolandssäulen im nördlichen Deutschland erhalten mindestens den gleichen Namen scheinbar, denn ihr Name stammt wol eher vom Rugeland, d. i. die Stätte, wo das Rügegericht gehalten ward, als von Roland ab. Da diese Säulen aber meist einen riesigen, voll geharnischten und gewappneten Mann darstellten (die späteren Bilder dieser Art machten ihn ganz zum römischen Krieger, wo nicht gar zum Mars), so war es leicht, den Namen eines Helden mit der ursprünglichen Namengebung zu verschmelzen, und letztere sogar in den Hintergrund treten zu lassen. Berühmte Rolandbilder haben bis heute noch Bremen, Goßlar, Brandenburg, Prenzlau, Stendal; in letzter Stadt ist das Rolandsbild so riesig, daß allein des Schwertes Länge zwölf Ellen mißt. Auch Berlin, Erfurt und viele andere Städte ermangelten nicht solcher Bildsäulen, selbst in vielen Dörfern, namentlich am Harz, finden sich deren sogar von Holz, grotesk geschnitzt und noch grotesker bemalt. Den Berliner Roland feierte Wilibald Alexis durch einen geschichtlichen Roman.

Die übrigen Dichtungen, die in den Sagenkreis Karls des Großen gehören, übten, mit Ausnahme der schon erwähnten Haimonskinder, auf deutsche Sagen kaum einen anderen Einfluß, als daß man sie allenfalls theilweise zu späteren Volksbüchern verarbeitete, dahin gehört Wilhelm der Heilige von Oranse (Orleans), Flos und Blankflos, eine liebliche, häufig in Prosa wie in Versen bearbeitete Sage; die gute Frau, auch dahin einschlagend, vielleicht noch den Nachhall alter Mythe in sich

bewahrend — von denen zum Theil noch später die Rede sein wird.

An der Spitze der gereimten Gedichte steht mit Recht die der Mitte des zwölften Jahrhunderts angehörende Kaiserchronik, welche in erzählender Weise die Geschichte der römischen und deutschen Kaiser von Julius Cäsar an bis zu Konrad III. feiert; später überarbeitete Handschriften dieser Dichtung eines unbekannten Verfassers haben noch Verlängerungen, die bis zum Tode Friedrichs II. gehen.

Auf der Grundlage antiker Romandichtung wurzelnd, schrieb im 12. Jahrhundert der französische Dichter Gautier von Arras ein metrisches Werk, betitelt Emperéour Eracles; ein Deutscher, der „gelêrte man Otte“ dichtete dasselbe unter dem Namen Eraclius nach. Der erste Herausgeber dieser beiden Poesien, Professor H. F. Maßmann, hält dafür, daß dieser Otte kein anderer Dichter sei, als der berühmte Otto, Bischof von Freisingen, welcher der Verfasser einer Weltchronik war, und belegt dies mit überzeugenden Gründen, die in einer sorgfältigen kritischen und geschichtlichen Untersuchung wurzeln, obschon Andere die Annahme bestreiten, daß jener Otte und dieser Otto ein und dieselbe Person gewesen seien.

Diesen Stoffen, welche Kaiser, Könige und Helden besangen, wurde häufig auch biblischer Inhalt beigemischt, oder die Dichter entnahmen der Bibel einen Stoff und schmückten ihn mit weltlichen Bildern aus, so daß sie zum Theil legendenartige Färbung erhielten, wie dies auch in den früher erwähnten Marienleben-Dichtungen der Fall war.

Sagenkreis vom König Artus u. s. Tafelrunde.

Ebenso sangen mit eigener Ausschmückung berühmte deutsche Dichter bretonische Epen nach, deren Inhalt den König Artus und seine Tafelrunde feiert. So danken wir Hartmann von der Aue das Heldengedicht Iwein, der

Ritter mit dem Löwen, Wolfram von Eschenbach den Titurel und den Percifal, Wirnt von Gravenbergh den Wigalois, den Ritter mit dem Rade, Eckhard von Hohbergen den Tristan, welches Gedicht später Gottfried von Straßburg lieblich und anmuthvoll erneute, und Ulrich von Thürheim wie Heinrich von Vriberg fortsetzten. Unbekannte Dichter sangen den Lohengrin, den Gawin, den Wigamur u. a. nach, und es wurde der Schatz mittelhochdeutscher Poesie auch durch diese Dichtungen ungemein bereichert, wenn auch wenig davon zur allgemeinen Kunde des Volkes kam, und in deutschen Sagen außer den mit dem Lohengrin verbundenen niederrheinischen Schwanrittermären, deren auch Konrad von Würzburg eine sang, keinen Nachklang fand. Indem aber das Gedicht Lohengrin in eine Geschichte der sächsischen Kaiser ausläuft, tritt es in den Kreis der Chronikendichtung wieder ein. Zur Ueberfülle derselben gehören ein verloren gegangenes Gedicht über den Hohenstaufen Kaiser Friedrich I., um 1230 verfaßt, Ulrichs von Lichtenstein Gedicht Frauendienst, Wolframs von Eschenbach Herzog Friedrich von Schwaben, des späteren Peter Suchenwirths Albrechts von Oesterreich Ritterschaft in Preußen, sonst Konrad von Würzburg zugeschrieben, Rudolfs Grafen von Hohen-Ems Weltchronik, eine der erwähnten Dichtungen mit biblischer Grundlage. Eine solche Universalchronik verfaßte auch Johann Enenkel, desgleichen ein Fürstenbuch von Oesterreich und Steierland, Ottager (Ottokar von Horneck) schrieb metrisch eine sehr umfangreiche und nicht unbedeutende Oesterreichische Chronik, die von 1250 bis 1309 reicht. Gottfried Hagen besang die Händel der Stadt Köln am Rhein mit ihrem Erzbischofe im Jahre 1270. Heinrich von Veldeck sang das Leben Herzog

Reimchroniken.

Ernst's von Baiern, Wolfram von Eschenbach feierte den Herzog Friedrich von Schwaben in gleicher Weise, Hans von Würzburg den Herzog Wilhelm von Oesterreich; so wurden auch Herzog Heinrich der Löwe, Otto der Bärtige, Reinfried, Herzog von Braunschweig, Herzog Johann von Mecklenburg (niedersächsisch), Leopold, Herzog von Oesterreich, Landgraf Ludwig von Thüringen u. A., wenn nicht poetisch, doch metrisch gefeiert und verherrlicht.

Wie ernst diese Verherrlichungen edler, tapferer und — was die Hauptsache war, freigebiger Fürsten gemeint waren, offenbart in anziehend-anschaulicher Weise das Gedicht vom Wartburgkriege, das an der Spitze änigmatisch-dramatischer Dichtungen, selbst nicht ohne dialektischen Anhauch jener Zeitperiode steht. Indem dasselbe uns zu allbekannten Schauplätzen führt, überstrahlt es sagenhaft und dichterisch zugleich den geweihten Boden der Wartburg, und läßt tiefe Blicke in das höfische Gebaren jener Zeit, wie in das sociale Leben der Sänger, ihre Anschauungs- und Gefühlsweise thun. Es war ein fröhliches Treiben Seitens der Wartburggenossen, so daß selbst Walthern von der Vogelweide endlich von dem Lärm die Ohren weh thaten, und er sang:

„Ein' Schaar fährt aus, die andre ein, Nacht und Tag."

und gleich darauf:

„Und gält' ein Fuder guten Weines tausend Pfund,
Nie ständen doch der Ritter Becher leer."

Darum konnte gar wol ein alter Sänger die Wartburg dichterisch ein Schloß Zechenbach nennen (vgl. Th. 1. S. 260), weil den Zechern allda der edle Wein gleich einem Bache floß.

Gleichwol bereicherte der Wartburgkrieg (das Gedicht, nicht die geschichtliche Thatsache, welche einige Hyper-Gelehrte ganz und gar abzuläugnen versucht haben) — weni-

ger die örtliche Sage im Volksmund, als einen besonderen Literaturzweig, den der Räthseldichtung, welche, schon in Eddaliedern ausblühend, nachmals von vielen Minnesängern gern gepflegt, und dadurch später völlig volksthümlich wurde, so daß nach und nach viele, jetzt äußerst selten gewordene Räthselbüchlein erschienen, wodurch in langer Weiterpflege noch bis heute in Volks- und Kinderkreisen die den Verstand und das Nachdenken schärfende Räthsellust voll lebendig ist. Räthseldichtung.

Mit der Räthseldichtung, die häufig in scherzhaften Weisen sich erging, ging auch gleichzeitig die heitere Märe, der Schwank, die Fabel Hand in Hand. Es wurde schon in der Einleitung d. B. Theil 1. S. 7. angeführt, daß die deutsche Sprache das Wort Märe anfänglich sächlich brauchte, doch tritt auch dasselbe Wort gleichzeitig weiblich auf, wie u. a. es in der Klage heißt:

von Pazowe der bischof Pilgerin
durch liebe der neven sin
hiez er schrieben dizze maere.

Gleich darauf aber in derselben Stelle, nur 17 Verszeilen weiter unten heißt es:

er unt manic ander man
daz maere prüeven dô began.

Dieser Wechsel begegnet in späteren Dichtungen sehr häufig.

Selbst die didaktische Poesie, die um dieselbe Zeit entschieden hervortrat, einte sich mit der Fabel, der Märe und dem Schwank ganz vortrefflich, wie namentlich Hugo von Trimbergs Gedicht, der Renner, beweist. Der Pfaffe Amis vom Stricker, welcher auch ein Erzählungs- und Fabelbuch schrieb, betitelt: die Welt, der Meier Helmbrecht, von dem Dichter Wernher dem Gartenäre, Boners Edelstein und eine Menge um diese Zeit her- Didaktische Dichtung.

vorbrechende Blüthen der bürgerlichen Dichtkunst, gehören alle diesem neuen Kreise an, der weit weniger die hohe und ritterliche Poesie berührt, aber desto mehr für unseren nächsten Zweck, Sage, Märe und Fabel in ihrem geistigen Zusammenhange und ihrem Verständniß zu erörtern und zu beleuchten, von Wichtigkeit ist. Die Dichter dieser späteren Literaturperiode kannten zwar recht gut die großartigen epischen Dichtungen der Vorgänger, aber sie konnten sie nimmer erreichen, und hier paßt die vergleichende Hindeutung vom Nibelungenlied auf die unsterblichen Dichtungen Homers, zu deren Großartigkeit auch kein Epigone sich aufzuschwingen vermochte und vermag, obschon die Nibelungen und Gudrun ethisch und poetisch noch höher stehen, als die Homerischen Gesänge.

Mancher später Lebende versuchte, wie der oftgenannte Stricker, die hohen Lieder früherer Tage nachzusingen, so das Rolandslied vom Pfaffen Konrad, und andere, wobei er mindestens das Verdienst hatte, seinen Zeitgenossen die Stoffe verjüngt und ihrem Verständnisse angepaßt, vorzuführen, aber er selbst beklagt das Dahingeschwundensein der schöneren poesiereicheren Vergangenheit, wie stets das Alter um die verblühte Jugend klagt, die, vom Zauberlichte der Erinnerung umglänzt, gleich einer hellen Morgenröthe glüht. Alles ist hin, das ist der trübe Grundgedanke dieses Dichters, das freudige Minnesingerthum, der holde Frauendienst, die gastliche Freigebigkeit der Fürsten, der verschwenderische Glanz der Hofhaltungen, die rosige Freude mannichfaltigster Festlust — Alles dahin. Der Dichter schildert so treu und so traurig, als hätte ein filziger Finanzminister der Neuzeit ihm die Flügel seines Musenrosses beschnitten, und dadurch stimmen sich auch die Saiten seiner Sängerharfe tief herab, ja sie verstimmen sich bis zum

mißmuthigen Verstummen. Dennoch aber weiß er sich zu ermannen, dichtet voll Witz und Laune seinen Pfaff Amis, Märchen, Schwänke und Fabeln, in denen Humor und Satyre sich mit Moral und guter eindringlicher Lehre begegnen. Mit sicherer Hand greift er in das volle Leben hinein, und entnimmt der fernsten Ferne wie dem classischen Alterthume dankbare Stoffe.

Dem Gleichniß oder Beispiel, d. h. der den Gedichten dieser Färbung meist zugesellten Moral, muß häufig auch die Thierfabel als Träger und Stütze dienen, und obwol deren früheste Spuren in ein weit höheres Zeitalter hinaufreichen, wird erst hier der rechte Ort sein, ihrer näher zu gedenken. Aber auch hier ist es abermals Jacob Grimm, dessen gründlicher Erforschung über dieselbe wir Alles danken, was wir über deren ältesten Ursprung und ihre spätere Weiterbildung zu sagen wissen, und dies offen einzugestehen, wird uns wol nicht zum Schimpf gereichen. Thierfabel.

Das innige Eingehen in das Leben der Thierwelt und das Verständniß derselben wurde von uns bereits oben Th. 1. S. 116 als ein vorzugsweiser Grundzug deutschen Wesens und Volkscharakters bezeichnet. Dies tritt am lebhaftesten beim Geschlechte der Vögel, und da wieder bei den Singvögeln hervor. Zahllos sind die ausdeutenden Nachsprechungen der Vogelstimmen beim Volke der Landleute, der Hirten, und aller jener enthusiastischen Singvögelfreunde, -Fänger und -Halter, die man in Thüringen insgemein mit dem Namen Vogels-Tobiese bezeichnet, Nachsprechungen, die jedem Dialekt angepaßt sind. Da ruft die Wachtel der Schnitterin zum Fleiß ermunternd zu: „Barbe! Barbe! Bück' den Rück! Bück' den Rück!" Der Finke ladet durstige Brüder ein: „Fritz, Fritz, Fritz, Fritz, willst du mit zum Wein gehn?" Der Goldammer freut

sich der ihm Körner liefernden Aernte und singt: „Wenn ich 'ne Sichel hätt', wenn ich 'ne Sichel hätt', wollt' ich mit schnid!" (schneiden). Der Todtenvogel ruft dem Landmann sein schauriges „Komm mit! Komm mit!" zu. Die Meise freut sich des Sitzes auf hoher Tanne und ruft: „Sitz' i da! Sitz' i da!" Die Lerche hat, wie die Schwalbe, ihren ausgedeuteten Gesang, nicht minder der Zeisig, nur sind die bäurischen Nachsprechungen ihrer Naturlaute häufig allzu natürlich, so daß sie nicht gedruckt werden können. Selbst der Aberglaube hat sich der Neigung, Singvögel zu pflegen, bemächtigt, und lehrt unter anderem: Wenn Jemand einen guten Finken hat, und ein Nachbar kommt, und macht dem Besitzer diesen Finken feil, d. h. er bietet Geld dafür, so stirbt der Finke, wenn er nicht hergegeben wird. Da dies Hergeben nun in vielen Fällen für den Eigenthümer des Vogels schmerzlich wäre, so muß ein Gegenzauber geübt, und der Vogel verhängt werden, nämlich er wird sammt seinem Bauer von dem Nagel, an welchem letzterer bisher hing, weggenommen und an einen andern gehängt, das hebt die schädliche Wirkung des Feilmachens auf. Viele Vögel, namentlich die Fresser weichen Futters: Nachtigallen, Amseln, Drosseln, Staare u. a. lieben Mehlwürmer, die Larven des Schattenkäfers, Tenebrio molitor, welche daher in besonderen Töpfen zahlreich gezogen werden. Mehlwürmer aber darf der Eigenthümer bei Leibe nicht verschenken, auch nicht an den besten Freund; es muß eine Gabe, und wäre es die allergeringste, dagegen gegeben werden, sonst geht die ganze Hecke ein.

Aus diesem so innigen Verkehr mit der Thierwelt, dem jener mit dem nützlichen Hausvieh zur Seite steht, entspringt unbewußt dem Menschen ein Studium, eine Kenntniß der animalischen Individuen, und sie werden ihm lieber

und lieber, dem Reiter sein Roß, dem Jäger sein Hund, dem alternden Fräulein seine Katze, der vornehmen Dame ihr Papagei, dem Handwerker sein Staar 2c. Jedes weiß nun unaufgefordert Züge von der Lieblinge ganz besonderer Klugheit zu erzählen, jedes erforscht mehr oder minder die Aeußerungen einer Thierseele, und wo eine solche anerkannt wird, ist die Seelenverwandtschaft nicht fern. Die Urzustände der menschlichen Gesellschaft begünstigten dies um so mehr, als die Cultur die Menschen, oder doch einen sehr großen Theil derselben der Natur noch nicht geradezu fern gerückt hatte. Ein Jäger-Hirten-Fischervolk, eine ackerbautreibende Bevölkerung war von der Thierwelt rings umgeben, verkehrte mit ihr auf das innigste, und es mußten daher Ideen wach werden, welche die gegenseitigen Beziehungen des Menschen zum Thiere, des Thieres zum Menschen im höheren Sinne faßten, sie poetisch verklärten und so einen Mythus schufen, von dem wir schon oben genugsam gehandelt haben. Man schied frühzeitig die Laute der Säugethiere und Vögel, die Raben sprechen, die Hähne krähen, die Eulen krächzen, Gimpel pfeifen, Gänse schnattern, Nachtigallen und Finken schlagen, Sperlinge und Schwalben zwitschern, Lerchen und alle Sanggenossen singen. Der Mythus kannte die Kunst, die Sprache der Vögel zu verstehen, auch der Sprache anderer, namentlich der vierfüßigen Thiere, gedenken morgen- und abendländische Dichtungen häufigst, und Märchen und Fabel nehmen sich bis heute die holde Freiheit, Thiere menschlich denken und handeln, sie reden zu lassen mit Lauten der Menschenzunge. Der Mythus bevölkerte die Welt mit Fabelthieren, sinnende und tiefe Weisheit früher Culturvölker gab Gestirngruppen Thiergestaltung, und die sogenannten „Herren der Schöpfung" beugten

lange ihren Stolz willig unter den Einfluß des Widders und des Stieres, des Krebses und des Löwen, des Scorpions und der Fische.

Daß die früherwachte Poesie das Leben und Wesen der Thierwelt mit der Menschenwelt in sinnige Verbindung brachte, ist der Ursprung aller Thierfabel. Diese konnte vereinzelt auftreten, und that es, allmählich aber flossen die Quellrinnen zu einem epischen Strome zusammen, in dem sich menschliches Gebahren, Thun, Denken, Handeln und Dichten, gleich Uferbildern unverzerrt wiederspiegeln. Die alte Thierfabel ist nicht Satyre auf das Treiben der Menschenwelt, sie ist harmlose Dichtung, und rein um ihrer selbst willen da; die in sie gelegte moralisirende Richtung und Neigung gehört ungleich späterer Zeit an, und fast mehr als zu viel wurde in der letzteren die Thierfabel für den didaktischen Zweck ausgebeutet, ja diesem völlig dienstbar gemacht. Endlich gedieh es dahin, daß der Begriff des Wortes Fabel fast ausschließlich an der Thierfabel haften blieb, und dies wäre, könnte es Dauer und feste Begründung erhalten, im Allgemeinen auch recht gut; es gäbe dem Begriffe eine Abrundung und dem Schatze eine sichere Truhe.

Aus der antiken Welt überkam uns aus diesem Gebiete in frühester Zeit nur wenig; zunächst die dem Homer zugeschriebene epische Batrachomyomachie, welche in späterer Zeit durch Rollenhagens erweiterte und veränderte Dichtung: „Der Frösch' und Mäuse wunderbare Hofhaltung" in Deutschland eingebürgert wurde, dann die Fabeln Aesops, die nur Trümmer eines Gebäudes alter Thierfabeln sind, wie die des Römers Phädrus, der Aesop nur wiederholt, wenig Eigenes darbietet, und dies Eigene sammt dem angeeigneten, so trocken und hausbacken, wie nur möglich.

Die Märchen des Morgenlandes sind häufig mit Thiergeschichten sinnig durchwoben, und in der Thiere Mund ist, im Gegensatze zur deutschen Thierfabel, in welcher mehr der Thiere List, Verschlagenheit, Tücke und Untreue in den Vorgrund tritt, hohe Weisheit gelegt, die sich beispielgebend und lehrreich äußert. Eine Probe solcher morgenländischen Behandlung, die uns wahrhaft mustergültig erschien, haben wir in unser deutsches Märchenbuch aufgenommen; es ist die Märchenkette: „Das Mäuslein Sambas oder die treue Freundschaft der Thiere," und zwar nach dem Buche: „Der alten Weisen Exempel, Sprüche, mit viel schönen Beispielen und Figuren erklärt" &c. Frankfurt a. M. 1592, das wieder die alten Fabeln des Bidpai zur Quelle hat.

Gleich im ersten Märchen der tausend und eine Nacht begegnen uns redende Fische; aus indischen Epen selbst ging analoger Stoff in die Thiermärchen abendländischer Völkerschaften über, davon nur ein Beispiel. Im indischen Gedicht Nal und Damajanti begegnet die Erlösung einer in Flammen Pein leidenden Schlange (oder vielmehr des Schlangenkönigs). Ein serbisches Märchen hat ganz denselben Eingang und nur völlig andere Färbung des Ausganges. *)

Indeß bildete kein Land und Volk der Erde die Thierfabel so tief durchdacht und sinnig aus, als das deutsche,

---

*) Volksmärchen der Serben. Gesammelt und herausgegeben von Wuck Stephanowitsch Karadschitsch. Ins Deutsche übersetzt von dessen Tochter Wilhelmine. Mit einer Vorrede von Jacob Grimm. Nebst einem Anhange von mehr als tausend serbischen Sprichwörtern. Berlin, G. Reimer 1854. Eine treffliche Sammlung, die auch sonst noch manche eigenthümliche serbische Thiermärchen enthält.

und J. Grimm sagt über dieselbe in dem Werke Reinhart Fuchs, Berlin, Reimer 1834: „Die fülle ihrer entstehung und ausbildung überbietet alles, was das alterthum in der fabel hervorgebracht hat. Mit der ganzen kraft des epos, knospe an knospe schwellend, erblühte sie aus deutschem stamm in den Niederlanden, dem nördlichen Frankreich und westlichen Deutschland. — Wie Wenige, selbst unter den Gebildeten unseres Volkes, sind dazu gelangt, dies zu wissen und zu würdigen! — Also nur einen beschränkten Standort hatte diese uralt heimische Poesieblüthe, die Thierfabel, deren Cotyledonen, um beim botanischen Bilde zu bleiben, wurzelständig ausschlagend, nur der Fuchs und der Wolf sind. Diese beiden Thiere sind die ursprünglichen Träger der Thiersage; des Fuchses List und Schlauheit, sein Leisetritt, sein feiner Geruch, und des Wolfes Wildheit, Tücke, Gier und Gefräßigkeit macht zunächst beide zu Gegensätzen, dann zu Gegnern, obschon sie einander verwandt sind, auch in den sprachlichen Benennungen, die hier aus einander zu setzen zu weit führen würde. Diese Verwandtschaft, welche in der Fabel als Vetterschaft und Gevatterschaft auftritt, geht in loser Weise, mehr als sich ziemt, ins Weite. Zu vermuthen, daß der rothe Fuchs mythische Beziehung zum rothhaarig gedachten Gotte Thorr gehabt, wie der Wolf zum Loki, liegt sehr nahe, — sein rothes Haar dient ihm häufig zu Schimpf und Schelte, die rothen Goldstücke nennen wir nicht minder Füchse, wie rothhaarige Menschen, und immer ist dabei, mit Ausnahme des rothen Pferdes, das ebenfalls Fuchs heißt, ein leiser Begriff des Treulosen, Falschen. Dem also „Gezeichneten" ist, wie dem Fuchs, nicht zu trauen. „Brennt dich das Füchschen?" fragt die Neckelust, wenn sie da oder dort zärtliche Neigung zu Rothhaarigen wahrnimmt. Fuchsroth

ist förmlich bezeichnend für eine Farbenmischung. Das treulose Element im Fuchs macht ihn zum schlauen Hofmann, zum Rathgeber (conseiller), zum Kanzler, zum Redner, zum Arzt, kurz, er paßt in alle Sättel, und ist nach dem Volksspruche so recht mit allen Wassern gewaschen, nur mit keinem guten.

Der Wolf hingegen ist alt, grau, grämlich, grausam, ungefüge, Griesgram und Griesbart, und noch dazu durch den Fuchs zum Hahnrei gemacht. Er ist stark, wild, gefräßig, frech und gierig, dabei doch auch schlau, gewitzigt, und ob er schon in einigen Dichtungen mit einem Hofamt, als Connetable (comes stabuli), auftritt, so nimmt er sich in anderen als tribunus plebis, als der nach fremdem Gut hachich begehrliche, nimmersatte, geizige, gewaltsame Volksmann noch besser, weil seiner Natur gemäßer, aus. Vgl. J. Grimm: Reinhart Fuchs XXXVIII.

Neben Wolf und Fuchs und hoch über beide stellt die Fabel den König der Thierwelt, den Löwen, der über das Gesammtreich herrscht, während das Reich der Vögel den Adler hatte und nebenbei den Zaunkönig (vergleiche oben die kleine Thierfabel vom letzteren, Th. 1. S. 129). Nachtigal und Lerche sind hinwiederum die Königinnen der gefiederten Sängerwelt, in alten Dichtungen häufig mit Frau Nachtigal, Frau Lerche, als Herrinnen, Herrscherinnen, gleichwie Frau Sonne, bezeichnet. Das Reich der schwimmenden Wasserwelt hat den Delphin zum Herrn, Bienen haben ihren Weisel, ihre Königin, Ameisen desgleichen, doch heißt die Ameisenkönigin auch Burgwart. Die Frösche erhalten leider nur den Storch zum König, der sie frißt.

Zwar war den Urgermanen der Löwe nicht bekannt, als aber die Cultur sich in Deutschland zur Höhe der epischen Dichtungen erhob, war durch Römer und Afrikaner

wol längst auch der Löwe nach Deutschland gelangt, vielleicht selbst häufiger, wie jetzt, als Luxusthier der Großen und Vornehmen gezähmt, mindestens gehalten. Bekannt ist ja die Wartburgsage vom Löwen Landgraf Ludwigs des Frommen, die oft besungen ward, und erst jüngst durch Moritz von Schwind's Künstlerhand in einem der Wartburgsäle aufs Neue verewigt wurde. Auch der Nibelungenheld Siegfried jagt Löwen am Rhein. Gleichwol war den Altvordern nicht der Löwe, sondern der Bär der König der Thierwelt und der deutschen Wälder, was außer den Schriftquellen, die Jacob Grimm im Reinhart Fuchs anführt, auch aus später in Betracht zu ziehenden Schildsagen hervorgeht. Diese drei Thiere, oder viere, wenn wir wollen, Fuchs, Wolf, Löwe und der dem Hofe der Fabel nahe genug gestellte Bär, bilden deren Hauptträger, alle anderen sind Nebenpersonen. Ihre Namen nennt man nicht gern geradezu — analog dem oben schon angeführten Sprichwort: Wenn man den Wolf nennt, so kommt er gerennt, geradeso, wie gesagt wird: „Man soll den Teufel nicht an die Wand malen" — denn auch der Teufel durfte nicht bei diesem Namen genannt werden, man sagte höchstens: der Böse, und sagt dies auf dem Lande noch heute häufigst — oder auch: der Gott sei bei uns, wozu drei Kreuze, als Segenszeichen geschlagen, gehören.

Fuchs- und Wolfsnamen wurden auch Pflanzen zu Theil, es sind zu T. 1. S. 143 neben den Wolfsnamen noch Fuchsschwanz, 4 Arten, Fuchsriedgras, -Wedel und -Hödlein nachzutragen.

Alte lateinische Gedichte behandelten die Thierfabel unter den Titeln: Isengrimus, d. i. der Wolf, Reinardus, d. i. der Fuchs; der Ursprung dieser Dichtungen wird von J. Grimm nach Flandern verlegt, die Dichter blieben unbekannt, die Zeit der Dichtung des Reinardus fällt zwischen

1148—1160. Aber ungleich früher bildete sich, und zwar schon vor den Zeiten des Minnesanges, der Stoff zur Thiersage in Deutschland aus, und dieselbe wurde jedenfalls gleich episch erfaßt und behandelt, ging aber verloren, und kam nur in einer späteren Dichtung auf uns. Nur die koloczaer Handschrift und eine pfälzer bewahrten dieselbe auf.

Der ursprüngliche Dichter der letzteren nennt sich Heinrich Glichsenäre (Gleisner), ein Beiname, der selbst nach der Fuchsnatur hinweist, aber sein uns aufbehaltenes Gedicht ist ebenfalls nicht das ursprüngliche in dessen ächter Gestalt. Auch am Schluß dieses sehr anziehenden mittelhochdeutschen Gedichtes von 2266 Verszeilen, heißt es:

Hér endet ditze maere,

und gleich darauf 7 Zeilen weiter:

daz er das maere hat verlan.

Uebrigens kommt auch schon in der S. 4. erwähnten Kaiserchronik ein Stück Thierfabel vor. Da derselben nun epischer Boden gewonnen war, bemächtigte sich ihrer auch die französische Poesie im Gedichte Renart, der wieder die Grundlage des Romans Du Renard abgab, und die flämische im Reinaert von Willam die Matoc. Erst das letztere Gedicht wurde zur Quelle für jenen sächsischen Bearbeiter Baumann, den zuerst Rollenhagen als Verfasser, ja als Erfinder des später so allbeliebten gereimten Volksbuches Reinecke der Fuchs nennt und ausgiebt. Baumann aber nennt hinwiederum Heinrich von Alkmar in Lothringen als denjenigen, der das Gedicht aus wälscher und französischer Sprache zuerst in die deutsche übertragen habe. Wie groß oder wie klein nun des Letztgenannten Antheil am Werke sei, und ob er mehr that, als abtheilen und umdichten, bleibt zur Zeit noch dahingestellt, wie denn auch das Eingehen auf die ältesten und alle späteren Ausgaben des

Reinecke der Literaturgeschichte anheimfällt. Nur das sei noch bemerkt, daß auch die zeichnende Kunst an den erwähnten Ausgaben sich mannichfach versuchte, und daß Virgil Solis und Jost Amman treffliche kleine Holzschnitte zu den deutschen und lateinischen Ausgaben lieferten, und den Humor in der Fabel treulich wiedergaben, während die spätere Kunst ihren beiderseitigen Leistungen weit nachstand. Unübertreffliches hat dagegen in neuester Zeit Kaulbach in seinen Bildern zu Reinecke Fuchs nach Goethes Umdichtung geleistet.

Der Beifall, welchen mehr und mehr die Nation der epischen Thierfabeldichtung schenkte, wirkte naturgemäß auf lange Zeit auch auf andere Dichter anregend ein, und indem sie zum Theil Selbstständiges schufen, verjüngten sie auch vereinzelte, schon vor dem Reinecke dagewesene Fabeln und Thiersagen; den vom Fremdland frühzeitig eingebrachten Fabeln Aesops mischte sich die einheimische Dichtung, und indem die Thiersage selbst Kindern mundrecht gemacht wurde, half sie das Märchen bilden. Auf der anderen Seite bemächtigte sich selbst die höhere Kunst derselben; so fand sich im Straßburger Münster, der Kanzel gegenüber, an zwei Pfeilern eine Steinbilderreihe, darstellend das Leichenamt des todten Fuchses. Dieses humoristische Steingebilde, ganz am Ende des dreizehnten Jahrhunderts entstanden, blieb zunächst nur in einem großen Holzschnittblatte Tobias Stimmers erhalten. Fischart dichtete Spottverse auf den katholischen Klerus hinzu, die vielen Unwillen erregten, weil sie den Bildern eine Deutung gaben, an die der Künstler, der sie schuf, nicht dachte, und so wurden das fliegende Blatt und seine Verbreiter verfolgt, auch endlich das Kunstwerk hinweg gemeiselt.

Am ersten Pfeiler erschien der Bär mit Weihkessel und

Sprengel, unmittelbar ihm auf dem Fuße folgte der Wolf mit einem Kreuze; hinter beiden ging ein Knabe als Kerzenträger: der Hase. Hierauf die Bahre, darauf der todte Fuchs, in lauernder, sitzender Stellung, so wie er leibte und lebte, nicht wie auf späteren Verkehrteweltbildern, liegend und alle Viere von sich streckend. Der erste Träger war der Eber, grimmig nach dem Fuchs umschauend, als sei er eingedenk all' des Bösen, was ihm durch Reineckes Tücke widerfahren; der andere Träger der Bahre war der Bock, der seine Nase witternd nach des Fuchses Hintertheil streckte, welches dieser durch den emporgeschlagenen Wedel (den Schwanz) völlig Preis gab. Unter der Bahre saß, Grimassen schneidend, ein Affe. Dies war der Conduct. Am zweiten Pfeiler zeigten sich die Exequien. An einem Altar, darauf ein Kelch stand, las der Hirsch aus einem Buche eine Seelenmesse, hinter ihm sang aus einem großen Buche, das auf dem Kopfe des vor ihm knieenden Katers ruhte, der Esel das Requiem. Das Holzschnittblatt zeigt die beiden Pfeiler im Kleinen, und die Figuren im Großen, und es steht auf ihm der mit dem Zuge als der erste, der mit den Exequien naturgemäß als der zweite.

Vielen eigenen, vielen fremden Stoff der Thierfabel verschmolz nun im Laufe der Zeit die einheimische Dichtung; sie machte sich selbst und den Zeitgenossen völlig das Fremde zum Eigenthum und gestaltete es in selbstständiger Weise, ließ es Fabel bleiben oder formte es zum Märchen, und behandelte es rhythmisch oder auch in Prosa. Reiche Beispiele davon liefern Jac. Grimms Reinhart in den kleinen stücken S. 291 u. ff., dann Boners Edelstein, der schon als eines der ersten Denkmale der größten aller Erfindungen 1461 mit Holzschnittzier erschien — ebenso Bodmers Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger. Zürich 1757.

Aesop blieb stets Vorbild, und fand immer neue Bearbeiter, besonders in der Reformationsepoche, in der ein vorwaltender Hang zur Satyre die Geisel gern unter das Gewand der Fabel barg. Als Hauptträger und zugleich Vorläufer dieser Richtung trat Sebastian Brant auf, dessen Fabeln zuerst 1508 lateinisch erschienen. Liebte doch Luther auch diesen Zweig der Dichtung, und gab selbst „Ein neu Fabel Esopi" zu Halle 1528 heraus, schrieb auch hundert Fabeln, die Chyträus 1571 gesammelt erscheinen ließ. Die spätere Fabeldichtung blieb natürlich nicht bei der Thiersage stehen, wie auch die früheste, vom Ausland herüberkommende, nicht ausschließlich an dieser festhielt.

Reichen Sagen- wie auch manchen Fabelstoff häufte Johannes Agricola in seiner Sprichwörtersammlung auf. Wie nur Wenige seines Zeitalters, war dieser Mann noch erfüllt von Liebe wie von Kenntniß der Poesie der Vorfahren. Im Jahre 1545 erschien zu Freiburg im Breißgau „Esopus Leben vnd Fabeln", deutsch, in kräftiger, kerniger Sprache, der Titelholzschnitt dieses Buches, als dessen Sammler nur der Verleger Stephan Melech Graff sich kund giebt, hat die Jahrzahl 1531 und das Monogramm B-K. Dem Aesop sind Fabeln Rimitii, Aniani und Anderer nebst Beispielen und Lehren Seb. Brants beigefügt. Wie sehr sich sodann Hans Sachs als Fabel- und Schwänkedichter auszeichnete, ist bekannt. Mit ihm wetteiferten Erasmus Alberus und Burkhard Waldis, welcher letztere ebenfalls den Aesop erneuete und hundert neue Fabeln hinzudichtete. Ihnen schloß sich unmittelbar Hartmann Schöpper aus Neumark in der Pfalz an, der jedoch nur in magerer Weise einen Holzschnitt-Aesop erläuterte, dessen Bilder der talentvolle und feine Kleinmeister Virgil Solis geschnitten, mindestens vor-

gezeichnet hatte. Eucharius Eiering trat ebenfalls nachahmend in diese Reihe und es fehlte auch nicht an späteren Nachfolgern, deren Aufzählung in die literarische Uebersicht gehört. Genug, die Fabel, vorzugsweise aber die Thierfabel, blieb nun ein geistiges Nationaleigenthum, das treulichst fortgepflanzt und fortgepflegt wurde, und behauptete neben Sage, Märe, Schwank und Abenteuer ihre selbstständige Stellung.

Thiersagen.

Die einheimische Volkssage berührt nicht selten Thiere und läßt sie auch reden. Einige Beispiele davon sind im D. Sagenbuche aufgeführt. In der Zeiten Frühe hinauf deutet jene Sage vom alten Schlosse Schell-Pyrmont (Nr. 291), wo Thusnelde, Hermanns des Cheruskers Weib, gewohnt haben soll. Sie hatte ein Vögelein, welches reden konnte; einst kam es und rief: „Hessenthal blank! Hessenthal blank!" womit es das Annahen eines Römerheeres verkündete.

Schön ist die Sage vom Paradies der Thiere (a. a. O. 20.) im hohen Alpengebirge, wo sie in Unschuld und himmlischem Frieden leben, von Gottes Hand geschirmt. Nur alle sieben Jahre darf ein Menschenauge dieses Paradies erblicken. In der Sage von den „drei seligen Fräulein" im Oetzthal ist ebenfalls eines paradiesischen Thiergartens auf hoher von Gletschereis umwallter Alpe gedacht, und den Schützen, den die seligen Fräulein liebten, und ihm das Tödten eines ihrer gefeieten Thiere untersagten, der aber seinem Jägergelüst doch nicht widerstehen kann, trifft schwere Strafe. Schillers Gedicht „der Alpenjäger" deutet in anziehender Weise nach gleichem Sagenstoff. Auch die Herdmandli am hohen Pilatusberge schützten und schirmten Heerden und Fische (a. a. O. 11.). Ein Lamm, das ein frevler Senne tauft, wird von Gott in ein Ungeheuer verwandelt (a. a. O. 22). Ein Esel bezeichnete nach der Sage die Stelle, auf welcher das Kloster Altenberge begründet

wurde (a. a. O. 108.). Dasselbe, wo Bienen die Immenkapelle kunstvoll erbauten. Der Pferde, welche die Wahrheit der Kunde von auferstandenen Frauen bezeugten, wurde schon Th. 1. S. 117. gedacht. Unheilkündende weiße Vögel flogen, und Stimmen aus den Lüften schrillten klagend: Weh' über Pommerland! (a. a. O. 224.) Des Erscheinens unbekannter Vögel wird nicht selten in thüringischen und fränkischen Chroniken gedacht. Weiße Tauben weihten durch ihr Nahen die neuen Schlösser Wartenburg und Gerdauen (a. a. O. 256.). Das Hündlein Quedl ist auch ein willkommener Sagenzeuge (a. a. O. 322). Der Vögelschlachten in Lüften gedenken Sagen nicht selten. So stritten die Raben eine Schlacht, die einen ganzen Tag lang dauerte, zu Kaiser Heinrichs IV. Zeiten (a. a. O. 325). Kämpfe der Störche wurden vielfach aufgezeichnet. Wie Hunde Brod verschmähen, wie Ratten und Schlangen vertrieben, Frösche zum Verstummen gebracht werden, enthalten a. a. O. die Nummern 342. 353. 354. 355. Selbst eine Laus, und sogar eine goldene, macht die Sage namhaft. Von St. Hubertus Hirscherscheinung, vom Raben von Merseburg, von den Raben von Kiffhausen, vom Orte, wo der Hund begraben liegt, von Fischen auf Bäumen, und dergleichen mehr, giebt es Sagen. Aus der Stachelbeerhecke im Dorfe Dillstätt ruft prophetisch ein Vögelein einem Brautpaare nahen Tod zu (a. a. O. 497), zu Prichsenstadt in Franken legt eine Eule statt Eier Dukaten, ist aber freilich auch ein Teufelsgespenst. Thiere reden mit einander in der Christnacht, und sagen den Tod ihres Herrn voraus. Wie die Geschlechtersage sich der Thiere, der Wölfe, Rüden und Hunde bemächtigt hat, soll später berührt werden.

Gespenstige, schwarze Vögel mit Telleraugen und Feuer=

schnäbeln entführen den Leichnam des gottlosen Abtes von Kalbsangst (D. Sagenb. 968), und so nimmt die Sage gar häufig die Thierwelt in Anspruch, obschon wieder in ganz anderer Weise, wie die Thierfabel jene benutzt, meist in sehr ernster, dem Humor der letzteren entgegengesetzter Weise.

Schwänke, Abenteuer und Rittermären.

So wie die Fabeldichtung den ursprünglichen Weg der Thiersage verließ, konnte es kaum fehlen, daß sie Schwank wurde, denn das ihr innewohnende heitere und neckische Element des Truges, der List, der Prellerei, der lächerlichen Kleinbürgerlichkeit, der stets bethört werdenden Beschränktheit, der Hahnreischaft und dergleichen ist ja auch zugleich das eigentlichste und innerste Wesen des Schwankes, der mit dem Abenteuer Hand in Hand ging, weil ein großer Theil der Abenteuer nicht auf sittlichen Ernst, sondern auf dessen gerades Gegentheil hinauslief. Aber auch die Dichter der Abenteuer und Schwänke, und ihrer waren viele, entnahmen gern und häufig fremdländische Stoffe, ließen die antike Welt hineinspielen, ließen alte Heldenlieder und Heldensagen nachhallen, spannen Stoffe aus, die schon Volkssagen geworden, und säeten wieder mancherlei poetischen Samen in das Volksleben, aus dem hinwiederum Sagen und Märchen als perennirende Pflanzen aufschoßten. Das Alles lenkt dahin, näher an dieses so stoffreiche und anziehende Feld heran zu treten, das zu gleicher Zeit nach alten Epen hinweist, die Sage berührt und der Märchenwelt dankbare Stoffe zuführen ließ.

Der um die Literatur des deutschen Mittelalters, namentlich um das Nibelungenlied und die Minnesinger so hochverdiente Professor Friedrich Heinrich von der Hagen zu Berlin hat sich auch das Verdienst erworben, unter dem Titel: Gesammtabenteuer einen füllereichen Kranz von hundert altdeutschen Erzählungen: Ritter- und Pfaffen-

Mären, Stadt- und Dorf-Geschichten, Schwänken, Wundersagen und Legenden zu winden, der 1850 zu Stuttgart und Tübingen in drei Bänden erschien. Es ist eine gediegene Auslese gereimter Stücke des 12. bis 14. Jahrhunderts in mittelhochdeutscher Sprache, und abgesehen von dem anstaunenswerthen Sammelfleiße des Herausgebers, wie vom einzelnen Inhalt, auch deshalb so höchst beachtenswerth, weil in ihr stets Ursprung und Heimath, örtlicher Anklang und sagenhafter Wiederhall und was dahin einschlägt, klar nachgewiesen wird. Das erste Stück: Adams und Eva's Klage deutet nächst dem allgemein biblischen Ursprung selbst auf indischen hin, und zwar durch das lange, Reihen von Tagen und Nächten fortgesetzte Stehen im Wasser als Bußübung und um die zürnende Gottheit zu versöhnen, was auch in talmudische Sagen überging. Von solcher schweren Buße hat die deutsche Sage kein Beispiel. Dagegen ist es ein Zug nordischer Mythe, daß in Adams und Eva's Klage über ihren Fall alle Geschöpfe einstimmen, wie sie dort um Baldurs Tod thun, mit Ausnahme einer einzigen hartherzigen Riesin.

II. Aristoteles und Phyllis ist eine griechische Märe und behandelt die Liebe Alexanders zu einem schönen Fräulein seiner Mutter, und die trugvolle Schmach, die durch des Fräuleins List dem weisen Meister Aristoteles, Alexanders Erzieher, zu Theil wurde, der sich selbst von der Minne bethören ließ, und hinterdrein, beschämt und verhöhnt, ein großes Buch über die Arglist der Weiber schrieb. Diese Märe wurde in Deutschland nicht zur Sage, aber die bildende Kunst der Deutschen bemächtigte sich ihrer, gleich jener Mythe von Pyramus und Thisbe, und gleich der Märe vom Zauberer Virgilius, dessen wir später gedenken, der auch von Minne bethört, betrogen und ver-

spottet wird, und von dem die Märe schon im Weltbuche Jansen Enenkels enthalten ist.

In III., Frauenzucht, deren Dichter sich Sibot nennt, tritt uns der Stoff zu Shakspeare's Stück: „Die gezähmte Widerspänstige" entgegen, wie auch unter dem Titel: „Vom Zornbraten" dieselbe Märe in Freiherr von Laßbergs Liedersaal, Band 2. CXLVIII. enthalten ist. Wir haben aus Vorliebe denselben Stoff für unser deutsches Märchenbuch bearbeitet. Dasselbe that in seiner Weise noch vor Shakspeare Hans Sachs in einem Fastnachtsspiel, betitelt: „Der böß Rauch", weil das Sprichwort sagt: „Drei Dinge sind in einem Hause unerträglich: ein Dach, da es durchregnet, ein Zimmer, darin es raucht und ein böses Weib."

Das IV. Gedicht der von der Hagenschen Sammlung ist von Konrad von Würzburg verfaßt und heißt: Kaiser Otto oder Heinrich von Kempten und des Kaisers Bart; es behandelt eine anziehende Märe, die mehr sagenhaft, als schwankhaft gehalten ist, und auch in Chroniken berührt wird. Zumal erinnert Kaiser Otto's rother Bart an die Rothbartsage, obschon das Sprichwort: „um des Kaisers Bart streiten" dieser Märe nicht entstammt, sondern eher nach dem eigentlichen Barbarossa, dem künftig kommenden Messias der Ultra-Deutschthümler, hindeutet, der leider, gleich jenem der Juden, nie zum Vorschein kommen will, wie hochpoetisch-schön auch von ihm die Sagen sind. Zum alten rothbärtigen Hohenstaufen leitet sogleich V. Die alte Mutter und Kaiser Friedrich, welche Märe verändert auch in französischer Dichtung auftritt; ebenso VI. Rittertreue, die französischen Ursprunges ist, und eine schöne Novelle, ritterlich und rührend, mit höchst befriedigendem Schlusse bildet.

VII. Crescentia, romantisch-novellistisch gehalten;

ebenso VIII. die Königin von Frankreich und der ungetreue Marschalk haben ganz die Färbung der Erzählungen in dem bekannten Buche Gesta Romanorum, oder in dem, die Sieben weisen Meister; unschuldig leidende und gequälte Frauen sehen nach schweren Prüfungen ihre Unschuld offen dargelegt, werden freigesprochen und ihre treulosen Peiniger trifft verdiente Strafe. Die letzte Märe behandelt denselben Stoff, den die bekannte Sage vom Hunde des Aubry in sich faßt, die man in Deutschland dramatisirte, oder doch übersetzte, um dem höchsten Ungeschmack zu fröhnen, auf Bühnen hohen Ranges eine Hundekomödie aufzuführen und Deutschlands größten Dichter durch deren Bestialität zu verletzen. Der älteste Inhalt dieser Dichtung reicht bis in den Sagenkreis Karls des Großen hinauf. Und gerade diese Märe ist für uns wichtiger, als viele andere, denn ein Theil ihres Stoffes verklang zu einer deutschen Sage, und webte sich, was uns stets als wichtig erscheint, in die örtliche Ueberlieferung ein, die sich an die Reismühle, zwischen München und dem Starhemberger See gelegen, knüpft. In ihr ist jener ungetreue Marschalk ein rother Ritter (an den Fuchs erinnernder Zug der Sage) des Frankenkönigs Pipin und die Jungfrau (die Königin der Märe), welche ihr Gewirk und Gewebe durch den Müller der Reismühle, bei dem sie dient, zum Verkaufe sendet, ist Bertha, die Mutter Kaiser Karls des Großen. Die deutsche Sage, wie J. Christian Freiherr von Aretin in der Schrift: Aelteste Sage über die Geburt und Jugend Karls des Grossen, München 1803. sie erzählt, und wie wir sie aufgenommen haben (D. Sagenb. 972), hat nichts mit dem Hunde gemein.

IX. Alten Weibes List, hat wieder Konrad von Würzburg zum Verfasser, der dem Schwanke die örtliche Färbung lieh und sich nicht entblödete, einen Dompropst,

Heinrich von Rotenstein, mit Namen zu nennen; ein solcher lebte zwar nie, aber die Familie blühte in Franken, Rudolph von Rotenstein war von 1303—1314 würzburgischer Domherr. Die Fabel ist eine Kuppelgeschichte morgenländischen Ursprunges, die Jacob Ayrer zum Stoffe eines Fastnachtsspieles diente.

Ein durch und durch erotischer, ächter Schwank ist auch X. die halbe Birn, welche saftig genug ist, von demselben Verfasser. Dagegen ist dessen nun unter XI. folgendes Gedicht: Das Herz, eine ernste Schilderung heißer, obschon verbotener Minne mit ungemein tragischem Ausgange. Es ist ein recht „wildes Mär" und keinesweges ein Schwank. Wenn der Stoff auch nicht Sage wurde, so klang er doch in anderen Liedern nach. Boccaccio behandelte ihn novellistisch. Hans Sachs schuf aus der Erzählung des letzteren eine „klägliche Tragedi", und Bürger ließ sich die Erzählung vom verspeisten Herzen des Geliebten zur Grundlage seiner Ballade „Lenardo und Blandine" dienen, und lieferte den Beweis, wie wenig solche alte Stoffe durch moderne Bearbeitung gewinnen, wie sehr letztere vielmehr häufig dem Ungeschmacke fröhnt, wenn eine solche Märe nicht ganz so schlicht erzählt wird, wie Ottmar F. H. Schönhuth, ein Mann von kindlichem Gemüthe, sie als Volksbuch, Reutlingen 1852, unter dem Titel: „Historie von Guiskardus und Gismunde" erneute.

XII. Das Auge ist eine rührende Erzählung von einem wackeren, ritterlichen Ehepaare, welches sich so sehr liebte, daß, als der ohnehin unschöne Mann im Turnier ein Auge einbüßt, er in seiner abschreckenden Gestalt der Frau gar nicht wieder vor die Augen kommen will. Als er ihr diesen Entschluß durch den Knappen verkündigen läßt, ergreift sie eine Scheere und sticht sich auch ein Auge

aus, um ihm zu gleichen, und läßt ihn zu sich entbieten, worauf er heimkehrte —

Zuo sîme lieben wîbe
Und hâte mit ir libe
Vröude unz an ir beider tôt.

XIII. Frauentreue. Wieder ein abenteuerlicher Minnebericht von der Liebe Leid und Schmerzen, der mit Wunden, Gefahr und Tod und gebrochenem Herzen endigt. Gleichen Inhaltes ist auch XIV. Der Schüler zu Paris, und beide sind altfranzösischen Ursprunges, poesievoll und tragisch, doch das erste noch mehr, als das zweite, da ein profaner Aderlaß des Geliebten Tod herbeiführt, was weit minder poetisch ist, als eine durch ein Speereisen geschlagene Wunde.

XV. Hero und Leander behandelt deutsch-romantisch in Form eines kleinen Epos die bekannte antike Sage, die sich mannichfach im Abendlande verjüngte, so in einer Erzählung des Straparola, deren Stoff Wolfgang Müller im Düsseldorfer Künstleralbum des Jahres 1851 unter der Aufschrift: Teodoro Calugero reizend schön nachgesungen hat. Nur ist da die Geliebte die kühne Schwimmerin. Hans Sachs dichtete seine „Histori: Die unglückhafte Lieb Leandri mit Fraw Ehron.“ Ebenso ging der Stoff in Volkslieder über, und zwar nicht blos in deutsche. Bekanntlich hat auch Schiller den antiken Stoff verherrlicht, minder bekannt aber dürfte sein, daß ein schwacher Nachhall davon in eine deutsche Sage übergegangen. Ein Mönch auf Herren-Chiemsee liebte zärtlich eine junge Nonne in Frauen-Chiemsee, und schwamm von seinem Inselkloster nach dem ihren hinüber. Ein Licht in der Zelle der Geliebten zeigte dem kühnen Nachtschwimmer den Landungsport, bis einst Nonnenneid die heimliche Liebe entdeckte und das

Licht löschte, und der Schwimmer den Tod in den Wellen fand, die nun seinen Leichnam an das Ufer trieben, worauf die Geliebte bald genug am gebrochenen Herzen starb (D. Sagenb. 978). Der Zug in der Sage von Ragusa und in der deutschen: daß feindselige Tücke der Menschen und nicht die des rohen Elementes dem Glücke der Liebenden ein Ende macht, fehlt der antiken, hat aber, wie uns dünkt, etwas vor der letzteren voraus. Es ist gewagt, das der deutschen Sage sicher zum Grunde liegende Factum geradezu in Abrede zu stellen, wie in Nr. 10. des Anzeigers für Kunde der deutschen Vorzeit 1854 geschieht. Eine Sage zerstören, ist so danklos, wie das muthwillige Zerpflücken einer schönen Blume, zumal, wenn die harmlose Sage nicht in entferntester Weise der Geschichte zu nahe tritt.

XVI. Der Busant (Magelona) erzählt die Liebe zweier Königskinder und ist eine Abenteuer-Märe, nordfranzösischen Ursprunges, welche den Grundstoff zu dem bekannten Volksbuche „von der schönen Magelona", das auch in Deutschland die willkommenste Aufnahme und Verbreitung gefunden hat, lieferte. Wir werden desselben bei Erwähnung der Volksbücher näher gedenken, und führen hier nur noch an, daß ein Theil des Gedichtes durch das Leben Magelonens in der einsamen Mühle lebhaft nach der auf S. 26 berührten Sage von der Reismühle hindeutet.

XVII. Der Frauen Turnei behandelt einen Stoff von sagenhafter Färbung, indem eine Oertlichkeit und ein berühmter Name, der auf eine bestimmte Zeit hinweist, genannt werden, doch ist uns die Erzählung als deutsche Sage nicht begegnet, obschon scherzhafte und ernsthafte Frauenspiele und wie hier Turniere in romanischen Gedichten, wie in französischen besungen werden. Der Schluß ist in derber Weise zweideutig, doch dem Reinen ist alles rein.

XVIII. Die Heidin behandelt ebenfalls ein Turnier= und Liebes=Abenteuer, das in epischer Breite weit ausgesponnen ist, und an ältere deutsche Heldengedichte erinnert, an welche auch im Gedicht selbst vielfach angespielt wird. Das ganze eigenthümliche Verhältniß der Minne, sofern sie die offenbarte Liebe eines ledigen Ritters zur Frau eines anderen Mannes, von welcher Liebe dieser letztere weiß, darlegt, welches Verhältniß ein häufigst vorkommendes und eine Zeitsitte war — ist auch in diesem Gedichte in anziehender Weise offenbart. Das Anstößige darin, das sich heutige Dichtung nimmer erlauben dürfte, muß jenen Dichtern zu Gute gehalten werden, die es unbefangen sangen, weil sie es singen durften, und Niemand Anstoß daran nahm, ja kaum der Klerus.

XIX. Der Nußberg, von Heinrich Rafold, einem ungelehrten Schmiede, der aber seine Reime eben so glatt zu schmieden weiß, wie seine gelehrten Sangesgenossen, behandelt einen dem vorigen ähnlichen Stoff in umgekehrter Weise. Wie in der Heidin ein Christenritter dem Heidenkönige, nach manchem Minnekampfe, sein Weib ver= und entführt, so thut hier ein gefangener Heidenkönig der Frau des Ritters, der ihn fing, dasselbe, während dieser nach dem Hoflager seines Königs und Lehnsherrn gezogen ist. Das Gedicht ist außerordentlich kurz, oder vielmehr, es ist wol nur ein Bruchstück.

XX. Der Gürtel, von Dietrich von Glaz, ist ein Abenteuer voll Phantasie und voller Selbstständigkeit, nur wagt der Dichter, seine Erzählung auf eine anstößige und gefährliche Spitze zu treiben, die sich indeß dadurch mildert, daß alles Anstößige nur Schein und Vorgeben einer hochherzigen und herrlichen Frau ist. Anziehend für uns ist in diesem Gedicht die Schilderung, welche der Ritter

der Frau, die er zu minnen begehrt, von den Steinen seines Gürtels macht. Wir ersehen aus ihr aufs Neue den Werth, den das Mittelalter auf edle Steine legte, und den allgemein verbreiteten Glauben an deren magische, talismanische Wirkung. „Ein Stein" sagt der Ritter, indem er der Frau sein Roß zum Tausche gegen Minnegunst bietet, „liegt in der Brust meines Rosses, davon es stark und schnell ist." Und als er auch den Gürtel hinbietet, rühmt er: „In meinem Gürtel sind funfzig und mehr Steine. Ein Theil wurde von Marokko gebracht, Mohren aus Indien und Syrien brachten über die Meeresfluth zwölf Chrysoprasen, vier Onyxe, drei Chrysolithe. Ein Stein kam von Griechenland, er ist halb wolkenfarbig und halb dunkelroth; wer ihn trägt, findet, daß der Stein hülfreich ist in Nöthen; sein Träger wird nimmer der Ehre bar, alle Sälde (Gunst) wird ihm zu Theil, er wird im Streite nicht erschlagen, ist allezeit sieghaft, weder Wasser noch Feuer hat ihm etwas an." Jedenfalls ist hier wieder der alte erchanstein, der lichtwolkenfarbige, rothblitzende und irisirende edle Opal gemeint, der wîse, der Orphanus der alten Dichtungen.

XXI. Das Häselein, XXII. Der Sperber und XXIII. Das Gänselein, sind ächte Stoffe für einen Dichter, wie Boccaccio war; die beiden letzten sind lustige Klostermärlein; alle drei sind sinnlich-ergötzliche Liebesschwänke, die freilich nicht in Kindermärchenbücher passen. Hübsch ist, daß sich der Dichter des Häseleins „von Gottes Gnaden" nennt, gewiß nicht, weil er fürstlichen Stammes war, denn das war er schwerlich, sondern weil er seine Begabung für eine göttliche Gnadenverleihung nahm, was sie jedenfalls auch wirklich ist. Er selbst nennt seine Dichtung ein abent maerlin — welches Wort recht deutlich an Abenteuer anklingt, und hofft sie mit „Frau Venus"

Gunst zu vollenden, die er demnach als seine Muse betrachtet.

XXIV. Der schwangere Mönch, von dem Zwingäuer, ist ein Schwank ganz gleichen Schlages, wie die vorigen, namentlich wie das Gänselein. Den Stoff, aus Thorheit eingebildete Schwangerschaft eines Mannes, haben auch italienische Dichter benutzt, und der deutsche Schwänkevater, Hans Sachs, hat nicht ermangelt, ihn ebenfalls einmal als Schwank, und einmal als Fastnachtsspiel zu bearbeiten. Schade, daß er erst aus dem wälschen Machwerk Boccaccio's schöpfte, und nicht aus der deutschen Quelle. In denselben Bereich, wie diese bisher aufgeführten Dichtungen, gehört auch

XXV. Die Nachtigal, ebenfalls aus dem Decamerone genugsam bekannt, und von Casti, dem Verfasser des sehr länglichen und trockenen Gedichtes: „die redenden Thiere", wie vom Lope de Vega als Lustspiel, endlich von Lafontaine novellistisch bearbeitet. Alle diese Stücke, an die sich noch XXVI. Frauenlist, XXVII. Frauenbeständigkeit und XXVIII. Die Teufelsacht anreihen, entbehren des edeln, ächt germanischen Elementes, künden wälschen Ursprung und athmen wälsche Frivolität und Unsitte, um nicht zu sagen Unzucht. XXIX. Der wahrsagende Baum scheint deutsch-vaterländischem Boden entsproßt, obschon das Gedicht ebenfalls in gewisser Beziehung mit seinen Vorgängern verwandt ist. Aber es deutet auf die Verehrung heiliger Bäume hin, welche tief im deutschen Volksglauben wurzelte, und über welche Theil I. S. 32 u. ff. gesprochen worden ist, und deren es auch ungleich mehr gab, als wir oben anführten. Besonders ist es der, in der berührten Märe nur scherzhaft benutzte Zug des Hervortönens von Stimmen aus Bäumen und Sträuchen, nach welchem

mehr als eine deutsche Sage weist, z. B. die bekannte rheinische von der Gründung des Klosters „Noth Gottes" (D. Sagenb. 73), dann die von dem Spuk unter den fünf Eichen bei Aerzen, zwischen Pyrmont und Hameln (D. Sagenbuch 293), aus denen eine Stimme den Juden Ganstrӓger verhöhnend ruft, auch die vom alten Weinstock, der in der Schlacht am Welpheshol „Jodute!" rief (a. a. O. 415) u. a.

XXX. Der entlaufene Hasenbraten, von dem Briolsheimer (Friauler), ist ächter Schwank, wie ihn nicht nur die Dichter häufig gegen lüsterne Pfaffen ausgehen ließen, sondern wie er auch wol nicht selten in That und Wahrheit geübt wurde. Gewaltsames Kapaunen, wie es hier dem diesesmal schuldlosen Pfaffen angedroht wurde, kam nicht selten vor — man denke an den armen Abälard.

XXXI. Der Reiher, ein Schwank, mit dem vorigen nahe verwandt, scheint das Wort Hahnrei ausdeuten zu sollen, indem er einen Mann schildert, der mit einem Hahn einen Reiher fängt, was seiner Frau so wohl gefällt, daß sie ihn das öfter thun heißt. Der Mann, ein reicher Landbesitzer, ladet seinen Lehensherrn zum Reiherbraten, ehe aber der Gast kommt, wird letzterer von der Frau mit ihrer Gevatterin verspeist, und als der Mann mit dem Gast anlangt, wird der Reiher geradezu abgeläugnet, auch gesagt, daß es ja überhaupt unmöglich sei, mit einem Hahn einen Reiher zu baitzen. Dies verdrießt den Mann sehr, und er droht Vergeltung der Schalkheit. Als er hinweg ist, beredet die Frau ihre Gevatterin, für die nächste Nacht ihre Stelle im Ehebette einzunehmen, die nach mancher Weigerung ihr denn auch diesen Gefallen thut. Der Mann kommt nach Hause und bringt drei Stöcke mit, die er an die Bettstelle stellt, und sie später beim Schlafengehen der zu Bette geschickten Frau, vielmehr der Ge-

vatterin, auf ihrem Rücken zerschlägt, und dabei immer fragt:

Bin ich noch der Mann,
Der fing den Reiher mit dem Hahn?

Damit noch nicht zufrieden, schneidet er ihr beide Zöpfe ab und jagt sie von der Lagerstatt. Zum argen Schimpf, den die Gevatterin davon hatte, mußte sie auch noch den Spott empfangen, denn die Wirthin fragte sie, ob sie Trautens satt sei? und jene wünscht ihr und ihrem Manne für das Gelüst nach ihrem Reiher, daß sie ein Wolkenbruch ertränke, worauf jene noch weiter höhnt. Als am Morgen die Frau ihren Mann weckt, wundert sich dieser, daß sie so heil sei, da er doch drei Knüttel auf ihr zerschlagen. Die Frau lacht ihn aus, und antwortet, das sei eben so wahr, als er mit dem Hahne Reiher gefangen habe. „Ich schnitt euch doch die Zöpfe ab" — versetzt ihr der Mann, der Frau aber dünkt, sie habe sie noch, und zeigt ihre herrlichen wachsgelben Zöpfe. Darauf hält sich der Mann für verrückt, und bittet die Frau, ihn zu heilen. Auch dazu ist dieselbe bereit, sie nimmt ihr neues Kopfband und mißt ihn nach der Länge und Quere, faßt es doppelt, läßt ihn auf ihren rechten Fuß treten und durch die Bänder blasen, dann läßt sie ihn sich zu Bette legen und schwitzen, dann muß er dritthalb Roggenkörner kauen. So äffte sie ihren Hahnreiher nach Herzenslust. Belustigend ist in diesem Gedicht neben der Verhöhnung des bethörten Mannes auch die der Sympathie, des Messens und Hauchens, aus welchem Grunde wir auch so ausführlich diese Märe mittheilten. Wenn nämlich Jemand das sogenannte Abnehmen (Schwinden) hat, so muß er sich bücken, in die Stube legen, Arme und Füße ausstrecken, letztere aber nicht gespreizt, und nun wird er mit einem Faden ins Kreuz gemessen

vom Kopf bis zu den Füßen, von einer Fingerspitze zur andern, daher wol auch die Redensart „in die Kreuz und Quere" entstanden sein mag. Ist der Mensch gesund, so muß die Armbreite so viel messen, wie die Körperlänge, fehlt es, so hat er das Abnehmen, und dann murmelt der Messende stillschweigend den Spruch:

Schwindest du denn — so schwinde doch nicht,
Schwindet doch Gott der Vater auch nicht!
Schwindest du denn, so schwinde doch nicht,
Schwindet doch Gott der Sohn auch nicht!
Schwindest du denn, so schwinde doch nicht,
Schwindet doch Gott der heilige Geist auch nicht! †††

Das Hauchen und Blasen ist uraltes Zaubermittel, das wundersame vieldeutige Pneuma. Der Schöpfer hauchte Adam lebendigen Odem ein. Jesus blies die Jünger an und sprach: Nehmet hin den heiligen Geist. Noch ist Spruchrede bei plötzlich anfallender Krankheit: ich hab's bekommen, wie angeblasen. Hexenzauber wurde durch Anhauch geübt, auch Trug und Verwandlung, daher lassen noch unsere Taschenspieler auf die Karten blasen, die sie in der Hand verwandeln, damit scheinbar der Zauber durch den Zuschauer selbst bewirkt werde. Abgesehen von aller Täuschung, liegt im Anhauch wirklich geheimnißvolle Wirksamkeit, und diese verspottet eben jene Frau, als sie ihren Mann durch das zusammengelegte Kopfband blasen und sich dabei, um das Hocus pocus zu steigern, auf den rechten Fuß treten läßt. Daß nun der Mann das Alles blindgläubig thut, zeigt ihn eben so recht als den jeder Täuschung würdigen Hahnreiher. Auch das Körneressen ist nicht ohne sympathetisch-medicinische Bedeutung.

XXXII. Ehestand, Tod und Hochzeit (ursprünglich Das Bloch) ist eine Bauernmäre, und recht artig, aber

ohne tiefere Bedeutung für unseren Zweck; ein ähnlicher Schwank ist XXXIII. Ehe im Leben und Tode, was auch von XXXIV., Scheidung und Sühne, gilt. Da es ermüdend ist, und es noch mehr für die Leser ermüdend sein dürfte, die bloßen Titel der in der von der Hagenschen Centurie enthaltenen Abenteuer und Schwänke-Sammlung zu schreiben und zu lesen, so halten wir uns fortan nur an die, aus deren zum Theil sehr leichter Spreu wir Goldkörner von Gewicht für deutsche Mythe und Sagenforschung fallen sehen.

Zu diesen gehört nun gleich XXXVII. Die drei Wünsche, deren Stoff in vielfacher Weise vielfach verändert behandelt ward, und zwar namentlich im Märchen, und welcher orientalischer Herkunft zu sein scheint. Wunsch und Wunscherfüllung deuten nach alter Mythe hin, und das zum Schaden ausschlagende der letzteren hat einen Zug dämonischen Elementes. Der menschlichen Thorheit muß die Erfüllung unüberlegter, unbedachter Wünsche zur Strafe werden, und zwar noch dazu zu solcher, die Andere, welche sie wahrnehmen, belustigt, so daß nicht für den Spott zu sorgen braucht, wer den Schaden hat. Altindisch, griechisch, arabisch, hebräisch, wie alt- und neufranzösisch, mittel- und neuhochdeutsch wurde der Stoff behandelt. Von neueren deutschen Dichtern benutzte ihn Kotzebue zum Bühnenstück: Bervonte, oder die drei Wünsche, Hebel mit deutsch-mythischem Anhauch, von älteren vaterländischen Dichtern wurde der gleiche Stoff durch Kirchhof in seinem Wend-Unmuth, und von Lehmann im erneuerten politischen Blumengarten behandelt. Gegenüber den verfehlten und übel ausschlagenden Wünschen haben aber Sage und Märe auch gute Wünsche, die mit Ueberlegung gethan werden und wohl gerathen. Dahin die Sagen und Märchen vom Schmied von Jüter-

bogk, dem von Apolda und vielen anderen Orten, immer dieselbe heiter gefärbte Fabel, nur mannichfaltig abschattirt.

Es folgt eine ziemliche Reihe von Erzählungen, in denen Weiberlist in jeder Weise ihre Triumphe über betrogene Männer feiert, doch dabei mancher schöne sagenhafte und poetische Zug. So kommt nicht nur in XLII., Die treue Magd, der niederdeutsche altheidnische Noth- und Zeterschrei „to Jodute!" vor, aus welchem Wort die Gelehrten der späteren Zeit sehr geneigt waren, einen deutschen Götzen zu bilden, sondern es wird auch der heiligen Gertrud gedacht, als einer Beschirmerin der Reisenden und zärtlich, wenn auch gerade nicht sittlich Liebenden, deren und St. Johannis Minne beim Scheiden man so gerne trank, vgl. Th. 1. S. 29.

XLVI. Das heiße Eisen, zieht die uralte Sitte des Gottesurtheils durch die Feuerprobe in seinen Bereich, die vom Manne gut, von der Frau sehr schlecht bestanden wird. Wie ganz anders und hochwürdig tritt der Schilderung des Dichters dieses Schwankes jene Th. 1. S. 251 erwähnte Dichtung von der bestandenen Feuerprobe der Kaiserin Kunigunde entgegen:

Sie trat in gotis namen dare
Vnde obirschreit die eilf ſchare
Vff daz czwilfte ſie trat
Vnd ſtunt do ſtille an der ſtad
So kule ſtunt die vrouwe
Rechte alſe in eyme touwe
Das ſchar undir iren fuſen ſeig
Se trad ez als ez were ein teig.
Daſz der gotis werdin
Die fuſe of der erdin
Bloſz blebin stende

Dut wunder sie alle sehende
Wy sere so ez glute
Daz ez sie nicht bruete
Suz hatte sie ez bewerit
Dez sie dar waz geuerit.

Schon in der Edda begegnet die Feuerprobe in ähnlicher Scene, s. Th. 1. S. 221.

XLVIII. Die halbe Decke (Der kozze) ist eine Märe ernster und rührender Art, häufig behandelt, auch in neueren Gedichten, wo es statt der Decke, die dem vom Sohne verwahrlosten Vater zu Theil wird, ein Holztrögelein ist, aus welchem der Alte essen muß, und wo der kleine Enkel sich ein Trögelein schnitzt, daraus er einst seinen Vater essen lassen will. Sprachlich anziehend ist, daß das Wort kozze im Frankenlande noch erhalten ist, aber weniger eine Strohdecke, als vielmehr einen Tragkorb, Kötze, Kütze, bedeutet, was dem althochdeutschen chuzilo entsprechen dürfte. Gleichen Ernst und gleiche Moral lehrt auch

XLIX. Der Schlägel, von Rüdiger dem Hunthover, in noch ausgedehnterer Weise; es ist dieselbe Sagemäre, die Shakspeare den Grundstoff zum König Lear bot, nur daß in dem deutschen Gedicht der kindliche Undank und die schändliche Untreue, welche 3 Söhne und 3 Töchter an dem alten Vater üben, ihre ebenso verdiente als ergötzliche Bestrafung finden. Auch Luther kannte diesen Stoff und erwähnte desselben in den Tischreden; Hans Sachs dichtete ihn um, und er drang in des Volkes innerstes Leben mit dem Spruche ein:

Wer seinen Kindern giebt das Brod,
Und leidet selber dabei Noth,
Den soll man schlagen mit der Keule todt.

Ein Spruch, den man sogar in Schlesien neben einer aufgehängten Keule an Stadtthore schrieb. Ein solcher Schlägel, Keule, Kolbe oder Hammer war uraltes Rechtssymbol, und fand sich jedenfalls auch noch an andern Orten, als beim Dorfe, dem er den Namen gab, Kühnhard am Schlägel, im Königl. Bairischen Landgericht Feuchtwangen, wo der Schlägel, so schwer, daß 5 Mann daran zu heben haben, an einer Tanne hängt, und dazu dient, einem Manne, den sein Weib geschlagen hat, zum Zeichen, daß er in Geldbuße verfallen, an das Haus gehängt zu werden. D. Sagenb. 874.

LI. Der Wiener Meerfahrt, von dem Freudenleeren, ist ein Zecherschwank, voll trunkener Tollheit, in dem auch St. Gertrudens Minne und Kriemhildens Noth gedacht wird. Der Stoff ist antiken Ursprunges; der Sikuler Timäus aus Taormina, allwo guten und trefflichen Weines die Fülle wächst, brachte ihn bereits auf die Bahn. Der deutsche Dichter verlegte ihn in das lebensfrohe Wien; in späterer Zeit ist derselbe Stoff noch mehrmals benutzt und erneuet worden.

LIII. Der weiße Rosendorn, ein Abenteuer sehr unsauberer Art, an dessen französischem Ursprunge Niemand zweifeln wird, gedenkt einer Wurzel, die einen Stummen redend macht, wenn sie ihm in den Mund gethan wird. Hier spricht nun, im Gedicht, eine Stumme in unzufriedener Weise mit ihrer Eigenthümerin, und sagt sich endlich auf eine Zeitlang gänzlich von derselben los. Wir dürfen froh sein, daß dies kein deutsches Märchen ist.

LIV. Berchta mit der langen Nase. Dies scheint zwar nicht das Gedicht, das Luther kannte und erwähnte (s. Th. 1. S. 50.), aber ein jenem nahe verwandtes. Es ist sehr kurz, aber doch wegen seiner Hindeutung nach der

germanischen Mythe ungemein wichtig. Der Inhalt, in wälschen Dichtungen vielfach wiederholt, läuft, abgesehen von seiner schlüpfrigen Anstößigkeit, auf den vielverbreiteten Volksglauben hinaus, daß man bei Tische rein aufessen solle und müsse, und es ist diese Berhte keine andere, als das von einem Vater den Kindern geschilderte Gespenst, von dem es heißt:

Ez iſt so griulich an getân,
Daz ich dir's nicht geſagen kan
Wan wer dez vergiſſet
daz er niht vaſt izzet
Vf den komt ez vnd trit in.

Fr. Hr. von der Hagen erläutert a. a. O. den ganzen Berchthen-Mythus aufs Neue sehr ausführlich, wie schon Jacob Grimm in der d. M. gethan, vergleicht sie begabenden Feen in altfranzösischen Gedichten, und stellt sie in ihrer Eigenschaft der spinnenden, webenden und weißen Frau als Erdgöttin (Nerthus) und Wuotans Gemahlin Freia, Frea, Frike, Frik rc. hin. Fast dünkt uns, es sei des Stoffes allzuviel um sie gehäuft, denn was bleibt von den Frauen der germanischen Mythe übrig, wenn diese Berchtha alle in einer, eine in allen ist?

LV. Irregang und Girregar, von Rüdiger von Müner, ist wieder ein loses Minneabenteuer mit manchem mythischen Zuge, denn es gedenkt der Nachtmahr, des Albs, der durch Kreuze vertrieben wird, es wird Segensprechung, Veräucherung und Messung vorgenommen, eines Pilweisen wird als eines gespenstigen Ungeheuers gedacht, bei Wutinges Heer (Wodans Heer) und beim Banne St. Peters rc. wird beschworen. Die beiden Schelme, die den bethörten Hausvater in Gemeinschaft mit dessen Frau und Tochter unerhört äffen, zeigen sich von kobold-

artiger Natur; sie nennen sich Irregang und Girregar, und fahren nur hinweg, um bald genug wieder zu kommen und ihr schändliches Minnespiel fortzusetzen. Auch dies Gedicht ist in den Sprachen anderer Länder bearbeitet worden, und findet sich deutsch in Langbeins Werken wieder. Im darauf folgenden Gedicht:

LVI. Meister Irregang tritt nun der eine der vorhin genannten Kobolde in seinem Sohne verjüngt auf, und rühmt sich in artiger Weise als einen wackern Knaben, der höfischer, bürgerlicher und ländlicher Künste und Arbeiten kundig sei. Er erinnert lebhaft an die koboldartigen, kunstreichen Zwerge der nordischen Mythen, die jedenfalls dem Dichter vorschwebten. Auch auf den sagenhaften Rothbart wird angespielt, dessen Hofhalte die mündliche Volkssage ja auch Zwerge zugesellt.

LVIII. Das Rädlein, von Johannes von Freiberg, wiederum Minnesang und =Schwank in des Wortes verwegenster Bedeutung, dessen Schilderung selbst ein Boccaccio, Heinse und Clauren nicht das Wasser zu reichen vermöchten, aber neben dem erotisch Anziehenden auch manches mythisch und sagenhaft Anziehende. So wird nach dem Wormser Rosengarten und den gleichnamigen Heldenbuch=Gedichten hingedeutet, es wird ein Alpleich (Alb=leich, Elbenreigen) erwähnt, auf gefangene Nachtigallen angespielt u. dergl.

LXIII. ist vom Herausgeber, da es der alten Ueberschrift ermangelt, Turandot überschrieben, eingedenk des von Gozzi und Schiller behandelten, ursprünglich morgenländischen Stoffes der Räthsel aufgebenden gefährlichen Schönheit. Naturgemäß ist in dem altdeutschen Gedicht Alles anders, wie in den übrigen morgen= und abendländischen Behandlungen des gleichen Stoffes, es duftet vielmehr eine Na=

türlichkeit aus, die Alles überbietet. Der Dichter heißt Heinz der Kellner. Der Stoff findet sich, obschon verändert, und nicht so völlig unflätig, in deutschen Märchen wieder, wo auch der Bauer oder Schäfer mit allerlei List die Königstochter sich gewinnt. Auch der von dem bäurischen Tölpel hier gefundene Eggezahn hat alte Bedeutung, s. Th. 1. S. 153.

LXIV. Der Jungherr und der treue Heinrich ist eine ausführliche romantische Abenteuer-Märe, die Beziehungen zu verwandten Dichtungen hat. Es wird hier eines wundersamen Steines gedacht, den ein Vögelein fallen läßt, der wie ein Karfunkel leuchtet, und den Junker, der ihn vom Boden erhebt, fliegen lehrt, was ein eigenthümlicher Zug der Sage und der Wirkung des Wundersteines ist. Auch der Frau Venus wird als Minnegöttin, die mit ihren Pfeilen verwundet, gedacht, die mithin hier in der deutschen Dichtung das Amt selbst übernimmt, das in der antiken ihrem Sohne zugedacht ist. Bildlich dargestellt erscheint sie unter andern so auf der Rückwand eines Handspiegels als Elfenbeinschnitzwerk, gekrönt als Minnekönigin, geflügelt, nach Liebespaaren ihre Pfeile sendend.*) Zugleich ist dieses Abenteuer eines der seltenen in deutscher Art, darin die Verwandlung eines Menschen in ein Thier und die Rückwandlnng vorkommt. Auch auf die Artus- und Alexandersage spielt dies anziehende Gedicht an. Das unmittelbar folgende:

LXV. Das Schrätel und der Wasserbär ist nordisch mythisch, geht aber noch ebenso wie in Norwegen

---

*) Kunstwerke und Geräthschaften des Mittelalters ꝛc. Herausgegeben von C. Becker und J. von Hefner. Frankfurt a. M. 1853. 13. Heft. Tf. 2.

mehrfach in Deutschland als die Sage um, daß in einem Stalle kein Vieh bleibt, weil darin ein Kobold oder der Teufel selbst haust. Da kommt ein Bärenführer und bittet für sich und sein Thier um Nachtherberge, die wird in dem verrufenen Stalle gewährt, und in der Nacht geht der Teufels- und Bärentanz im Stalle wüthend los, Teufel oder Kobold muß entweichen, und fragt andern Morgens bange nach der bösen Katze im Stalle, die so arg ihm mitgespielt (D. Sagenb. 633). In nordischen Sagen treten Trollen an die Stelle des Schrätels, dem wir bei den Dämonen der deutschen Sage wieder begegnen, als Waldschratt und gespenstigem Waldteufel.

LXVI. Helmbrecht, von Wernher dem Gartener (vielleicht aus Garda am schönen Gardasee?), ist eine ächte und rechte Bauernmäre, die mit manchen ihrer Spott-, Schimpf- und Scheltnamen uns lebhaft an das von uns zuerst veröffentlichte mittelhochdeutsche Gedicht „Der Ring" erinnert, dessen später näher gedacht werden soll — während andere Namen an alte Heldenlieder würdig anklingen, die auch theilweise erwähnt sind. Das Gedicht gehört Oesterreich an, wohin auch sein Schauplatz verlegt ist. Der gewandte Dichter offenbart eine seltene Kenntniß der alten Mythen und Gedichte, Troja's und Aeneas', Karls und Rolands, Turpins und Olifieres, der Frau Helke, der Ravenaschlacht, Dietrichs von Bern, geschieht Erwähnung, des Gedichtes der Abenteuer Krone aus König Artus Sagenkreise wird gedacht, und dabei wird der Anzug des Helden mit einer Ausführlichkeit geschildert, die Walter Scottscher Breite in dieser Beziehung gleich steht. An eine noch in Franken volksübliche Scherzrede: „jedes getaufte Kind empfängt von seinen Pathen die neunte Ader", d. i. den neunten Theil seiner Neigungen, Gaben

und Eigenschaften im Guten und Schlimmen erinnert die Stelle:

> Man liſt ze Rôme an der pfaht
> ein kint gefahe in der jugent
> nach ſinen töten eine tugent.

Traumerzählung und Traumdeutung begegnet ebenfalls.

Der Held Helmbrecht, dessen Tauftot (Pathe) ein Ritter war, und der ein Stegreifritter werden will, schlägt alle treuen Warnungen seines Vaters in den Wind, läßt sich ausrüsten, zieht von dannen und wird ein vom Glück begünstigter Schnapphahn. Als er heimkehrt, die Seinen wieder zu sehen, begrüßt er alle in verschiedenen fremden Mundarten, ein Zug, der sich auch in spätere Räubermärchen verlor, wie denn diese Helmbrechtmäre in Wahrheit ein Prototyp aller Räubergeschichten genannt zu werden verdient. Des Vaters Prophezeiungen und Träume erfüllen sich allzumal an dem ruchlosen Sohne, der mit seiner ganzen Bande zuletzt gefangen und gehangen wird.

Vielfach bearbeitet, auch schon in morgenländischen Sagen und Märchen erscheinend, ist der Stoff von LXVIII. Zwei Kaufmänner und die treue Hausfrau, von Ruprecht von Würzburg. In manchen späteren abendländischen Behandlungen aber ist der Urstoff ungleich weiter ausgesponnen. Er rief auch Shakspeare's Cymbeline in das Leben, Boccaccio benutzte ihn nach früheren Vorgängern, Hans Sachs und Ayrer folgten dem Letzteren. Der deutsche Dichter selbst verlegte den Schauplatz seiner Dichtung an Frankreichs Grenze, in die einst deutsche Stadt Verdün. An deutsche Sage und Mythe hat das Gedicht nur wenig Anklang, doch wird in einem gewissen Sinne „zweier Gäuchlein" (Brut aus Kukukseiern) gedacht, die ein Kaufmann erwähnt, daß er sie aufziehe, indem er seiner

Frau ein höhnisches Lob zollt, die sich, sobald er von dannen sei, ihrer Mitchristen erbarme.

LXIX. Der Richter und der Teufel, von dem Stricker, ist ein ächter Teufels-Märchenstoff, den wir kein Bedenken getragen haben, in unser deutsches Märchenbuch aufzunehmen. Er ist volksthümlich und drastisch.

LXX. Der Welt Lohn, ein Gesicht Wirnts von Grafenberg, von Konrad von Würzburg, kündet sich gleich als eine dichterische Vision an, die voll Ernst nach der Eitelkeit aller Weltlust deutet, welcher Ernst mit Humor und Schalkheit im deutschen Mittelalter so recht traulich Hand in Hand schritt, „wie" nach Uhland:

— „bei alten Ritterfesten
Mit dem Tode zog Hanswurst."

Nahe genug streift das Gedicht an die Todtentanz-Idee und an die Todtentanzbilder. Zu einem Ritter kommt ein herrlich Frauenbild, preist ihn und dankt ihm, daß er bislang so treu ihr gedient, und verheißt ihm den Lohn dafür. Es ist Frau Welt, und wie sie sich wendet, zeigt sie dem erstaunten Ritter ihren nackten Rücken, der voll scheuslicher Kröten, Schlangen, Nattern und Blattern, von allerlei giftigem Geschmeis überwimmelt, durchstochen und durchkrochen ist, und ekle Maden nagen am faulen Fleische, das scheuslichen Gestank verbreitet. Zuletzt wird der Frau Welt seidenes Gewand gar zum Aschentuch, und ihr minneglicher lichter Schein zur Todtenfarbe.

Diese durch das spätere Mittelalter mächtig pulsende Idee wurde nicht nur auf das Mannichfachste schriftlich behandelt, schauerte durch Hymnen und Lieder, tönte aus hundert asketischen Predigten, sondern auch die Künste bemächtigten sich ihrer. Es giebt eine ovale Medaille, auf deren Hauptseite ein liebliches Frauenbild voll holdseliger

Huld zu erschauen ist. Die Rückseite zeigt das Brustbild eines fast nackten Gerippes, auf dessen Schädel eine Kröte sitzt. Zu Nürnberg steht an der Außenwand des nördlichen Seitenschiffes der Sebaldkirche eine Steinfigur, die wir oft betrachtet haben. Die örtliche Sage macht auch sie zu einem Bilde der Welt mit ihrem schönen Außenschein und Tand, und hintennach (im Rücken) folgt der Scheuel und Gräuel, folgt dem flotten Hui das schlimme Pfui, die ewige Mahnung des ewigen Memento mori. Andere Ueberlieferung will einen ungerechten Richter oder Rechtsverdreher in jener Figur erblicken. Ein altes Lied, überschrieben: „Daz ist das anderlant“ drückt sich aus, als ob der Dichter diese Steinfigur gesehen oder gemeint hätte:

Wo ist Karle Hector vnd Alexander
Julius Artus mit manchen andern
ritterknecht und manch schargant *)
wo anders dan in dem anderlant.

Wer eynich kaiser von Rome
der wer edel oder so schone
als eyn karfunkel oder dyamant
er musz nacket in daz anderlant.

Ach waz geselschaft vinden wir dar
kroten slangen vnd würme vorwar.
ein kalt bette ist uns grube ze hant
also sendet man uns in daz anderlant.

LXXI. Der nackte König, von dem Stricker, ist eine tief ergreifende Märe, auch von andern ältern Dichtern,

---

*) Hier ist wol weniger an das französische Sergeant zu denken, als an das mittelhochdeutsche schargen, betrügerisch bedrücken, schieben und schergen, neudeutsch provinziell noch schinden und schaben.

namentlich von Herward von Wildonie, wie von Hans Rosenplut, von Hans Sachs als Schauspiel behandelt. Ebenso bot es verschiedenen sogenannten Moralitäten willkommenen Stoff, für die es sich vollkommen eignete. Wir haben versucht, es in die Märchenwelt erneuend einzubürgern, ohne eigene Zuthat, als der Stylisirung aus den alten Reimen in die jüngere Prosa.

Von LXXII. bis XC. der von der Hagenschen Sammlung folgen nun fromme Mären, zumeist im Legendentone gehalten, doch sind es nicht eigentliche Heiligenlegenden, sondern Mariendichtungen, welche die Wunderkraft der heiligen Jungfrau, ja schon die ihres bloßen Namens preisen und verherrlichen. Manch inniger deutscher Zug ist in ihnen offenbart, frommer Glaube, seelenvolle Hingebung, und es rauscht ein endloser Gnadenborn unter den Marienrosen dieses Glaubensparadieses. Marienmärchen.

Eine vom eigenen Manne schwer mißhandelte Frau bewahrte Maria vor Selbstmord, der, an sich im Mittelalter eine seltene Erscheinung, nur durch das äußerste Leid erquält werden konnte. Einem treuen Ritter, der die h. Jungfrau so sehr ehrt, daß er ein ihm überliefertes Mägdelein unberührt läßt, weil sie Maria heißt, entblüht, nachdem er im Turnier erschlagen und auf dem Felde begraben ward, ein Bäumlein, auf dessen Blättern die Worte Ave Maria zu lesen sind! Aehnliches wiederholt LXXXVIII., wo eine Lilie aus dem Grabe auf ihren Blumenblättern den Gruß Ave Maria trägt. Vielleicht ein leiser Nachhall der antiken Mythe und ihrer poetischen Wehklage Ai, ai auf den Blättern des Delphinium Ajacis. Auch die Märe von der Mutter, die dem Muttergottesbilde das Kind hinwegnimmt, weil die flehende Bitte um Befreiung des gefangenen Sohnes nicht erhört worden, worauf Maria den

Sohn frei macht, aber auch verlangt, daß ihr Kind zurückgegeben werde, ist fortlebend in das Volk gedrungen; nicht minder die Sage vom Propst von St. Gallen, dessen Seele auf einem Schiffe die Teufel fuhren — Wiederhall jener, die von König Dagoberts Seele kündet (D. Sagenbuch 5.), welche auch von Teufeln auf einem Schiffe gefahren ward — denen St. Dionys und Engel sie abstritten, während in der berührten Märe dies mit des Propstes Seele durch Mönche geschieht, die Marien anrufen. Maria und ihre Huld schirmt die ihr treu Ergebenen gegen den Teufel und gegen alle dessen Tücke und Bosheit, selbst wenn diese Ergebenen ein übles Leben führen, ja sogar dann noch, wenn dieselben von Gott abgefallen sind und sich dem Teufel ergeben haben. Sehr poetisch ist die Märe LXXXIX. Marien-Rosenkranz, und weit verbreitet ist die Sagemäre von dem frommen Mönche, den ein weißes Vögelein singend aus dem Garten verlockt, dem er nachfolgt und bei der Rückkehr in sein Kloster Alles verwandelt findet, indem während der kurz geglaubten Entfernung des Mönchs wol hundert Jahre vergangen waren. Schade, daß dem vorliegenden Gedicht gerade derjenige wichtige Zug fehlt, der die Sage so erhabenschön macht, denn in ihr, der Sage, begreift der Mönch nicht das hohe Wort, daß hundert oder tausend Jahre vor Gott sind, wie ein Tag und wie eine Nachtwache, und trägt sich darüber mit Zweifelsqualen — worauf ihn dann jenes Wunder überzeugt. Der Stoff ist verschiedenfach erneut worden, und wir haben denselben ebenfalls in unser deutsches Märchenbuch aufgenommen. Max Wolfgang von Goethe verwebte ihn geistvoll in sein Gedicht: Erlinde.

Vieles ließe sich noch anreihen, denn unendlich groß ist der Wundergarten der mittelalterlichen Dichtung, und

wer in ihm umherirrt, der möchte wol, gleich jenem Mönch, die Pforte spät erst wiederfinden, auf der der Rückweg vergönnt ist. Das in der von der Hagenschen Sammlung im Anhange mitgetheilte Gedicht aus dem oben S. 5. erwähnten Weltbuche Jansen Enenkels: Achilles und Deidamia, knüpft an das Alterthum an, ist aber deutschmittelalterlich genug, und ein stark minnedorniger Abenteuerschwank. Der Dichter offenbart viele Kenntniß des Griechenthums und nennt trügerisch einen selbsterfundenen Abgott Ratuan, der nicht zu deuten ist.

Auch das Gedicht Enenkels, Eraclius, ist im Anhange der Gesammtabenteuer enthalten, es ist eine verjüngte, ungemein veränderte und verkürzte Bearbeitung dieser tragisch endenden Abenteuermäre. Ein anderes Gedicht: Kaiser Dagbrecht, feiert den halbmythischen Frankenkönig Dagobert, und läßt ihn über räuberische Fürsten und Vasallen gerechte Strafe verhängen. Das Gedicht an sich deutet freilich in keiner Zeile dahin, daß der Genannte, der zu Rom zum Kaiser erwählt wird, und zwar durch Eingebung, jener Frankenkönig Dagobert sei, allein Otte's Eraclius nennt diesen, und jedenfalls entnahm Enenkel dem Vorgänger den Namen. Im Volksbuche Kaiser Octavianus begegnen wir dem Könige Dagobert abermals.

Die Märe: Des Reußenkönigs Tochter, enthält in ihrem Eingange einen in Deutschland hin und her verbreiteten Sagenstoff, die schändliche Neigung eines unnatürlichen Vaters zu der eigenen Tochter, die sich über diese entsetzt und mit eigener Hand sich entstellt, worauf sie harte Pein erleiden muß. Dahin gehen auch zum Theil die Sagen von den mancherlei Kümmernißbildern, mit den ihnen anhangenden legendenartigen Erzählungen (D. Sagenb. 322, 532, 963).

Die Dichter dieser späteren Periode ergingen sich allerhäufigst in dem Gebiete, das wir bisher durchwandelten, und bereiteten, wie schon angedeutet, einestheils durch Behandlung epischer Stoffe die Mehrzahl der späteren prosaischen Volksbücher vor, anderntheils schufen sie ganze Sammlungen von Schwänken, Abenteuern und Mären. So trug außer den bereits Genannten ein Ungenannter das Buch Gesta Romanorum zusammen, ein Anderer dichtete „Die sieben weisen Meister", an welche sich Konrads von Würzburg Gedicht: Engelhart und Engeldrut lehnt. Ein anderer Ungenannter schuf Salomon und Morolf, weit verbreitet und oft herausgegeben, ein Dritter dichtete Weigand von Theben, oder der Pfaff vom Kalenberg. Achilles Jason Widmann aus Schwäbisch Hall schuf das Buch Peter Leu, der andere Kalenberger, und hüllte seinen Namen akrostichisch in Anfangszeilen ein, was auch der Dichter des oben Th. 1. S. 251. von uns erwähnten, noch ungedruckten Gedichtes über Kaiser Heinrich und Kaiserin Kunigunde, die Heiligen, thut. Den sich verschlechternden Geist der Zeit bezeichnend, trat Hans von Rosenplüt damit hervor, daß er sich selbst den Schnepperer (einen zuchtlosen Schwätzer) nannte. Höchst zahlreich sind seine Stücke. Vor allen aber that sich der Nithart hervor, der sich Bauernfeind zu nennen liebte, und wahrscheinlich Ursache genug hatte, ein solcher zu sein. Mindestens wird angenommen, daß der Dichter Nithart derselbe Neidhard Fuchs gewesen sei, der dem Herzog Otto dem Fröhlichen als lustiger Rath diente, und dessen Grabmal noch zur Stunde am Stephansmünster zu Wien erblickt wird. Viele der Minnesinger erwähnen ihn mit anderen Sangesgenossen, die Manessische Sammlung enthält seine Lieder, Wolfram von Eschenbach gedenkt seiner im Titurel, Heinrich von

Vriberg in der Fortsetzung von Gottfrieds von Straßburg Tristan, der Marner in einem Gedicht, Hermann von Sassenheim in der Mörin. Das Grabmal bildet ihn im Handgemenge mit den Bauern ab.

Nach den Nithartschwänken, die voll bäurischer Sitte und Unsitte sind, deutet das oben erwähnte Gedicht, der Ring, zuerst durch uns bekannt gemacht, und durch die Güte des Herrn Professor Adalbert Keller in Tübingen bevorwortet und erläutert.*) Dieses niedrigkomische Bauern-Epos wäre auf alle Fälle das geworden, wozu sein Stoff es vollkommen eignet, ein Volksbuch, hätte sich nicht die bisher einzige Handschrift still im Manuscriptenschranke einer fürstlichen Bibliothek verborgen gehalten. Sprache und Dialekt weisen nach der Grenze zwischen Schwaben und Baiern. Der bürgerliche Dichter, muthmaßlich aus Wittenweiler im Würtembergischen Jaxtkreise, in der Pfarrei Blaufelden, geiselt mit übersprudelndem Humor das sich stets gegen den Bürgerstand überhebende und sich stolz blähende Bauernvolk, nach Art und Weise der Nithartgedichte und der gleichzeitigen Fastnachtsspiele. Gleich im Eingange schreibt er spöttisch statt edler Bauern: esler Bauern, ist unerschöpflich in schmutziger und schimpflicher Namengebung, wie Pertschi Triefnas, Kunz vom Stadel, Junkherr Troll, Twerg, Eysengreyn (Anspielung auf den Wolf Isegrim), Pencza Trinkaviel, Rüfli Lekdenspieß ꝛc. Anziehend ist, daß der Dichter des Nithart und seiner Eigenschaft des Bauernhasses gedenkt:

Ich wäin es wär der pauren hagel
Her Neythart, trun ein ritter chluog,
Der allen törpeln hass truog.

---

*) Der Ring, von Heinrich Wittenweiler, herausgeg. von Ludwig Bechstein (23. Publication des literarischen Vereins in Stuttgart). 1851.

Damit aber nicht zufrieden, führt er Herrn Neithart selbst persönlich in das Gedicht ein und läßt ihn sieghaft im Bauernturnier über die Flegel fahren. Auch erwähnt er vielfach der deutschen Helden und Heldendichtungen, des Dietrich von Bern, des Meister Hildebrand, des Sigenot, Egge, Wolfdietrich, Laurin ꝛc. Ebenso kennt Herr Heinrich Wittenweiler den Artussagenkreis, den antiken von Troja und Alexander, kennt den Freidank und die Thiersage und Thierfabel.

Als früherer Besitzer dieser anziehenden Handschrift hat sich Jacob Markwart von Glauburg*) eingezeichnet. Eine Familie dieses Namens wohnte in der Wetterau und zog später nach Frankfurt a. M.

Volksbücher. Diese volksbuchartigen Schwänke führen uns von selbst der Betrachtung der eigentlich sogenannten Volksbücher näher und zu, in welchen die früher poetisch und metrisch behandelten Stoffe sich in Prosa niederschlugen, wie Himmelswolken, in befruchtenden Regen verwandelt, abträufen.

Die Zahl der deutschen Volksbücher, in welche auch mannichfache Stoffe des Auslandes übergingen, ist sehr groß. Um sie im Einzelnen zu charakterisiren, scheint uns zunächst eine Gliederung derselben nöthig, die sich von selbst aufdrängt. Wir theilen sie ein in:

Volksbücher von heidnisch-mythischer, christlich-mythischer und von romantisch-ritterlicher Färbung.

Volksbücher aus bürgerlichen Lebenskreisen, ernsten Inhaltes, zum Theil mit mittelalterlichem Zauber- und Wunderwesen.

Volksbücher aus dem bürgerlichen und bäuerlichen Leben, mit vorwaltendem Scherz u. Schwank.

---

*) Nicht Blauburg, wie in der Ausgabe irrig steht.

Anhang: Natur-, Kunst- und Handwerkskreis.

Die deutschen Volksbücher bilden einen reichen in sich abgegrenzten Schatz der vaterländischen Nationalliteratur, und ihre Wirkung war von je eine große und mächtige. Sie trugen aus den höheren Ständen poetische Anschauungen, goldene Lebensregeln, Freuden und Leiden der Herzen, in die niederen, sie vereinten sich innig mit dem Volke, schlugen Wurzel in seinen Kreisen, verjüngten sich in ihnen von Generation zu Generation, und waren, was die Sage ist und was der Aberglaube als Mythus ist: unvertilgbar, ewig lebend, ewig sprossend, ja sie waren es nicht nur, sie sind es noch heute, wenn sie auch nicht mehr die frühere Wirkung äußern, denn die Speculation hat sich auch der Volksbücher bemächtigt, und hat nicht nur die alten in ungeheueren Massen erneut in das Volk geworfen, sondern auch viele neue gemacht, die freilich den alten gegenüber nur ein ephemeres Dasein leben, was der Speculation auch ganz recht ist, denn hätten ihre flüchtigen und künstlichen Hervorbringungen Dauer, so bliebe kein Markt mehr für die üppig drängende Nachfolge.

In immer gleicher Frische sproßten diese Blumen vaterländischer Poesie, inniger Dichtung, oft die Würze schalkhaften Humors ausduftend, bisweilen für verwöhnte und vornehme Nasen fast von allzustark natürlichem Geruch, wie z. B. „Eulenspiegel", andererseits aber auch bildend und sittigend, veredelnd und herzerfreuend wirkend, wie „Genoveva, Hirlanda" und Andere. Es gab eine Zeit, in welcher das Volk diesen Schatz achtete und zu würdigen verstand, und zwar das Volk aller Stände, nicht blos das gemeine, und dann kam eine Zeit, wo ein großer Theil des Volkes, aber nicht das gemeine, sich kühl und vornehm abwandte von diesem reichen Schatz, und sich einredete, er sei eben

nur für das gemeine Volk, sei unsauber, sei mit reiner Hand nicht anzufassen, und dann ging man noch viel weiter, weil man in ungemeiner Beschränktheit von dem poetischen Kerne, der oft in rauher oder unscheinbarer Schaale dieser Früchte am Baume der vaterländischen Literatur verborgen war — keine Ahnung hatte — man unterdrückte die Volksbücher geradezu und verbot deren Verkauf. Ein Glück, daß man zurückgekommen ist von jener Verirrung der Hochstudirten, die wol bei Vielen nicht einmal aus bösem Willen hervorging, sondern aus Mangel an Verstand, Einsicht und richtiger Würdigung dieses Literaturzweiges, wie Kaulbach auf seinem genialen Karton so sinnig über den Esel schrieb, der dem Orpheus huldigt:

Keine Furcht der Esel hat,
Wann er zu dem Leierer gaht.
Das thut er nicht aus arger List,
Sondern weil er ein Esel ist.

Und was das Beste ist, die Mehrzahl unserer alten Volksbücher — nur von diesen kann hier die Rede sein — ist nicht blos in Deutschland heimisch, sondern es ist unter ihnen ein lebhafter Wechselverkehr mit nachbarlichen Landen, und wie in alter Zeit von Frankreich und den Niederlanden mancher poesievolle Stoff zu uns herüberflog, den das deutsche Gemüth erfaßte und in Saft und Blut unseres Volkes verarbeitete, so erstanden auch unsere Volksbücher in Uebersetzungen wieder in den Nachbarlanden, in Frankreich, Holland und Belgien, selbst in Italien und Spanien, und wie die alten Volksbücherherde in Deutschland: Straßburg, Nürnberg, Köln und Reutlingen, sich in millionenfacher Hervorbringung und Vervielfältigung derselben hervorgethan, so thaten es in der Nachbarschaft und thun es noch die Städte Troyes, Amsterdam, Antwerpen, Gent, Brüssel und andere.

Volkslied und Volksbuch gingen traulich und treulich Hand in Hand mit einander durch alle deutschen Gauen, beide durchdrangen die Nation wie starke Arterien mit frisch-lebendigem Pulsschlag. In beide hatte die abgeblühte poetische Vergangenheit sich geflüchtet, gerettet, geborgen, in beiden hatte sich die Sage verweilend niedergelassen, als die große Wandlung erfolgt war, die der mündlichen Ueberlieferung und der mühsamen Schrift die beflügelte Vervielfältigung und Wiedergabe durch die Buchdruckerkunst verlieh. Nun erst war rechte Dauer gewonnen — Sang und Sage waren nicht dahin, wenn des Sängers, wenn des Erzählers Mund verstummte — die große epische Dichtung ging nicht verloren, wenn ihre einzige Handschrift ein stumpfsinniger Buchbinder zerschnitt, wie selbst noch mit den pergamentnen Incunabeldrucken geschah, um die Rechnungen der Klostervögte über Erbzinsen und Gülten in die geweihten Blätter zu heften, und nur das eine büßte diese spätere Umwandlung von Sang und Sage in das Volksbuch ein — die metrische Form, die der ursprünglichen Dichtung gemäßer war, weil sie die Hülfe des Gedächtnisses in Anspruch nahm und dieses unterstützte. Wie sich auch die späteren Volksbücher zum Theil auf alte Heldenlieder und Heldensagen stützen, von denen manche in ihnen zu Märchen und Fabel verklangen, wird die nähere Betrachtung zeigen, die wir ihnen zu widmen schuldig sind; ja in manchen derselben begegnen wir wieder fast unverhofft den mythischen Nachklängen des Heidenthums und all seinem meteorischen Glanze. Es geht aber mit den Volksbüchern wie mit den verzauberten Schätzen der Gebirgssagen; nicht jedes Auge sieht sie offen zu Tage stehen, sieht ihren Glanz blendend strahlen, der gute Tag, die gute Stunde gehört dazu, und das goldene Sonntagskind, der hingebende sinnige Verehrer oder

der Dichter — nicht der bloße Reimer und Versemacher, der in der Schule redlich lernte, welche Sylben lang und welche kurz sind — was eben so lang- als kurzweilig ist — sondern der Dichter, der mit dem Herzen empfängt und mit dem Herzen wiedergiebt, den nicht die Schule lehrte, sondern die Götter-Orakelstimme der deutschen Haine. Da wohnt die Natur, nicht die Wissenschaft, der Kinderglaube, nicht die Verneinung, da blühen und duften die Waldblumen, und nicht die Zinkblumen, nicht die Kobalt-, nicht die Schwefelblühte der Chemiker und Mineralogen. Wie kam es doch, daß das Volk jene alten Thier- und Kräuterbücher sich so willig aneignete, sie so fest und hoch hielt, und daß es so wenig und ungern an die neuen Naturgeschichten herangeht, die doch ungemein gut und trefflich sind, wie deren Bilder ungleich besser, als die alten rohen Holzschnitte? Weil das Volk in jenen alten Büchern (die ebenfalls Volksbücher waren, wenn auch keine erzählenden) sich selbst wiederfand, seine anerzogenen Begriffe, seinen ererbten Aberglauben, seine selbstgemachten Wahrnehmungen und Anschauungen. Da war noch von der Kräuter und Steine Kraft und Heilkraft die Rede, von Sympathie und Antipathie, von dem was gut und nütz ist in allerlei Gebrest, was Haß und Zorn, was Liebe und Zuneigung zu erregen vermochte, was die Monatblühte hervorrief, was die Brüstlein rund und hart, und was die Kröpfe schwinden machte. Das will das eigentliche Volk, aber nicht die Stelzenweisheit der Systeme und die völlig trockene, alle Kenntniß bereits voraussetzende Lehrart der neueren Naturgeschichten. Ein Beispiel wird hier nicht am unrechten Orte stehen, wir wählen die Mistel. Eine neuere, sehr gute Botanik mit lateinischem und deutschem Text (den lateinischen lassen wir hinweg) hat:

Zweihäusige Pflanzen. Viermännige.
Viscum album. Mistel.

Männ. Kelch 4theilig, Blume O. Staubfäden O. Staubbeutel kelchständig.

Weib. Kelch 4blätterig, oben. Griff O. Blume O. Beere 1saamig. Saame herzförmig.

Weißer Mistel. Mit lanzigen, stumpfen Blättern, zwieseligem Stamme, winkelständigen und spitzeständigen Aehren. ♄. (Trivialnamen:) Vogelleim, Klüster. W.(ohnort) Schmarotzerpflanze auf Bäumen. Liefert Vogelleim. Blüht 3. 4. (d. h. März und April).

Dagegen hat ein altes Kräuterbuch:

„Von Mystel. Namen. *A.* Mystel, welches man auch Affolter nennt, wirdt auf griechisch Jros, auf lateinisch Viscum geheißen.

Gestalt. Mystel ist ein kraut mit vilen ästen ausgebreit, wie ein klein Bäumlein, zach, allezeit bleichgrün, inwendig grün und auswendig bleich, hat Blätter wie der Buchßbaum, doch etwas lenger, gewinnt kleine Blumen, seine frücht aber sind weiße, runde Beer, als die Erbsen.

Statt seiner wachsung. Wechst auf den beumen, in sonderheit aber auf den Eichen und Birnbeumen.

B. Zeit. Mystel soll im Herbst, so er Beer gewinnt, gesammelt werden.

Die natur und complexion. Der Mystel wermet und ist etwas mehr scharf, denn bitter.

Kraft und würkung. Mystel mit harz und soviel wachs vermischt und übergelegt, zeitiget, verzehrt, (er)weicht und zeucht zusammen die ohrmützel (Ohrenzwang, von müeten, plagen) und allerlei Geschwulst. Mit weyrauch

vermischt und auf alte geschwür gelegt, heilet sie. Er verzert und macht klein das milz, mit kalch vermischt. In summa, Mystel zeucht heraus allerlei subtile und grobe feuchtigkeit, zerteilt und verzert darnach dieselbigen."

Welches ist nun die bessere Beschreibung, nach welcher würde das Volk greifen, wenn beide zugleich ihm dargeboten würden? — Man verzeihe diesen Abschweif — er soll nur dazu dienen, darauf hinzuweisen, wie wenig in einem gewissen Sinne die Schule dem Volke nützt, trotzdem, daß jetzt so Viele sich mit dem achtungswerthesten Streben mühen, die Wissenschaft zum Gemeingut des Volkes zu machen, und damit häufig leider wieder das Kind mit dem Bade ausschütten, des ne quid nimis niemals eingedenk, denn nach alle diesen Werken müßten alle unsere Bauern Chemiker, Astronomen, Metallurgen und Gott weiß was Alles noch werden — sie bleiben aber Bauern, säen, ärnten, und verkaufen den Ertrag ihres Fleißes den Städtern so theuer als immer möglich, und lesen alle die gelehrten und für sie vom hohen Olymp des Katheders herab geschriebenen Werke ein für allemal nicht.

Wir haben mit Vorliebe vielfach mit dem Landvolke verkehrt, und stets, wenn dasselbe Bücherwünsche laut werden ließ, vor allen den Wunsch nach Kräuterbüchern alten Styles vernehmen müssen, so daß uns in der That oft die Lust ankam, ein solches und eine solche Volksnaturgeschichte selbst zu schreiben, ohne damit den Aberglauben fördern und das Volk verdummen helfen, oder dem vielgepriesenen Fortschritt auch nur den kleinsten Fußangel in den Weg werfen zu wollen. Gar vieles im Naturleben bietet dem Aberglauben keinen Boden, wol aber trägt es Poesie in Fülle in sich, die den Krystallen gleicht, welche

oft der unscheinbare, rohe Feldstein oder die röthlich braune Porphyrkugel in sich schließen. Ein Schlag, und eine funkelnde Krystallgrotte im Kleinen liegt vor den Blicken erschlossen, deren Dasein kein gleichgültig Vorüberwandelnder ahnete, eine Grotte, die so schön ist, wie kaum die von Antiparos, wenn wir im Stande wären, sie nicht mit unserm Menschen-Auge, sondern etwa mit dem Auge einer Ameise zu beschauen.

Den Werth der Volksbücher erkannte und würdigte schon das Mittelalter in allen Stücken; die Ritter auf ihren Burgen sammelten die alten Druckerstlinge derselben, die noch Stolz und Zier unserer Bibliotheken sind, und auch die spätere Zeit blieb ihrer dauernd eingedenk. Lassen wir sie, zum Theil mindestens, denn wer könnte die ganze Fülle fassen? unserem Blick vorübergehen in rascher Folge, aus jedem fast wird uns ein Spiegelbild von anderweiter Mythe, Sage, Märe oder Fabel begegnen, doch sei vergönnt, über die zeitgeborene Form der Poesie, die Prosadichtung, noch im allgemeinen Einiges zu sagen, und sie in ihrer Gesammtheit zu überblicken, es wird dann zum Verständniß der Einzelstücke nur kurzer Andeutungen und weniger kennzeichnender Striche bedürfen. Als trefflicher Leitfaden zu solcher Uebersicht sei John Dunlops Geschichte der Prosadichtungen oder Geschichte der Romane, Novellen, Märchen ꝛc. nach Felix Liebrechts sorgfältiger Uebertragung aus dem Englischen und Ueberarbeitung, Berlin, G. W. F. Müller 1851, genannt.

Die metrische Form der Poesie, als die älteste, war nicht in allen Ländern der Erde so vorherrschend, wie sie es in den Vorzeittagen des germanischen und scandinavischen Nordens war, und wie sie in diesen Ländern so lange sich erhielt. Bei den Griechen der nachhomerischen Zeit trat

Prosa an die Stelle der Verse, und auch das den Griechen nachbarlich gelegene Kleinasien bediente sich nicht der gebundenen Formen. Die milesischen Märchen des Aristides, in denen asiatische und griechische Sitte innig in einander verschmolzen war, gingen verloren; sie waren wol meist in Prosa geschrieben. Parthenius aus Nicäa, welcher um 20 vor Christus lebte, erneute dieselben zum Theil. Der Inhalt dieser Märchen war durchweg erotisch, ja sogar faunisch, und fand noch manche Nachahmung. Plutarch webte Erotica in seine moralischen Erzählungen, Antonius Diogenes schrieb einen Roman „von den unglaublichen Dingen jenseits Thule“, Lucius Petrensis brachte eine Sammlung von Zaubermetamorphosen zusammen, der Spötter Lucian verfaßte seinen „Esel“, Jamblichus seine Babylonica. Lange nach ihm begann mit Heliodor eine neue Aera der Poesie. Seine „Aethiopica“ mit dem Romane „Theagenes und Chariklea“ begegnet uns als deutsches Volksbuch wieder; von dem Zeitgenossen Heliodors, Bischofs von Trikka, an, bis in die letztvergangenen Jahrhunderte hinein, wurde dieses Werk noch weitläuftiger verarbeitet und nachgeahmt. Der erste Nachahmer Heliodors war Achilles Tatius; er schrieb ein Buch, „Erotica“ betitelt; Abenteuer zu Lande wie zur See, Schiffbrüche, Räuberscenen, Liebeslisten und dergleichen bilden den poetischen Apparat. Der Grieche Longus, wie man glaubt, ein Lesbier, schrieb einen Hirtenroman: „Daphnis und Chloe“; er wurde der Urvater aller glück- und unglückseligen Idyllen, ohne je von einem seiner zahlreichen Epigonen erreicht zu werden. Der heilige Johannes von Damaskus verfaßte einen geistlichen Roman, dem wir bereits als deutschem Gedicht des Mittelalters begegneten: „Barlaam und Josaphat“,

von ziemlicher Ausdehnung und äußerst phantasiereich, auch mit Märchen durchwebt, die wol ohne Zweifel dem Orient entblühten. Die als Gedicht behandelte allegorische Märe in Laßbergs Liedersaal I., überschrieben: „Die Jagd des Lebens“, die wir in unser deutsches Märchenbuch in Prosa aufgenommen haben, ist dem Werke des Johannes Damascenus entnommen; ihm entstammt auch die Scene mit den vier Kästchen in Shakspeares Kaufmann von Venedig. Eusthatius (auch Eumathius geheißen), ein unter den Komnenen im zwölften Jahrhundert lebender Grieche, schrieb einen Roman: „Ismenias und Ismene.“ Die Erzählung hat große Längen, aber es ist dennoch Manches aus ihr in deutsches Wesen übergegangen, so finden wir darin unter andern Monatbilder beschrieben — wie sie unsere Kalender durch lange Jahrhunderte unermüdlich brachten und noch bringen; ein Mäher kennzeichnet den Juli, ein Bad den August ꝛc. Auch vom Gedicht Oberon birgt sich bereits ein Stück des Stoffes in diesem Romane: Seesturm, Ueberbordwerfen, Rettung, Sklaverei, Wiederfinden der Geliebten als Sklavin u. dgl., und es fehlt diesem so wenig, als den übrigen griechischen Romanen an mannichfacher Schilderung der Liebe, der Leidenschaften, der Kämpfe und der Abenteuer, und was das Schönste an ihnen ist, die Frauenwelt wird, gegenüber dem Brauch und der Sitte des Morgenlandes, selbstständig handelnd, sittlich schön und edel eingeführt, und so lehrte auch diese Dichtung, trotz manches Unsittlichen in ihr, doch auch schon in jenen frühen Zeiten die Schönheit adeln und die Sitte achten.

Nach Italien waren, wie Tauben der Kypris, die leichten, sinnlichen, milesischen Märchen geflogen, hatten bei dem üppigen Volke der Sybariten die willigste Aufnahme gefunden, nicht minder selbstverstehend Uebertragungen und

Nachahmungen, die wieder neue Nachahmungen und eine ganze Reihe frivoler, zum Theil höchst anstößiger Erzählungen hervorriefen. Petronius Arbiter brach diese Bahn in Italien, nicht der edlen Sitte zum Vortheil, nicht sich, nicht seinem Volke zum Ruhme, obschon er schön schrieb. Apulejus folgte mit seinem „goldenen Esel", einer ergötzlichen Zauber- und Verwandlungen-Geschichte, die späteren Dichtern, wie Boccaccio, Le Sage und Anderen manchen willkommenen Stoff zur Annahme und eigener Behandlung bot.

An die Stelle der abblühenden classischen Zeit des Hellenen- und Römerthums trat die Romantik mit ihren Zaubern, Wundern und Abenteuern, auf welche die Literatur der Araber, namentlich auf der pyrenäischen Halbinsel, nicht ohne vermittelnden Einfluß blieb, während sie im scandinavischen Norden aus ureigenthümlichen Elementen sich bildete und hervortrat. Die Poesie der späteren Zeit war die große Vermittlerin, die alles Altüberkommene vereinigte, verschmolz und umschuf: classisch antike Dichtung, maurisch-ritterliche, keltiberische, normannische, scandinavische und germanische. Sie sammelte alle diese Strahlen zu einem goldenen Regenbogen, und hing ihn als Himmelsring, als Friedenszeichen, unter dessen die Erde berührenden Enden man Gold- oder Sonnensaamen fand, über die entzweiten Völker. Ueberall, in allen Landen, ließ sie Wunderblumen ausblühen, die nach erlangter Reife den Saamen ausstreuten, aus dem die poetische Literatur der Nachwelt aufkeimte, und welchem wir auch unsere Volksbücher verdanken.

Gildas und Nemius, britannische Schriftsteller, welche, der erste im sechsten, der zweite im siebenten Jahrhunderte lebten, legten durch ihre Erzählungen und Auf-

zeichnungen bretagnescher und walisischer Sagen den ersten Grund zu den späteren Dichtungen vom König Artus; Walther Calenius (ein noch in Thüringen nicht minder erhaltener bürgerlicher Familienname, wie der Name Artus*), auch Gualtier, Archidiaconus zu Oxford, trugen Materialien in Menge zur Geschichte jenes mythischen Königes zusammen. Der Letztere aber gab seine Sammlung dem Geoffroy von Monmouth, der nun eine lateinische Chronik von Britannien verfaßte, und auf diesem Grunde erbaute sich die romantische Dichtung der britischen Sagenkreise.

Romanisch (romance) wurden die sämmtlichen Sprachabwandlungen genannt, die in den zum alten Römerreiche gehörenden europäischen Landen üblich waren, später engte sich der Begriff der eigentlich romanischen Sprache und Dialekte in geschlossenere Grenzen ein, und dann trug sich der Begriff der Sprache auch auf die Dichtungen in romanischen Sprachen über; da nun die Dichtungen vorzugsweise das Ritterthum, und die durch dasselbe bestandenen Abenteuer, welche meist auf Minneabenteuer hinaus liefen, betrafen, so wurde jener poetische Begriff auf die Stoffe selbst, die von den romanischen Dichtern behandelt wurden, übertragen, und Romane waren es nun, welche die romantische Zeit, das romantisch-ritterliche Gebaren feierten.

Als ältester der Prosaromane dieses Zeitalters wird „Merlin" genannt, der die Geschichte jenes in den Graal- und Artussagenkreis engverwebten berühmten Zauberers enthält, und ebenso durchdacht als anziehend ist. Er ist in französischer Sprache geschrieben und erschien 1498 zuerst

*) Das S. Meiningische Staatshandbuch allein zählt 5 Beamte des Namens Artus auf.

zu Paris im Druck, und zwar in drei Folianten, daraus sein Umfang und seine Reichhaltigkeit erhellt. Minder anziehend und unterhaltend ist die „Geschichte des heiligen Graals" in Prosa (sie war auch gereimt vorhanden), Gautier Map hieß ihr Bearbeiter. So wurde auch Percefal in französischer Prosa bearbeitet, nachdem jedoch sein Stoff längst in Liedern lebte, und die übrigen bekannten Romane, die in den Artussagenkreis sich einschlingen: „Lancelot vom See", „Meliadus von Leonnoys", „Tristan und Isolde (Yseult)", „Ysaie le Triste", „Arthur", „Artus de la Bretagne", wie noch mehrere andere, reihten sich an. Gleichzeitig entstanden die Dichtungen des karlingischen Sagenkreises in Poesie wie in Prosa, von denen wir schon im Allgemeinen andeutend sprachen. Diese wie jene boten der Nachwelt eine Fülle von Stoff, der Bischof Turpin schilderte in einer Chronik von ungemein poetischer und romantischer Färbung Kaiser Karls des Großen Leben, seine Heereszüge, seine Schlachten und Siege, darin die berühmte Roncevalles-Schlacht nicht fehlen durfte. „Hüon de Bordeaux", der ursprüngliche Stoff zum Oberon, war früher episches Gedicht und wurde auch erst später als französischer Prosaroman bearbeitet. „Guerin de Monglave", „Galyen Rhetoré", „Milles et Amys", „Jourdain de Blaves" sind wenig in Deutschland bekannt oder nachgeahmt worden, wol aber fand „Doolin de Mayence" in Alxinger seinen deutschen und noch dazu poetischen Erneuerer. „Ogier le Danois" drang tiefer wie die vorhergenannten ein, und „Maugis und Vivian" leben noch heute als niederländisches Volksbuch ihr unsterbliches Leben. Maugis ist wieder der in unsern Haimonskindern auftretende Vetter der Söhne Aymons von Dordone, der zauberkundige und listige Malagis. Auch diese Dichtung hatte altepische Form, bevor

die spätere Zeit sie zum französischen Prosaroman umgestaltete und sie ein weitverbreitetes deutsches Volksbuch wurde.

Die alten romantischen Dichtungen der pyrenäischen Halbinsel beginnen mit dem berühmten und weitverbreiteten Roman „Amadis de Gaula“, dessen Autorschaft Portugal und Frankreich einem ihrer Landsleute zuzueignen bemüht waren. Gaula bedeutete ebensowol Wallis als Gallia, die sprachliche Wurzel war eine und dieselbe. Der beliebte Roman fand eine Fortsetzung im „Esplandian“, dieser im „Lisuarte de Grecia“, dieser im „Amadis de Grecia.“ Des Letzteren Sohn war „Florisel de Niquea“, aus dessen Stoff wieder „Agesilaos von Colchos“ herausgesponnen wurde, und so ging es fort. Eine ähnliche Reihe eröffnet der Roman „Palmerin de Oliva“, an den sich „Primaleon“, „Platir“, „Palmerin de Inglaterra“ 2c. anketten, lauter stoffreiche Dichtungen, welche insgesammt die lebendige Phantasie ihrer Urheber bekunden, unserem Ziele aber nicht nahe liegen.

Ein Ritter aus Valencia, Johann Martorell, schrieb im cataloniſchen Dialekt: „Tirante el Blanco“, einen Ritterroman, den Cervantes im Don Quichote anzieht, und in ergötzlicher Weise dessen Vorzüge schildert. „Partenoper de Blois“, ebenfalls catalonischer Roman, voll Zauber und Abenteuer, wurde frühzeitig auch in das Deutsche übertragen, und zwar unter dem Titel: „Partinopier und Meliur“ — was auch zum Theil mit jenen schon erwähnten Dichtungen der Fall war, welche den antiken Sagenkreisen entstammten, von denen vor allen die Sage vom Zauberer Virgilius für uns eine hohe und wichtige Bedeutung hat, wie auch die französische Literatur, gleich der deutschen, sich mit aller Vorliebe jener reichen Fundgrube für Abenteuer- und Märchendichtung, der berühmten „Gesta Romanorum“ be-

mächtigte. Diese ist die Schatzkammer, aus welcher endlos, wie aus einem unerschöpflichen Fortunatussäckel, die Dichter Stoffe gewannen.*) Sie ist ganz nahe und eng verwandt mit dem Buche von den „Sieben weisen Meistern", mit arabischen Märchen, und auf ihrem Fundamente baute die französische Fabliaux- und Contes-Dichtung weiter, die italienische mit ihren „Cento Novelle antiche" schloß sich an, welche wieder dem Boccaccio zur Hauptquelle seines „Decamerone" wurden, und so schlang sich Kettenglied in Glied, Dichter schöpften aus Dichtern, die Poesie war das schöne Gemeingut Aller, und so sind auch die deutschen Volksbücher entstanden. Das ist der Ursprung und der Kern einer so allverbreiteten, erst hoch geachteten und dann in Ueberschätzung pedantisch gelehrten Zopfthums so lange mißachteten und unterschätzten Literatur, die wir nun näher ins Auge fassen wollen.

Volksbücher.

Volksbücher von heidnisch-mythischer, christlich-mythischer und romantisch-ritterlicher Färbung.

Die sieben weisen Meister.

„Nützliche Unterweisung der sieben weisen Meister, wie Pontianus der König zu Rom seinen Sohn Diocletianum den sieben weisen Meistern befiehlt, die sieben freien Künste zu lehren, und wie derselbe hernach durch Untreue seiner Stiefmutter siebenmal zum Galgen geführt, aber allezeit durch schöne Gleichnisse der sieben weisen Meister vom Tode errettet und ein gewaltiger Meister zu Rom ward. Sehr lustig und nützlich wider der falschen Weiber Untreue zu lesen. Ganz von neuem aufgelegt. Nürnberg."

*) Neu herausgegeben: „Das älteste Märchen- und Legendenbuch des christlichen Mittelalters, oder die Gesta Romanorum. Von Dr. Joh. Georg Theodor Gräße. Leipzig, 1850."

Dieser langathmige Titel eines wahrscheinlich zuerst 1512 erschienenen Buches, der auch verändert begegnet, giebt den Inhalt eines früher in den weitesten Kreisen verbreiteten deutschen Volksbuches an, dessen Ursprung in die Frühe undenklicher Zeiten, wie in die Ferne unendlich weit entlegener Lande reicht. Aus dem Himalaia Indiens brachen seine lebendigen Quellen hervor, und ergossen sich von Völkerschaft zu Völkerschaft, bis sie nach dem fernsten Westen drangen. Man nennt als den, welcher zuerst diese Quellen gefaßt haben soll, einen indischen Braminen, Namens Sindbad, Sendabad, oder Sendabar, der zur Zeit des Königs Kuru lebte. Aus dem indischen Buche Sendabads: „Von den sieben Rathgebern", welches in das Arabische und Persische übertragen worden war, wurde dasselbe von Rabbi Joel in das Hebräische übersetzt, und ein Grieche, Namens Syntipas (wenn das nicht blos eine Namensumwandlung des indischen Urhebers ist, die der Grieche annahm?), übertrug das Werk in die Sprache seines Volkes. Ein Mönch: Dam Jehan (Don Juan), schuf es lateinisch, und ein französischer Dichter des dreizehnten Jahrhunderts: Hebers oder Herbers, brachte es unter dem Namen „Dolopatos" in französische Verse.

Von da ab ging das Buch in Uebersetzungen in fast alle Länder Europa's und erlitt unter den vielen Händen so verschiedener Bearbeiter gar manche Umgestaltung, wie ja schon den hauptsächlichsten jener Dichter mit dem Buche vorgenommen, der den indischen Stoff romanisirte. So erschien eine italienische Bearbeitung zu Mantua unter dem Titel: „Erastus." Mittlerweile trat der willkommene Stoff nach Osten zurück und wurde zur Grundlage des türkischen Buches „Geschichte des Sultans von Persien und der (vier-

zig) Veziere."*) Selbst in den Märchen der 1001 Nacht sind, nächst der äußeren Form, Anklänge, nicht minder in den Erzählungen Herodots und Anderer — aus den sieben weisen Meistern.

Die älteste deutsche Ausgabe des Buches erschien 1474 im Druck, unzählige andere folgten nach; die einfach schlichte, ungekünstelte Sprache, das Spannende mitten in der Einförmigkeit der Anlage und Einkleidung der Erzählungen, Alles machte das Buch beliebt und trug zu der ungemeinen Verbreitung desselben bei.

Rübezahl. „Der von neuem wegen seiner kurzweiligen Possen aufgelegte Schlesische Rübezahl oder das Chosenhafftige und Weltbeschriebene Gespenste, welches sich auf den Gebürgen zwischen Schlesien und Böhmen denen Reisenden in possierlicher und mannigfaltiger Gestalt rc. rc. zu erkennen giebt. Andere vermehrte Auflage. Breßlau und Leipzig, 1728."

Wir ziehen mit Recht dies Büchlein in den Kreis unserer Betrachtungen, denn es ist mit seinem Vorgänger Daemonologia Rubenzalii, von Prätorius, 1667, fast der einzige Vertreter des deutschen Mythus und der deutschen Dämonensage in unserer so reichen Volksbücher-Literatur, obschon als Volksbuch mehr in den Kreis seiner Heimath gebannt, als allverbreitet. Leider gehört sein Ursprung schon jener späteren Zeit an, in welcher die gelehrte Afterweisheit hochmüthig „auf dergleichen nichtswürdige Scartegven, woran dem Publico wenig oder gar nichts gelegen,

---

*) Unter dem Titel: „Die Vierzig Veziere oder weisen Meister" hat Dr. Walter Fr. Adolph Behrnauer, Leipzig, Teubner, 1851, dieses Werk, kritisch erläutert und trefflich bearbeitet, herausgegeben.

ja welches demselben in der That mehr schädlich als nützlich"*) — herabsah, und es fehlte dem Verfasser jene innige Hingabe, jene Gläubigkeit der Alten, deren Seelen sich mit ihren Stoffen in Eins verschmolzen. Und doch ist dieser Verfasser kein anderer als der spätere Bearbeiter und Umwandler der Faustsage in ein späteres Volksbuch, Dr. Johann Nicolaus Pfitzer.

J. Görres, dem wir so manches Gute über die deutschen Volksbücher danken, wenn er sich auch bisweilen in allzubombastischen und überschwenglichen Redensarten zu ergehen liebte, hat dieses Büchlein in seinen „teutschen Volksbüchern" (Heidelberg 1807) nicht genug gewürdigt, er fertigt es mit 5 Zeilen ab, und doch tritt uns in ihm die ganze Sagenfülle über den schlesischen Berggeist in schlichter Einfachheit entgegen, und wir müssen dem Verfasser dafür Dank wissen, daß er es geschrieben, obschon er wie eine Reifrocksspröde den Fächer vorhält, und sein Schämen zu verbergen sucht, daß er es gethan, auch dem Leser ernstlich gelobt, dergleichen „schlechte Arbeit" nicht wieder vorzunehmen, und „künftighin nützlichere und lesenswürdigere Sachen" zu bringen. Der Verfasser zergliedert uns zum Glück den Berggeist nicht, sondern er berichtet ganz einfach und an einer Schnur, was sich vom Rübezahl das Volk erzählt. Der Berggeist soll sich in einer Höhle befinden, unter allerlei Gestalt den Reisenden sich zugesellen, und nur denen Possen spielen, die ihn necken oder ärgern; da nun das Temperament Rübezahls sehr cholerisch-sanguinisch geschildert wird, so fehlt es nicht an Schwänken und Possen, die bisweilen sehr derb und grob bäuerisch ausfallen. Um so günstiger zeigt der Geist sich denen, die ihm freundlich und

*) Eigene Worte des Verfassers!

demuthvoll begegnen. Unser Verfasser bleibt vom Anfang bis zum Ende unerschöpflich im Zuge; sein Büchlein enthält Stoff auf Stoff, und der wackere Musäus, der zuerst die Rübezahlmärchen breitspann (Schade, daß er die kleine Abgeschmacktheit beging, sie Legenden von Rübezahl zu taufen, als wenn der Herr des Gebirges, der alte Domine Joannes, ein Heiliger gewesen wäre), hätte noch viele Bände mehr damit füllen können, als er ohnedies füllte. Siehe D. Sagenbuch 640—644.

Es ist aber um den Rübezahl etwas sehr Eigenes und Wundersames, daß er so allein und ohne Gleichen mitten in der deutschen Sage steht, und wir werden seiner bei der näheren Betrachtung der deutschen Dämonenwelt noch ausführlicher gedenken.

An das Zusammenfließen der Heidenzeit mit der christlichen Zeit erinnert der Klang des alten Eddamythus, mit dem Nibelungenlied in Eins zusammengeschmolzen, wie in Schmiedekohlengluth erweichtes Eisen auf Eisen, in dem allbeliebten Volksbuche:

Der hörnene Siegfried.

„Eine wunderschöne Historie von dem gehörnten Siegfried, was wunderliche Ebenteuer dieser theure Ritter ausgestanden, sehr denkwürdig und mit Lust zu lesen. Gedruckt in diesem Jahr. Cöln und Nürnberg."

Aus dem hohen heldenstarken Nordlandsepos und den Nibelungengesängen geboren, mannichfach verändert, immer noch schön, reizend, anziehend, und doch voll Graus erscheint die uralte Siegfriedssage in ihrer letzten Verjüngung als deutsches Volksbuch. Namen und Orte sind verändert, das Ferne, Mythische, ist greifbar nahe gerückt, die Gestalten fliegender, feuerspeiender Drachen, Riesen und Zwerge treten auf, als verstehe sich ihr wirkliches Vorhandensein ganz von selbst. Und dies schlichte Büchlein trat so still

aus der Zeiten Frühe heraus auf den deutschen Büchermarkt! Niemand weiß, wer die alten Mären umzauberte, sie für das Volk und dessen Begriffe angemessen aufs Neue zu Tage brachte. Wer als Kind oder Knabe dies Buch liest, vergißt es durch sein ganzes Leben nicht, und im Alter noch erinnert er sich jener Schauer, die er empfand, als Siegfried mit dem grimmen Riesen Wolfgrambär kämpfte, als das Zwerglein Egwald ihn mit der Nebelkappe der Unsichtbarkeit deckte, und wie die Drachen geflogen kamen, daß vom Rauschen ihrer Flügel das ganze Gebirge schütterte. Und nun vollends der ungeheuerliche Kampf mit dem Drachen, und wie Siegfried den Hort findet, und endlich dem gräulichen Wurm obsiegt, und mit der befreiten schönen Florigunde gen Worms reitet. Zug um Zug haften gebliebener Eddamythe und Nibelungensage finden wir wieder; der Zwergkönig muß Siegfried sein Zukunftsloos voraussagen, welche Prophezeiung denn auch nach noch manchem wohlbestandenen Abenteuer eintrifft. Der grimme Hagen der Nibelungen wird im Volksbuche zum Hagenwald und stößt dem Siegfried sein Schwert von hinten zwischen die Schultern, an der Stelle, wo er allein verwundbar ist, und es wird „Leid über Leid.“ —

Aber nicht nur im Volksbuche lebt die Siegfriedsage fort, sie warf ihren Riesenschatten weit über die Rheinlande bis nach Burgund. Um die Zackenkrone des Siebengebirgs, um den Drachenfels, lebt und webt jene gewaltige Sage der Frühzeit, aber auch da, wo Geldern heute liegt, läßt sie durch einen jungen Helden einen grimmen Drachen erlegen (D. Sagenb. 103 und 136), anderer Orte, wo dieselbe Sage noch einen Widerhall fand, nicht zu gedenken.

Daß die Volksbuchdichtung, die sich antiker und mythischer Stoffe mit Glück bemächtigte, auch mit sicherer Hand

in den christlichen Mythus griff und Stoffe aus ihm formte, wird nur sach- und naturgemäß befunden werden.

Zunächst war es die vom Hauch der antiken Welt umwehte mystische Zwölf der Sibyllen, die unter dem Titel bekannt ist:

Sibyllen-Weissagung. „Zwölf Sibyllen-Weissagungen, viel wunderbarer Zukunft, vom Anfang bis zum Ende der Welt besagend. Auch der Königin von Saba Prophezeiung. Wie auch merklicher zukünftiger Dinge, von St. Brigitten, Cyrillo, Methodio, Joachimo, Bruder Reinhard, Johannes Lichtenberger und Bruder Jacob aus Hispanien. Aufs neue wieder gedruckt. Cöln und Nürnberg.“ (Früher auch in Reimen erschienen, 1517, aber 1516 bereits in Prosa vorhanden.)

Die Weissagung fand von je einen ergiebigen Boden in der Menschenseele; der jüdischen wie der christlichen Welt ward Achtung vor ihr durch die heilige Schrift ins Herz gepflanzt, der antiken Welt war sie aus frühesten Zeiten bekannt. Griechen und Römer hatten ihre Orakelhaine und Orakelgötter; weissagend beginnt die Edda durch der Wöle Mund zu reden. Alte Geschichtschreiber kündeten von den zwölf Sibyllen des Alterthums, und Schriftreste in griechischer Sprache sind noch vorhanden, voll alter prophetischer Weisheit. Das deutsche Volksbuch erfaßte die antiken Sibyllen ganz vom christlichen Standpunkt, und deutete mit derselben Unfehlbarkeit und Gläubigkeit deren mythische Aussprüche auf das Christenthum, mit der die Ausleger der biblischen Ueberlieferungen das hohe Lied Salomo's auf die christliche Kirche deuteten. Die zwölf Sibyllen werden namentlich aufgeführt, und ihrer Zahl wird auch noch eine dreizehnte hinzugefügt. Sibylla Persica zeugte — nach dem Volksbuch — von Christo, ihrem Seligmacher, Sibylla Libyca und Delphica desgleichen.

Sibylla Chimerica weissagt von Mariä künftiger Geburt; Sibylla Samia prophezeit schon in jungen Jahren aus Eingebung des heiligen Geistes, und Sibylla Cumana Amalthea weissagt ebenfalls von Christus, ebenso die Sibylla Hellespontica, schon eine bejahrte Matrone, nicht minder die Sibylla Phrygica und die jugendliche Sibylla Europäa. Sibylla Tiburtina, die zu des Kaisers Octavianus Zeiten lebte, sagte klärlich Christi Geburt voraus; die Babylonierin Sibylla Erythrea, auch Erophile, soll Troja's Untergang prophezeit haben „und daß der Poet Homerus viel Märlein und Lügen schreiben werde.“ Die zwölfte Sibylle, Agrippa, nicht mehr ganz jung, prophezeit wieder von Christus, und die spät hinzugethane dreizehnte endlich, Sibylla Nichaula, welches keine andere ist, als die Königin von Saba, war es, die den weisen König Salomo aufsuchte. Sie weissagte von Christi Kreuzestod und der künftigen Verbreitung des Christenthums über die Erde, wie dessen Herrschaft über die Juden, aber auch von der Menschen Verschlechterung und von schlimmen kommenden Zeiten.

Das Uebrige des Volksbuches verliert sich in verworrenes unklares Reden, aus Mönchslegenden planlos zusammengeschrieben, mit Hinblicken auf die Zeit, in welcher wir die Entstehung der ältesten Ausgaben des Sibyllenbuches zu suchen haben. Das aber ist merkwürdig und eigenthümlich, daß auch in örtlicher Volkssage hie und da etwas von Sibyllen und sibyllinischer Weissagung haften geblieben ist. Schon das ist ein eigenthümlicher sagenhafter Zug im Buche selbst, daß die heilige Brigitte geweissagt haben soll: „Der Türk wird in den letzten Jahren seines Regiments innen haben die anstoßenden Länder (nämlich am Rheinstrom) und wird bei Cöln erschlagen werden.“ Dahin deutet zunächst wieder eine alte dunkle Prophezeiung,

der Türke werde noch einstens seine Rosse im Rheine tränken. Im thüringischen Saalthale geht allgemein die Sage, daß die Sibylla — welche, weiß das Volk nicht, denn wie sollte es die zwölf lateinischen Namen oder auch nur einen derselben, im Gedächtniß behalten? — geweissagt habe: auf der Saalfelder Brücke werde der letzte Türke erschlagen werden. Dasselbe erzählt man sich zu Eyba bei Saalfeld, nur mit dem komischen Unterschiede, daß er dort in einem Backofen umkommen werde. Unmöglich ist es nicht, daß seine neuen Freunde dem Türken noch die Hölle trotz einem Backofen heiß machen. Ganz so wie in Saalfeld wiederholt sich auch im Werrathale die Sage, wo die Barchfelder Brücke zu diesem Ereigniß ausersehen ist. Barchfeld ist ein kurhessisches Dorf an der Straße von Meiningen nach Eisenach. Wer deutet das? In Schwaben ist die Sibyllenhöhle, nahe bei dem alten Stamm-Schlosse Teck, darin soll eine Sibylle gewohnt und geweissagt haben, noch zeigt man ihre Wagenspur, und nennt diese Sibyllenfahrt; also fuhr diese Sibylle. Und das Feld, darüber sie fuhr, bleibt noch immer 14 Tage länger grün, als alles andere Land umher. So auch stand eine große uralte Linde bei Eisersdorf, in der Herrschaft Glatz in Böhmen, die stets von Neuem ausgrünte, wenn sie durch ihr hohes Alter von Zeit zu Zeit verdorrte, und auf ihr saß, oder in ihr wohnte eine Sibylle und weissagte — und zwar wieder nur vom Türken. Dieser werde über die steinerne Brücke seinen Einzug in Glatz halten, und dann unterliegen. D. Sagenbuch 657. 902.

Eng an die Sibyllenbücher schlossen sich Lichtenbergers und Anderer mystische Weissagungen an, welche freilich nicht mehr in den Kreis der eigentlichen Volksbücher gehören; dagegen gehören in denselben die zahlreichen Bücher, die den Na-

men Practica an der Stirne trugen. Sie waren zum Theil sehr wundersam und sind noch gar nicht gewürdigt, freilich sind sie auch sehr selten. Wir wollen nur eins in den Kreis unserer Betrachtung ziehen.

„Practica, deutsch anfohē. So man zalt noch gottesgeburt. Tusent fünffhundert vnn zwey jor. Vnd wurt werren, bis zu vollendung des spruchs. Wer hett das gemeint. Vnd zu lescht (sic) von der zukunfft des Endcrist, Also nit vor, gehört die zyt.“ Practica.

Holzschnitt, gleichzeitig colorirt. Ein blinder Mann, mit halbem Leib in einem wogenden Strome stehend, hinter ihm fährt eine Schlange empor, ihm nach dem Haupt; in der linken Hand hält er ein Herz mit zwei Augen; vor seinem Angesicht schwebt ein Todtenschädel. Mit der rechten Hand deutet der Mann in eine strahlenschießende Wolke, Kreuze regnen vom Himmel, und fallen auf Land und Fluth.

Unten steht noch mit großen Lettern: Und ist gesatz vff xxvii. jor. lang.

Auf der Rückseite kniet unter sternbesätem, strahlendem Himmel derselbe Mann, das Herz mit den Augen auf der Brust. Vor ihm Teufel, Tod und Christus. Der Teufel hält einen Strick bereit, der Tod macht ihm mit dem Zeigefinger der linken Knochenhand das Zeichen des Schweigens auf den Mund; Christus über Tod und Teufel in der Glorie hebt erbarmend seine Hände empor. Ueber diesem nicht bemalten Holzschnitt:

„Myn werck das würck, din will ist fry. Was zeichen kum, dich besser by. Es kumt die zyt, du must darvon. Du habs gutz oder böß gedon.“

Dieses Büchlein in Quart, das uns leider nur in einem mangelhaften Exemplar vorliegt, ist ohnzweifelhaft

ein Straßburger Druck und voll Holzschnitte der Elsassischen Schule, wie voll prophetischer Weisheit, in mystischer, zum Theil gereimter Sprache, so z. B. über einem Bilde, darauf man hingestreckte menschliche Leichname erblickt, nach denen Drachen und wilde Thiere schnappen, die Strophe:

„Ich kum do har, dor ich nie kam. Ich bin der ist, nit myn nam. Und der ich bin der word ich nie, wyt von dan ist alzyt hie. Hie do vnd dort ist nit ferr, lyt als im land wur werr dis das der die regirrē. Oft land vnd lüt verlierē, man spricht in grit hartz ordē Vntru ein apt sy worden, nyd hoffart haß ist sin gesind. verderbt vff erd man wib vnd kind."

War es ein Wunder, wenn Leute über solche Bücher tiefsinnig wurden?

Hatten die Sibyllen von Christus prophezeit, so war es naturgemäß, daß auch der eingeborene Gottessohn dem Volke noch näher gerückt wurde, als es durch die mündliche Lehre des Klerus geschah, denn die Quelle war ja dem Volke vermauert, aus der es selbst hätte schöpfen können. Man machte daher nicht nur die Legende und die gereimten Marienleben, sondern auch Volksbücher zum Kindleinbrunnen, aus dem mit gläubiger Seele das liebe Christkindlein hervor geholt und zu Tage getragen ward; so entstand das Büchlein:

Christi Kinderbuch. „Unsers Herrn Jesu Christi Kinderbuch; oder merkwürdige historische Beschreibung von Joachim und Anna, deren Geschlecht, aus welchem sie geboren. Item von ihrer Tochter, der Jungfrau Maria, und von der Geburt und Auferziehung Christi: wie auch von der Flucht Christi, und was sich sowohl auf ihrer Reise nach Aegypten, als auch bei ihrem siebenjährigen Aufenthalte daselbst, nicht weniger bei der Rückreise und hernach zu Jerusalem für große Wunder-

werke zugetragen haben. Ganz frisch aus dem Italienischen ins Teutsche übersetzt. Cöln, Altona und Nürnberg."

Das Buch ist besser, als sein ermüdender, schleppender Titel; es ist Alles darin lieb und kindlich, wie es in den alten Mariendichtungen auch ist; das kommt daher, daß es gar alt ist, wie auch seine metrischen Vorbilder. Wir glauben nicht, daß es in Italien entsprang, es deutet ja gar zu deutlich nach den deutschen Marienleben hin, es müßte denn nach Wälschland gewandert, dort übertragen und spät wieder zurück übertragen worden sein. Uns erinnert es an alle die deutschen Sagen, die, wundersam genug, Christus unbefangen nach Deutschland versetzen, wie es ja dem Landpfleger Pilatus auch geschehen, von dem noch der Pilatusberg und -See in der Schweiz den Namen trägt (D. Sagenb. 10.). Nicht zu gedenken der zahlreichen wunderbaren Christusbilder, wie das zu Wittenberg, das stets eine Kopfeslänge größer erscheint, als der vor ihm stehende Mensch (D. Sagenbuch 368), haben sich Sagen erhalten, die seltsamer Weise wieder an die halbmythischen Rossesprungsagen erinnern, aber unmittelbar auf Christus selbst bezogen werden. So im Thüringerwalde, beim Anfang des Thüringerthales, im Atterode (wol für Odinrode), der Fels, Eselssprung genannt, wo geradezu die Sage geht, daß einst der Herr Christus dort geritten, und mit seinem Esel die Felswand herab gesprengt sei, so daß des Esels Fuß sich tief dem Steine eingeprägt. Gleiches gilt von dem Herrgottstritte in der schwäbischen Alp; allda ist bei der Burgtrümmer Rosenstein die Stelle, wo der Teufel dem Herrn alle Reiche der Welt zeigte, und wollte, daß er ihn anbeten solle, aber der Herr warf ihn in die Teufelsklinge, schritt vom Burgberg hinüber zum Scheulberg, und prägte hüben und drüben seinen Fußtritt ein; es entstand sogar eine

Wallfahrt zu diesen Tritten. Merkwürdig ist, daß eine „Klinge", Gebirgswiese, auch jenem Thüringer Thale nicht fern liegt. „Klinge" heißt so viel als Rausche, Brause, sei es Wasserströmung, sei es Windeswehen in Waldesräumen oder auf hoher Bergeshalde. Auf einem Steine in der Gegend von Eger ruhte, nach der Sage, Christus unser Herr, und drückte tief in den Stein die ganze Gestalt seines heiligen Leibes (D. Sagenb. 695, 937.). Wie ist es doch etwas so Eignes um solcher Sagen Entstehung! Wer fand sie zuerst? Wer trug sie in das Volk? Aus Büchern kamen sie nicht, wie deuten wir ihr Dasein? Sie stehen der Legende so nahe, und wurzeln doch nicht in der Legende. Wir sehen, daß trotz dem reichen Schatz, den redlicher Fleiß deutscher Forschung hob, immer noch genug übrig bleibt für die Fündner der Zukunft.

Auch reine Legendenstoffe wandelten sich zu Volksbüchern um. Das berühmte Buch des Jacobus de Voragine: Legenda aurea, welches in alten Ausgaben auch den Titel Historia Lombardica führt, war für solche Legendenstoffe eine reiche Fundgrube. Einiger derselben, die zu deutschen Volksbüchern verarbeitet wurden, sei hier Erwähnung gethan, zuvor aber noch eines halb und halb legendenartigen Schwankes erwähnt:

Immerwährendes Elend. „Das bis an den jüngsten Tag währende Elend, wegen seiner Annehmlichkeit aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt."

Die Apostel Petrus und Paulus wandern mit einander und treffen eine schlichte Frau, die sie mit Humor empfängt, und einen filzigen Reichen, der sie von seiner Thüre weist; dann wandern sie weiter und kommen, von jener Frau geleitet, zu einem Manne, Namens Elend, der sie willig aufnimmt, und zum Lohn dafür die Gewährung der Bitte

erhält, daß Jeder, der den Birnbaum des Elends besteigt, darauf sitzen bleiben muß, mit welchem Zuge das allegorische Legendenmärchen in die Sage vom Schmidt von Jüterbogk oder Apolda und in die Wunsch-Erfüllung hineinspielt, denn nun kommt auch der Tod, der bewogen wird, auf den Birnbaum zu steigen und ebenfalls nicht wieder herunterkann, bis er verspricht, den Elend stets zu verschonen. Darum bleibt nun der Elend fort und fort auf der Welt, und wird der letzte Mensch sein, wenn sie einst vergeht.

Diese Dichtung ist jedenfalls nur abgeblaßter Nachhall deutscher Volkssage, und wenn sie wirklich aus dem Französischen wieder zu uns herübergekommen sein sollte, so ist sie drüben nicht besser geworden, auch scheint sie nicht alt, denn der Dialog ist matt und fad. Ungleich poetischer ist die Legendendichtung:

„Eine schöne merkwürdige Historie des heiligen Bischoffs Gregorii auf dem Stein genannt. Cöln am Rhein.“ Sie ist Nachhall jenes alten gleichnamigen Gedichtes von Hartmann von Aue und steht den alten naiven und unverfälschten Volksbüchern nicht nach, daher hat sie auch die Erneuung verdient, die ihr in jüngster Zeit Ottmar F. H. Schönhuth hat angedeihen lassen, der sie vom alten Volksbücherstapelplatz Reutlingen aus mit andern verjüngt in die Welt sandte. Derselbe erneute auch die Legende von den heiligen 3 Königen, die in frühen Drucken verschieden bearbeitet erschien. Bischof Gregor.

Völlig Legende ist die

„Lebensbeschreibung des heiligen Christophorus. Cöln am Rhein“, aber nicht ohne den neuzeitlichen Anhauch, der solche alte Stoffe nicht besser macht. St. Christophorus.

Ungleich bedeutsamer, als alle die zuletzt aufgeführten

Stücke ist das Volksbuch von Ahasver, dem ewigen Juden, das, unzählige Male unter mannichfach verändertem Titel gedruckt, die reißendste Verbreitung, wie den vollsten Glauben fand, und eine ganze Literatur hervorrief, und dabei ist — was das Wunderbarste — das Buch und die Märe, die es behandelt, nicht alt, hat keinen frühen Ursprung — datirt erst aus dem Zeitalter des Beginnes des deutschen Krieges.

Der ewige Jude. „Der immer in der Welt wandernde Jude, das ist: Bericht von einem Juden aus Jerusalem, mit Namen Ahasverus, welcher vorgiebt, er sei bey der Kreuzigung Christi gewesen, und bisher durch die Allmacht Gottes beim Leben erhalten worden. Wie auch ein Bericht von den zwölf jüdischen Stämmen, was ein jeder Stamm dem Herrn Christo zur Schmach angethan, und was sie dafür leiden müssen." Cöln am Rhein und Nürnberg, auch anderwärts.

Aber schon 1619 erschien Ahasvers Bild (Contrafactur) zu Augsburg, dann folgte ein Bericht über den ewigen Juden, durch Chrysostomus Dudüläus aus Westphalen, im Jahr 1634 und 1644, und meldete das im Jahr 1537 erfolgte Auftreten eines räthselhaften Wanderers, der sich für einen Zeitgenossen des Heilandes ausgegeben, und die nun allbekannte Sage von sich selbst erzählt habe. Der eigenthümlich poetische Stoff zündete weiter, regte nach allen Seiten hin an, das Volk griff gläubig nach dem Buche, und Dichter wie Prosaiker verherrlichten den ewigen Juden. Das uralte heidnisch=mythische Element, tiefgewurzelt durch die Sagen von zu ewigem Umherziehen verdammten Geistern und Seelen in Wuotans Todtenheer, wie jene ebenfalls in der Sage wurzelnde gleiche Strafe der Herodias verdichtete sich und verjüngte sich nun um einen Mann und fand im Glauben des Volkes den willigsten Boden für ewige Dauer.

Das an sich nicht werthvolle Volksbuch trug unserer Literatur das geistige Saamenkorn einer hochtragischen Idee, und wir haben die Verpflichtung, diesem Buche dafür dankbar zu sein. Selbst die örtliche Volkssage bemächtigte sich des willkommenen Stoffes. Auf dem Matterhorn in der Nachbarschaft des Monte Rosa soll eine Stadt gelegen haben, zu welcher der laufende Jude, wie er in der Schweiz heißt, gekommen sei, und in ihr nirgend Aufnahme gefunden habe, und da habe er die Stadt verwünscht, daß, wenn er wiederkomme, nichts mehr von ihr zu finden sein solle, als ihre Stätte, und Gras über ihr, Bäume und Felsen, und wenn er abermals komme, nichts als Schnee und Eis. Und das sei alles eingetroffen. Und wird auch gesagt, wenn der ewige Jude hundert Jahre alt geworden, da werde er jedesmal wieder so jung, wie unser Heiland war, als Ahasver ihn von seiner Schwelle stieß. Auch ist ein Sprichwort im Volke entstanden: Du läufst wie der ewige Jude. Im Jahre 1721 ist der „lauffende Schuster zu München ankhommen, ist aber nicht in die Stadt gelassen worden. — Er handlete auch mit Geschmuck und Perlein."

Da nun der ewige Jude wandern muß bis zum jüngsten Tage, so reiht sich an das Volksbuch über ihn am geeignetsten ein zweites an, das den Titel führt:

„Wahrhafftige Beschreibung des Jüngsten Gerichts im Thal Josaphats, wie dasselbe von unserm Herrn Jesu Christo gehalten, auch was von demselben für erschröckliche Tag- und Wunderzeichen geschehen werden u. s. w. u. s. w. Gedruckt im Jahr Christi. (Nürnberg und auch anderorts.) Jüngstes Gericht.

Dieses merkwürdige Büchlein ist in gereimter Prosa gedruckt, und völlig dramatisch gehalten; es ist ein ernstes altes bisher ungewürdigt gebliebenes Mysterium, und es tönt uns daraus entgegen, wie ein Nachhall sibyllinischer Weissagungen.

Propheten und Weise treten weissagend auf, führen sich redend ein, so Joel, Sophonias; sprechen makamenartig, wie z. B. Gregorius: „St. Gregorius ein Lehrer, und des christlichen Glaubens ein Mehrer. Ich bin von Gottes Weisheit, und will euch anzeigen die Wahrheit" u. s. w. Salomon, Job, Hieronymus folgen einer nach dem andern; der Letztgenannte schildert die Schrecknisse der letzten Tage furchtbar, wie die alte Edda ihren Asgardbrand, und verheißt auch, gleich ihr, einen neuen Himmel, eine neue Erde. „Am funfzehnten Tage, das ist wahr, da wird eine neue Welt gar schön und klar."

Jetzt treten, ganz wie in den alten Mysterien, posaunende Erzengel auf, und die Todten erstehen aus ihren Gräbern, Michael, Gabriel und Raphael reden und rufen nach einander. Nun spricht Christus der Herr, und scheidet die Guten von den Bösen, preist die Werke der heiligen Barmherzigkeit und erhöhet Maria, seine Mutter. Hierauf beginnt die Scene der Verdammniß; vergebens erflehen die Verdammten Vergebung, sie werden dem obersten der Teufel, Lucifer, überwiesen. Lucifer schildert dem Herrn erfreut alle die Martern und Qualen, die er den Verdammten anthun will. Eine Seele schreit jammernd auf, Maria fühlt sich zur Fürbitte bewegt, die Christus abweist, worüber Satan, der zweite Teufel, sehr erfreut ist. Fruchtlos erheben die Verdammten neue Klage; Lucifer rückt ihnen ihr Sündenregister vor, und übergiebt sie den Teufeln, die sie in die unterste Hölle führen, welche Christus zuschließt. Hierauf erheben sich die heiligen zwölf Apostel, welche bisher in stummer Rolle da gesessen haben, von ihren Richterstühlen, und jeder spricht eine preisende Strophe, in der er sein eigenes Martyrium erwähnt, das ihn von der Hölle befreit habe, z. B. St. Bartholomäus: „O Herr, ich lobe dich zu diesen Stunden, zu Uranopolis ward ich lebendig

geschunden, und darnach mir abgeschlagen mein Haupt, darum bin ich der leidigen Hölle beraubt." Christus schließt die Scene mit einer Anrede an seine Mutter und die Apostel.

Wir finden — den Schluß mit der Zuziehung der Apostel abgerechnet — ungemeine Aehnlichkeit im Gang der Handlung, wie im Geist der Dichtung, mit dem von uns zur Herausgabe vorbereiteten Eisenacher Mysterium „von den zehn Jungfrauen": auch dort Christus als unerbittlicher, unsühnbarer Richter, so mild er auch zu seiner Mutter redet; auch dort Lucifer, und statt Satans Beelzebub; auch dort die jammernde Wehklage der Verdammten, nur Alles weiter ausgedehnt, noch ergreifender, noch bilderreicher, dafür auch älter. Aber wir glauben nicht zu irren, wenn wir in diesem Volksbüchlein ein rein erhaltenes deutsches geistliches Schauspiel erblicken, das wol in das vierzehnte oder in den Anfang des funfzehnten Jahrhunderts gehören dürfte, und das nur spätere Herausgeber eine „Beschreibung" auf dem Titel, und „ein Lesen" am Schlusse irrthümlich nannten. Ganz sicher ist dasselbe scenisch aufgeführt worden.

Wenden wir uns nun — mit Uebergehung minder sich verjüngt habender alter Volksbücher christlich-ethischen und legendenartigen Gehaltes, wie die „Standhaftigkeit des heiligen Basilii, 1548, die Legende von St. Katharine, 1500, die vom Kaiser Heinrich und Kunigunde, die St. Wolfgangs, St. Meinrads u. a. — zu der großen Zahl ritterlich-romantischer Volksbücher, so treten uns viele vom Auslande überkommene Stoffe entgegen, die wir rasch vorübergleiten lassen können, wenn sie nicht unser Volksthum oder unsere Sagenwelt unmittelbar berühren, wie es bei mehreren der eben genannten Legendenstoffe auch der Fall ist.

Es frommt nicht, bei dieser Volksbücherreihe historischen

Folgeschritt einzuhalten, und nun wieder die dem Artus-, dem Karl-Sagenkreis, dem wälschen Ursprung angehörigen ꝛc. ängstlich zu sondern, ist ja doch Alles Märe, Dichtung, steift sich nicht auf die Geschichte, und lieblicherer Anblick ists, eine Singvögelschaar durch einander fliegen und flattern zu sehen am rieselnden Waldborn, als jeden Vogel einzeln ausgestopft im Naturalienkabinet, im Glaskasten zu betrachten. Daher möge zunächst das alte Buch der Liebe uns Leitfaden sein, bis wir dann sehen, was noch außer ihm vorliegt. Dieses Buch der Liebe ist noch eine ganz vortreffliche Sammlung alter Volksbücher in einem einzigen Bande, der im Jahr 1587 „in Verlegung Siegmund Carlen Feyrabends“ zu Frankfurt am Main erschien, geziert mit zahlreichen und allerliebsten Holzschnitten eines wackern deutschen Meisters, vielleicht eines Feierabend selbst, die lebhaft an die zierliche Weise des Virgilius Solis und Jost Amman erinnern, häufig indeß mit ziemlicher Willkür und oft wiederholt angewendet sind, z. B. die zu einem Fortunat gehörigen beim Tristan u. a., was äußerst naivkomisch wirkt.

Der Titel dieses Folianten ist schier unmöglich abzuschreiben, er umfaßt nicht weniger als 35, zum Theil sehr lange Zeilen. Jeder Holzschnitt bildet ein längliches Oval, an welches 4 ornamentale Eckstücken mannichfacher Art angefügt sind.

Zwei Mal wurde angesetzt, das werthe und höchst seltene Buch zu erneuen. Heinrich August Ottokar Reichard begann den ersten Versuch, Leipzig 1779. Es blieb bei einem einzigen Bande, der nur 2 Stücke enthielt. Dr. J. G. Büsching und Dr. F. H. von der Hagen wagten den zweiten, Berlin 1809. Auch nur 1 Band mit 3 Stücken! Spätere brachten Einzelnes daraus vereinzelt zu Tage — und wir sehen, daß trotz alles gegenwärtigen Bücherdruckens und alles

Häufens von Maculatur, wir doch der früheren Zeit nachstehen, die ein solches Werk voll poetischer Stoffe, so groß und reich nicht nur durch die Presse zu Tage brachte, sondern auch so glänzend mit Bildern zierte. Und jetzt — wenn einer zur Ehre alter deutscher Dichtung etwas thun will, thäte es Noth, er flehte Buchhändler und Publicum fußfällig an, sein Werk ins Leben treten lassen zu helfen, bettelte um Subscribenten, opferte umsonst und ohne den mindesten Ertrag Zeit und Mühe, ja selbst noch Geld — das ist das deutsche Nationalbewußtsein, das ist unser Nationalgefühl! Dafür schmückt man die Büchertische mit süßlichen „Amaranthen" oder wälschen „Camellien-Blumen." —

„Eine schöne und kurtzweiliche Histori vom Kaiser Octaviano, seinem Gemahel und zweien Söhnen, wie sie in das Elend verschickt und nachmals wunderbarlich in Frankreich bei dem frommen Könige Dagoberto wiederumb zusammen kommen sind."*) Kaiser Octavianus.

Dieses äußerst beliebte und weit verbreitete Volksbuch erschien in deutscher Bearbeitung zuerst 1535 zu Straßburg, wo damals der Hauptherd für die alten Drucke der Volksbücher war, und wurde seitdem häufigst erneut. Bekannt ist die Tieck'sche Bearbeitung oder vielmehr Umdichtung, welcher Görres viel emphatisches Lob zollt. In Troyes war das Buch unter dem Titel: Florent et Lyon erschienen.

Der Octavianus gehört in die zweite Reihe des karlingischen Sagenkreises, hat völlig romantisch-novellistische Färbung, und ist offenbar französischen Ursprunges. Nachhall desselben in deutscher Sage läßt sich wenig finden, es

*) Wir behalten bei Anführung dieser Titel die alte Rechtschreibung nicht buchstäblich bei, da sie doch keine feststehende ist.

wäre denn der Raub eines Kindes durch einen Affen, wie in der Sage vom Affen im Rheingrafenschlosse Dhaun (D. Sagenb. 78.), und die Sage von Heinrich dem Welfen, dem der Löwe als treuer Beschirmer nachfolgt, wie im Buche jene Löwin des Cäsarin. Auch an König Dagobert blieb in deutschen Landen noch manche Erinnerung haften. Sagen gedenken seiner Milde, selbst gegen Thiere; von seiner Heilung, die zur Gründung Heiligenstadts auf dem Eichsfelde Anlaß gegeben haben soll, und wie die Teufel seine Seele auf einem Schiffe hielten, welche der heilige Dionysius mit Hülfe anderer Heiligen durch Gebet errettete (D. Sagenb. 5 und 440). Selbst der Name Marcibilla kommt noch hie und da als Taufname vor, und entstammt, da unseres Wissens keine Kalenderheilige denselben führt, ohne Zweifel dem Volksbuche vom Kaiser Octavianus, scheint übrigens, — wodurch er christianisirt wird — nur aus Maria Sibylla zusammengezogen.

Die schöne Magelone.

„Ein fast schöne und kurzweilige Histori, von der schönen **Magelona**, eines Königs Tochter von Neaples, und einem Ritter, **Peter mit den silbern Schlüsseln**, eines Graven Sohn aus Provincia.“

Französischen Ursprunges, doch schon als Volksbuch 1535 oder 1536 zu Augsburg, mit einem bevorwortenden Sendbrief **Georg Spalatins**, gedruckt, von Veit Warbeck übertragen. Mit **solcher** Empfehlung konnten Magelone und ihr Peter getrost ihre Wanderung in das deutsche Volk antreten. Diese Dichtung ist mild und ungemein innig gehalten, und hat, gleich der Genoveva, legendenartige Färbung. Noch zeigt man in der Provence (sie ist das Provincia des Titels) das Grab Magelonens, und eine Insel bei Marseille überliefert ihren Namen der späten Nachwelt.

„Ein schöne kurzweilige und liebliche Histori, von dem edlen und theuern Ritter Galmyen, und von seiner züchtigen Liebe, so er zu einer Herzogin getragen, welche er in eines Mönchs Gestalt von dem Feuer und einem schändlichen Tod erlöst hat, und zuletzt zu einem gewaltigen Herzogen in Britannien erwählt.“ Ritter Galmei.

Zuerst in einem Straßburger Druck 1540 erschienen, dann im Buch der Liebe wiederholt, daraus von Reichard und dann noch öfters erneut; ein Roman, ohne Zweifel französischen oder britannischen Ursprunges, voll Liebesschmerzen, Tröstung, Turnei, Falschheit und Abenteuer. Der Ritter Galmy liebt außerordentlich züchtig eine Herzogin, sie liebt ihn ebenso wieder, unbeschadet daß sie verheirathet ist, schreibt ihm Briefe, schickt ihm Geschenke. Neider und Widersacher sind rege, unterliegen aber allzumal, und der tapfere Ritter wird der Herzogin Truchseß, die in Ohnmacht fällt, als er sich beim Zerlegen eines Bratens in den Daumen schneidet, wodurch mancherlei Gedanken erregt werden. Der Ritter hält, auf den Rath seines treuen Freundes hin, endlich für gut, Urlaub zu nehmen und von dannen zu ziehen, worauf der Herzog, der eine ungemein passive Rolle spielt, eine Reise nach dem heiligen Grabe antritt, und seinem Marschalk die Hut der Herzogin anempfiehlt.

Jetzt spielt der Roman in die deutsche Genovevensage hinein; der Marschalk, ein obligater Bösewicht, wie die meisten Marschalke in den Volksbüchern, verliebt sich in die Herzogin, die ihn entrüstet abweist, worauf jener auf Rache und Mord sinnt, zunächst aber sie in sehr übeln Ruf mit einem Küchenbuben bringt, den er bestochen hat, und den er öffentlich henken läßt, so daß, da der Bube seine Lüge bis zum letzten Augenblick nicht widerruft (weil der Marschalk ihm vorspiegelt, er werde ihn nicht henken lassen),

aller ehrlose Verdacht auf der armen Herzogin ruhen bleibt. Der Herzog kehrt aus Palästina heim, erfährt die schlimme Märe, läßt seine Frau einkerkern, und gewährt ihr nur die eine Gunst, sich nach einem Kämpfer, der für ihre Ehre eintrete, umzuthun. Hier tritt wieder der durch das ganze ritterliche Mittelalter gehende wichtige Zug des Gottesgerichts hervor, durch welches der Zweikampf in einem ganz andern und ungleich höheren Sinne erfaßt und genommen wurde, als in der Gegenwart, ja gleichsam geheiligt erschien, indem nicht für die eigene Person, nicht um einer Privatbeleidigung und um unerheblicher Dinge willen, sondern um die Ehre schuldlos Angeklagter der Ritter in die Schranken trat, und wo nicht die Fechterkunst und Gewandtheit, oder die überwiegende Körperkraft nach allgemeinem Glauben den Sieg verschaffte, sondern Gott selbst durch sein ewiges unbestechliches Urtheil. Ein Graf aus der Piccardie, im Gefolge des Herzogs, durchschaut alle die Pläne des Marschalks und bringt dessen Unthaten an den Tag, und der Marschalk selbst soll nun seine behauptete Unschuld im Gottesgerichtskampfe darthun. Zwar hofft er, es werde sich für die Herzogin kein Kämpfer stellen, allein die Herzogin schreibt an ihren treuen Ritter Galmy, der sich eilend gen Schottland erhebt, sich aber in die Gestalt eines Mönchs verstellt, und sein Kommen verheimlicht, so daß auch die Herzogin daran, daß ihr Hülfe kommen werde, verzweifelt. Erst in den Schranken des Gerichts und Richtplatzes tritt der Ritter Galmy als Mönch zur Herzogin, ihre Beichte zu hören, und da sie sich unschuldig erweist, tritt er nun als ihr Kämpfer für sie auf, bewältigt den Marschalk, und zwingt ihn seine Bosheit zu bekennen. „Da begab sich grosse freude von männiglichen, als man sahe, daz die edel Hertzogin vnschuldig war.“ Aus diesen

wenigen Worten erhellt das Gewicht, welches auf den Gottesgerichtskampf gelegt wurde. Der Marschalk wird nun, nachdem er Alles bekannt hat, in seinem Harnisch in den für die Herzogin bestimmten brennenden Scheiterhaufen geworfen. Die Herzogin weiß aber immer noch nicht, daß der tapfere Mönch ihr herzgeliebter Ritter ist, der unterdessen gleich nach beendigtem Kampfe hinweg geritten. Damit nun endlich die Sache einen Ausgang gewinne, und, nachdem sich das Laster erbrochen, die Tugend sich zu Tische setzen könne, fällt der Herzog von heiler Haut in eine schwere Krankheit und gesegnet das Zeitliche, der Ritter Galmy wird zurück gerufen, und von der dankbaren Herzogin zum Gemahl erhoben. Hochzeit und Kirchgang werden „mit wenig Geschölls vollbracht, aus der Ursache, daß noch kein Jahr verschienen war, daß der Herzog gestorben war", und so geht Alles in ritterlichen Züchten und Ehren zu Ende.

„Ein wunderliche und fast lustige Histori, von Herrn Tristant und der schönen Isalden, eines Königs aus Irland Tochter, was sie vor große Freud mit einander gehabt haben, und wie dieselbige Freud ganz trauriglich zu einem End vollbracht ward, sehr lieblich zu lesen." Tristan und Isolde.

Aus dem bekannten Gedicht hervorgegangen und aufgebaut, einer der beliebtesten Ritterromane aus dem Artus-Sagenkreise, zuerst zu Rouen 1489 in Folio gedruckt, dann öfter in Paris, dann deutsch im Buche der Liebe, hierauf wieder von Büsching und von der Hagen herausgegeben, und dann erst zum deutschen Volksbuche durch G. O. Marbach und Andere erneut.

Die Dichtung schlingt sich vielfach in andere ein, und spätere französische und italienische Dichter entnahmen ihr selbst mannichfache Stoffe, deren auch mehrere in englische

Balladen übergingen. In neuester Zeit hat Friedrich Stöber den Stoff zu einer „Tragödie in Arabesken", jedoch nach dem Gedicht, verarbeitet. Die mancherlei Keuschheitsproben, d. h. Bewährung jungfräulicher Unberührtheit und weiblicher Ehetreue vor aller Welt — sind fast eben so anstößig, als sie anziehend sind, und in keiner Weise deutsch. In Deutschland gab es für solche nur die Feuerprobe, und außerdem, wo Gefahr befürchtet ward und in Aussicht stand, jene gräulichen Gürtel und Schlösser, die noch in unsern Raritätenkabinetten gezeigt werden, und keineswegs günstige Schlüsse bezüglich der Tugend unserer Urältermütter ziehen lassen.

Camillo und Emilie. „Historien und Geschicht Camilli und Emilie, von ihrer Beider herzlicher brünstiger Liebe, damit eins gegen das andere ist entzündet gewest. Und was sich in solcher Liebe zwischen ihnen begeben und zugetragen."

Dieser Liebesroman ist jedenfalls französischen Ursprunges. Doch ist uns von ihm weder ein alter Druck, noch eine Erneuung bekannt geworden; deutsches Volksbuch in dem Sinne, daß ein wohlfeiler Druck „in diesem Jahr" auf Jahrmärkten feil geboten wurde, scheint er nie geworden zu sein. Es ist die alte Geschichte, die doch ewig neu bleibt, daß ein Mädchen, die einen Jüngling zärtlich liebt, diesem entsagen, und einen andern heirathen muß, der aber hier zum Glück kein alter und häßlicher, sondern auch ein annehmbarer Jüngling von gutem Herkommen ist, und wahrscheinlich sehr zutrauensvollen Gemüthes. In den Liebenden waren „zwei Herzen und nur ein Schlag", was das alte Buch der Liebe naiv so ausdrückt: „Eine Seel regierte zwei Leible." Da die Liebenden wie Bruder und Schwester mit einander aufgezogen wurden, so müssen sie auf Emiliens Hochzeit auch noch mit einander tanzen und

singen, und thun dies mit ungemeiner Kunstfertigkeit, zu allmänniglicher Bewunderung. Camillo bringt die Hochzeitsnacht seiner Geliebten in sehr quälenden Gedanken zu, und dann beginnt er mit ihr einen Liebesbriefwechsel, sie läßt ihn zu sich kommen, und uns will nicht ziemen, weiter mitzutheilen „was sich in solcher Liebe zwischen ihnen beiden begeben und zugetragen" — dreißig Nächte lang, auch wird verschwiegen, wo sich indeß der Gemahl befand. Der Verfasser offenbart eine haarsträubende Kenntniß der alten Geschichte und Mythologie, und spinnt den Faden seiner Erzählung mit ihr vergoldet weiter bis zum traurigen Ende, da eine solche heftige und überschwängliche Liebe ein anderes nicht finden konnte. Deutschland aber hat nichts verloren, daß dieses wälsche Machwerk in früherer Zeit, außer im Buche der Liebe, nicht sein Volks-Eigenthum geworden.

„Ein ganz kurzweilig Histori von Florio und Bianceflora, was diese beide liebhabende Personen für Gefahr bestanden, ehe sie zu Vollstreckung ihrer angefangenen Lieb kommen seindt u. s. w." Flos und Blancflos.

Nach dem oben S. 3. erwähnten Gedicht schon 1500 als Prosaroman zu Metz deutsch gedruckt, später zu Frankfurt; auch von Hans Sachs in ein Schauspiel umgewandelt, offenbar italienischen Ursprunges, als späteres deutsches Volksbuch wol kaum ausgegangen, und erst in neuerer Zeit, in welcher neben Tieck, Reichard, Büsching, von der Hagen, sich G. O. Marbach, O. L. B. Wolff und Ottmar F. A. Schönhuth als Erneuerer alter Volksbücher hervorgethan, wieder aufgefrischt zu Tage gekommen, desto mehr aber in Novellen oder in lyrischer Form vielfach benutzt, namentlich von Dichterinnen, denen das zarte Element in der Liebe des Flos und der Dame Blancflos besonders zusagte.

Wieder ein böser Marschalk, viel alte Geschichte und Mythologie (man opfert noch an den Altären des Mars und der Venus, außerdem geht Alles ganz mittelalterlich zu), wieder angedrohter Feuertod der unschuldig Angeklagten, wieder ein Gottesgerichtskampf, in welchem Florio, gleich Galmei, als unbekannter Ritter auftritt; auch hier muß der Marschalk der Schalk sein, und wird in das Feuer geworfen. Doch naht damit die Erzählung noch lange nicht ihrem Ende, sie wird noch sehr anziehend, ein Zauberring, Geisterstimmen aus Quellgrotten, und die Erzählung eines ganz in Wasser verwandelten Mannes ꝛc. Zuletzt die anziehende Schilderung eines Minnehofes und Gerichts, in welchem über die große, auch von deutschen Dichtern behandelte Streitfrage verhandelt wird, wessen Pein die größere, des geliebten Eifersüchtigen oder die des nicht geliebten Liebenden, und andere Fragen mehr verhandelt wird. Endlich nimmt Florio's Vater den christlichen Glauben an und stirbt, Florio wird König und vereinigt sich mit seiner geliebten Blanceflora.

Wie dieser Stoff, in die Breite getrieben, von seinem Erfinder auf die Grenze des antiken Heidenthums und des Christenthums gestellt ist, so bewegt sich auch der nächstfolgende noch im Heidenthume.

Theagenes und Chariclia. „Eine schöne und liebliche Histori, von einem großmüthigen Helden aus Griechenland, und einer überschönen Jungfrawen, eines Königs Tochter der schwarzen Moren (der Jüngling Theagenes und die Jungfrau Chariclia genannt), darin Zucht, Ehrbarkeit, Glück und Unglück, Freud und Leid, zusammt viel guter Lehren, beschrieben werden.“

Lang ausgesponnener Prosaroman, auf Heliodors oben erwähntes Gedicht gebaut, ebenfalls in Deutschland wenig bekannt geworden, so sehr er auch von außerdeutschen

Dichtern geschätzt und ausgebeutet wurde. Es dürfte auch eine Erneuung des Buches, wie es vorliegt, mit seiner ganz griechisch-antiken Färbung bei dem Theil des deutschen Volkes, der sich noch an Volksbüchern zu erfreuen vermag, kein Glück machen, und wunderwenig Eingang finden.

Das nun folgende Stück im Buche der Liebe, betitelt:

„Ein schöne Histori, von sorglichem Anfang und Ausgang der brinnenden Liebe, vier Personen betreffend, nämlich zween edle Jüngling von Paris, und zwo schöne Jungfrauen, eine eines Königs Schwester und die andere eines Grafen Tochter" — ist auf den Blattseiten überschrieben: „Von Gabriotto und Reinhart", und erschien bereits 1550 in Frankfurt a. M., wurde auch unter dem wunderlichen Titel: „Der unbesonnenen Jugend Arzneispiegel" im siebenzehnten Jahrhundert wiederholt, scheint aber später zurückgetreten und aus der deutschen Volksliteratur sich verloren zu haben, mindestens kam uns keine Erneuung vor Augen. Es ist eine klägliche Geschichte, in welcher zuletzt die Hauptpersonen „mit kleinem Rumor" dahinsterben, Alles aus inbrünstiger Liebe. Ganz andere Verbreitung fand dagegen der allbekannte Liebesroman: Gabriotto und Reinhart.

„Historia und Geschicht von Melusina, der edlen und hochgebornen Königin aus Frankreich ꝛc. Und mit was seltsamen Gespensten dieselbige alle Sonnabend oder Sambstag in ein Meerwunder ist verwandelt worden." — Hier weht uns die Poesie des Mythus an; die Märe von Melusina schlug Wurzel im Volke, dies glaubte an sie, und griff in Frankreich, wie in Deutschland nach den Büchern, die ihm von der wundersamen Feine erzählten. Die Melusina wiegt viele Bücher auf, in denen nichts erzählt wird, als sinnlich lüsterne oder weitschichtig bis zur Ermüdung des Lesers ausgesponnene sonstige Liebesabenteuer. Das bezeugen schon Melusina.

die bald nach einander folgenden alten deutschen Ausgaben, deren erste, die ohne Druckort und Jahr erschien, man um 1480 zu Straßburg vermuthet; schon 1482 folgte daselbst eine zweite, und andere reihten sich in rascher Folge an. Gleich im Beginn des Buches erfährt der Leser, wie der Graf von Poitiers seinem Caplan befiehlt, über Schloß und Stadt Lusignan eine Chronik zu fertigen. „Und hieß ihn in Reimen ein Buch machen.“ — „Derselbige fand Bücher in einer französischen Sprache, die waren gemacht aus dem Latein“ &c. Jean d'Arras war es, der um 1387 das Gedicht schrieb. Eine Fülle sagenhafter Stoffe drängen sich in diesem Buche zusammen, zunächst tritt aller Feenzauber mächtig und zum ersten Male klar gestaltet an den Leser heran, den in Frankreich die Poesie treulich fortpflegte, der noch bis heute selbst seinen örtlichen Nachhall findet, und Hunderte von Nachbildungen hervorrief. Das schlichte Buch nimmt nicht das Morgenland zu Hülfe, unmittelbar aus dem heimischen Boden schlug die Phantasie des Dichters mit ihrem Mosesstabe den Wunderborn, der im Buche „der Durstbrunnen“ heißt. Wie häufig in deutschen Sagen die Schwanjungfrauen, die spinnenden Nonnen in Schwaben u. a., sind es auch hier drei Schwestern, Wald- und Wasserfeinen zugleich, denn Meerminnen wagen wir nicht sie zu nennen, da sie nicht am, nicht im Meere wohnen. Ganz abgesehen von dem weit ausgesponnenen romantischen Inhalt des Melusinenbuches, sind es vorzüglich die mythischen Züge in demselben, die uns anziehen; die Hirschhautriemen, mit denen ein Stück Land umfangen wird, deuten nach der antiken Märe von der Dido; die schlimme Neugier des bethörten Mannes findet in der deutschen Sage von dem Stauffenberger ihren Wiederhall; wie Melusina tief schmerzlich betrübt von Reimund scheidet, so

scheidet der Schwanritter der deutschen Sage von der unseligen Frau, die ihre Neugierfrage nach seiner Herkunft nicht zähmen und zügeln konnte. Und wie die örtliche Sage in Frankreich noch immer um die Orte schwebt, an denen Melusina weilte, so erblickt sie das Volk noch in Wittwentracht am Quell, als Wasserfeine im Dämmerlichte badend, halb Weib, halb Schlange, oder auf einem hohen Thurme, und hört, wenn dem Hause, das von ihr abstammt, ein Unglück droht, einen scharfen durchdringenden Schrei durch die Lüfte gellen, den Melusina ausstößt. Aber auch in deutscher Sage finden wir solche Wasserminnen und Schlangenjungfrauen häufig wieder, so die Schlangenjungfrau im Heidenloch bei Augst (D. Sagenb. 27.), die mit gar minniglicher Zärtlichkeit zu locken und zu bethören versuchte; die Lurlei gehört in einer Beziehung mindestens auch zu dieser Sippe und viele andere in Wassergrotten wohnende Nixenjungfrauen, die in Sirenengestaltung erscheinen, mehr, nur daß die Sagen von ihnen nicht so ausgebildet zu Tage treten. Die Nixe der Todtenlache bei Schleusingen (D. Sagenb. 727) schleifte beim Tanze einen Fischschwanz nach, der unterm nassen Gewande hervorsah. Am vollkommensten, doch einfach, wie jedenfalls früher die französische Melusinensage auch gewesen ist, wiederholte sich die letztere in Baden, am Stollenberge, wo das Volk die Waldfeine eben auch Melusine nennt, und die Sage an sich doch wieder ganz andere und zwar selbstständige Färbung hat, also keineswegs Wiederholung aus dem Buche ist; auch steht dort im Walde auf einer alten geweihten Stätte eine Doppeltanne aus einer Wurzel, die wird der Melusinenbaum genannt.

Wie alle die alten Volksmären, wurde von den späteren Erneuerern auch Melusina merklich gekürzt und abgeändert.

Einer der Erneuerer nennt sich N. Thüringer, gebürtig von Ringeltlingen bei Bern im Uchtland.

Deutet Melusine nach Mythe und Sage, so deutet noch lebhafter das nun im Buche der Liebe folgende Stück nach Märe, Schwank und Fabel hin; es heißt:

„Spiegel der Tugend und Ehrsamkeit der Weiber und Jungfrauen, durch den Hochberühmten Ritter vom Thurn, mit schönen nützlichen biblischen und weltlichen Historien, zur Unterweisung seiner Kinder in französischer Sprache beschrieben, aber jetzunt von neuem daraus verdeutscht.“

Der Verfasser dieser in einer langen Reihe von Erzählungen gegebenen Weisheitregeln und Sittenlehren, die freilich heutiges Tages kein Vater seinen Töchtern ohne Auswahl mittheilen würde, war Gottfried de Tour Landri; Marquard von Stein hieß der Uebersetzer des Buches. Bereits 1493 erschien dasselbe in Basel, 1498 in Augsburg, 1519 u. ff. in Straßburg, und fand weite Verbreitung. Die Einkleidung ist sehr einfach; es wird gar nichts präambulirend erzählt, sondern der Ritter vom Thurn redet seine Töchter an, indem er dies Buch für sie schreibt, ermahnt sie zu Gottesfurcht und gutem Wandel, und beginnt dann die Reihe der Erzählungen, nach der Kapitelzahl 89 aus antiker, biblischer und moderner Welt, und schließt mit guter ermahnender Nutzanwendung. Constantinopel und Aragonien, Eva's Apfelbiß und Loths Töchter, Dina's Schwächung und Josephs des Keuschen Geschichte mit Frau Potiphar, und viele andere Dinge, die man jungen Mädchen eben nicht erzählt, wie sehr sie auch allzumal zu heilsamer Lehre und Warnung dienen, folgen bunt durch einander. Die meisten Warnungs-Exempel sind gegen Verirrungen in der Liebe gerichtet, allein auch andere schlimme Neigungen der Frauen gehen nicht leer aus, Kleiderprunk, unsinnige

Hundeliebe, Genäschigkeit und Gefräßigkeit, Zank und Eifersucht, Eitelkeit und Hoffahrt. Viele Erzählungen erinnern an die Dichtungen in den Gesammt-Abenteuern, ja einige begegneten schon in diesen. Häufig ist die Moral stark und durchschlagend. Eine eitle Frau, die sich unter der Kirche putzt und in den Spiegel sieht, wie die verfluchte Jungfer zu Eisenach (D. Sagenb. 473), erblickt statt ihres minniglichen Bildes im Spiegel den Teufel, der ihr seinen Hintern zeigt, welches Gesicht ein kräftiger Holzschnitt in ergötzlicher Weise anschaulich macht. Einem Mönch, der mit einer Ehefrau buhlt, wird sein „männlich Gezeug" abgeschnitten, ihr ins Angesicht geworfen, und dann werden beide gesäckt und ertränkt, „denn Unkeuschheit ein Sünd ist." Auch ein Gottesgerichtskampf zur Unschulderweisung einer Jungfrau kommt vor. Da reden Vögel, zumal Aglestern (Elstern) in den Geschichten, die oft an die Erzählungen der Gesta Romanorum und der sieben weisen Meister erinnern. Sehr schön, doch ernst ist die Erzählung von der redenden Elster, die eines buhlerischen Weibes Schande enthüllt, und darüber sterben muß — um so heiterer dagegen die, in welcher eine andere Elster eine Frau verräth, die ihrem Mann einen gefangenen Aal wegißt, und weil die Elster dies dem Manne sagt, sie mit Hülfe einer Gevatterin zur Strafe kahl rupft. So oft nun die Elster einen Kahlen sah, rief sie ihm zu: Du hast wol auch vom Aal geschwätzt? — Des mannichfach schlüpfrigen Elementes halber im Ritter von Thurn scheint in späterer Zeit das Buch nicht erneut worden zu sein, und ist auch für das Volk eine Erneuung nicht eben zu wünschen.

Es folgt:

„Ein fürtrefflich lustig und nützlich Histori vom edeln ehrenreichen und mannhaftigen Ritter, des Königes Sohn Pontus und Sidonia.

aus Gallicia, und von der schönen Sidonie, Königin in Britannia, darinnen viel nützlicher Lehren und Unterweisungen, wie man sich bei Fürsten und Herren frömlich und höflich soll verhalten." Blattüberschrift: „Ritter Pontus von adelichen Tugenden."

Ebenfalls aus französischer Zunge in das Deutsche gebracht, wie schon alte Drucke beglaubigen; einem derselben von 1539, in Folio, wurde die Erzählung im Buche der Liebe nachgedruckt, ein anderer erschien 1557 in Octav zu Frankfurt a. M. Im Buche der Liebe von Büsching und von der Hagen ebenfalls erneut, sonst nicht so allgemein bekannt, wie andere Volksbücher gleicher Färbung. Das Buch führt seine Leser in die Kämpfe der Christen gegen die Ungläubigen ein, und sein Inhalt ist reich an Abenteuern. Ritterthum, Turniere, Stechen und Fechten füllen viele Seiten. Auch der Kampf des Steinwerfens kommt vor, der im Buche von den vier Haimonskindern zur Mitursache aller späteren tragischen Verwickelung wird. Naturgemäß thut Pontus, der Held, dabei das Beste, er wirft seinen Stein trotz Reinold von Dordone und trotz dem Herzog Christop in München (D. Sagenb. 974). So verrichtet denn auch sonst Ritter Pontus viele mannliche Thaten, bis er der geliebten Sidonia, die sich mächtig nach ihm sehnt, und einem Andern vermählt werden soll, wieder zuzieht. Er liebt es aber sehr, sich zu verbergen und zu verkappen, und kommt als Pilgrim, der einen Ring in den Becher fallen läßt, wie in deutscher Sage der edle Möringer (D. Sagenb. 959). Eigen ist es, daß der Dichter des Buches die mahomedanische Heidenschaft die Lande um Cöln innehaben, und erstere dort durch Pontus schlagen läßt, der dem heidnischen König den Hals abschneidet. Sollte das eine Beziehung zur oben S. 73 angeführten Sibyllen-

Prophezeiung haben, daß bei Cöln der letzte Türke erschlagen werden solle? Fast scheint dies glaubhaft, und die Prophezeiung wäre dann eine rückwärts gekehrte und bereits erfüllt — aber leider nur eben bei Cöln.

„Wahrhaftige Geschichte von Herzog Herpin von Burgos in Frankreich, wie er sammt seinem Gemahl durch Untreu und Verrätherei Herzog Clariens, seines Lands verwiesen, auch wie ihm Gott einen Sohn gab, Herzog Löw genannt, der letzlich mit Hülf des weissen Ritters, das Land wieder erobert, und ein König in Cecilien ward." Herzog Herpin.

In ältesten Ausgaben führt dieses Volksbuch den Titel: Der weis Ritter; man kennt einen Straßburger Druck von 1514, und das Buch ist überhaupt selten, ist uns auch noch in keiner Erneuung vor Augen gekommen. Es tritt die Dichtung frisch und keck in den karlingischen Sagenkreis ein, und es nimmt uns Wunder, daß Gunlop ihrer, wie mehrerer anderer im Buche der Liebe, gar nicht erwähnt. Die Handlung beginnt, wie die in unserm Reinhart Fuchs, an einem Pfingsttage, ebenso beginnt das Volksbuch von den Haimonskindern, und wie in diesem, giebt es auch gleich unter den Vasallen Mord und Todschlag, zum großen Verdrusse König Karls. Gleich Haimon wird Herpin verbannt; wie im Kaiser Octavian, raubt eine Löwin der im Walde verlassenen Mutter, der Frau des Ritters Herpin, ihr Kind. Die Geschichte hat bei manchem Anklange an verwandte Erzählungen dennoch viel Eigenthümliches, Spannendes und Schönes; so erinnert unter andern der weiße Ritter, der kein irdischer Mann ist, an die Märe VI. in den Gesammtabenteuern, wo auch ein seliger Geist in irdischer Gestalt erscheint, dem zu helfen, der seinem Leichnam Ehre und Liebesdienst erwiesen. Siehe oben S. 25.

Den Beschluß des Buches der Liebe bildet die

Wigaleis vom Rade. „Ritterliche History des hochberühmbten und theueren Ritters Herrn Wigaleis vom Rade; wie es ihm von Jugend auf bis an sein Ende ergangen sei, darbei auch gemeldt wird, was für sorgliche und erschreckliche Abenteuer und Gefahr er ganz ritterlichen bestanden und zu einem glückseligen Ausgang vollendet hat. Sehr kurzweilig und gar lieblich zu lesen.“

Eine dem Artussagenkreise zugehörende Dichtung, die schon in mittelhochdeutscher Sprache Wirnt von Grafenberg sang. Nach diesem Gedichte erschien bereits im Jahre 1493 ein Prosavolksbuch zu Augsburg; Straßburg folgte 1519 nach, Frankfurt 1564, daraus ging die Arbeit im Buche der Liebe hervor, und auch später noch erschienen weitere Nachdrucke, gleichzeitig auch mit fortgesetzten metrischen Bearbeitungen. Die jüngste Erneuung gehört G. O. Marbach an. Es geht im Buche gar abenteuerlich und ungeheuerlich her, Kämpfe mit Rittern und Riesen, Drachen und Ungeheuern, Zwergen und wilden Weibern folgen auf einander, wie Schlag auf Schlag. Bei den wilden Weibern dürfen wir nicht an Amazonen denken, sondern an Waldfrauen, gleich den wilden Frauen des Untersberges, an die der Glaube noch lebendig im Volke lebt (D. Sagenbuch 991). Eine derselben heißt im Buche Ruel, und wird äußerst abschreckend geschildert, riesig, häßlich, „ihr Angesicht war murrend, wie ein Aff, und hatte große tiefe Augen, ein weiten Mund, aus dem recket ihr zu jeder Seiten ein Zan heraus, gleich einem Eberschweine.“ Sie ist Waldhöhlenbewohnerin und von dämonischer Stärke; sie überwältigt den mannlichen Ritter und bindet ihn, erschrickt aber und enteilt vor Furcht, als plötzlich des Ritters Pferd zu schreien beginnt.

Von den Volksbüchern, die das Feierabendsche Buch der Liebe nicht enthält, hätten viele vor andern die Aufnahme in demselben verdient, vor allen die nächstfolgende Reihe.

„Schöne Historie von den vier Haimonskindern Adelhart, Ritsart, Writsart und Reinold, sammt ihrem Roß Bayard, was sie für ritterliche Thaten gegen die Heiden gethan zu Zeiten Caroli Magni König von Frankreich und ersten römischen Kaiser. Dem ist beigefügt das Leben des heiligen Reinoldi, des jüngsten von den vier Gebrüdern, was er für Wunderzeichen und Mirakeln durch Zulassung Gottes gethan hat. Köln am Rhein, Nürnberg, Reutlingen und sonst vielfach. Haimonskinder.

Zum karlingischen Sagenkreis gehörend, Nachhall alter Gedichte, und frühzeitig gedruckt, begegnet die erweislich älteste deutsche Ausgabe zu Simmern, durch Jheronimus Rodler doch erst 1535, und später sehr häufig. Tieck erneute das werthe Buch ebenfalls, wir selbst wagten einen mangelhaften jugendlichen Versuch, dasselbe wieder in metrischer Form neu zu gestalten,*) auch Andere thaten ein Gleiches; der Stoff wurde sogar zu einer Wiener Posse, später selbst zur Oper verarbeitet. Eben dieser Stoff ist so überaus anziehend und mächtig, daß er wol anzuregen im Stande ist. Görres müht sich in seinen deutschen Volksbüchern ab, fort und fort zwischen den Helden dieses Buches Parallelen mit den Helden der homerischen Dichtung zu ziehen, mit gerechter Würdigung des Ganzen zwar, aber mit verfehlter Anschauung. Wenn Vergleiche sein mußten, warum nicht des Buches trotzige, feste, harte, heldenkühne Gestalten mit jenen des Nibelungenliedes vergleichen, zumal Alles, des französischen Ursprunges der Sage ohngeachtet, so kernhaft

*) Die Haimonskinder, ein Gedicht aus dem Sagenkreise Karls des Großen, in vier Sängen. Leipzig, 1830.

und völlig deutsch entgegentritt, auch das deutsche Volksbuch sicher nach dem deutschen Gedicht entstand, da das französische merklich von ihm abweicht, und Vieles anders hat. Kraft, Trotz, hoher Muth, Heldenkühnheit, und dabei wieder Frommsinn, Demuth, edle Selbstverläugnung, schöne Mutter- und Sohnesliebe, kurz eine Fülle würdiger und erhabener Bilder wechseln in diesem Buche, und das hat es ohne Zweifel dem Volke so lieb und werth gemacht. Wir erwähnten schon der an Oertlichkeiten haften gebliebenen Sagen und Nachklänge an diese weitverbreitete Dichtung, an die Haimonskinder und ihr treues, gewaltiges Roß Bayard, das der grausame Herrscher Karl zur Sühne ertränken ließ. Die Sage will, es habe sich aus dem Strom gerettet und sei in den Ardenner-Wald entwichen, zeige sich dort bisweilen noch sichtbar, und am Johannistage höre man es wiehern. Ihm zu Ehren nannten die Haimonssöhne das von ihnen zu D'Hui in der Grafschaft Namur neuerbaute Schloß Bayard. Man will auch wissen, daß das Schloß Reinoldstein in der Provinz Lüttich den Namen von dem Helden des Volksbuches trage, welches alle diese hier angeführten Züge mündlicher Ueberlieferung nicht enthält, daher dieselben um so wichtiger sind. Nahe dabei auf Schloß Pulseur soll der Vetter der Haimonskinder, der listige Zauberer Malagis, gewohnt haben, über welchen ein besonderes Volksbuch, doch unseres Wissens nur in französischer und niederländischer Sprache vorhanden ist. Eine Roßtrappe in einem Felsen bei Lüttich wird dem Hufe Bayards zugeschrieben, der in vielfacher Beziehung an das Sprungroß des Ritters Eppelein von Geilingen erinnert. Bei Dinand wird der Bayardsfels gezeigt, und ein Bayardstritt bei Charleroi. Das Dorf Berthem in Belgien nahm den Bayard in sein Wap-

penschild; auch dort ist in der Nähe ein Huftritt des berühmten Rosses im Fels. Reinolds Bruder Adelhart soll Mönch im Kloster Corvei geworden sein, nachdem Reinold beim Kölner Dombau als Arbeiter geendet. So spielt sich aus dem ursprünglichen Boden der Haimonskinder die Sage auf deutschen herüber, was einestheils auf deren geschichtliches Element hindeutet, anderntheils ihren tieferen Gehalt bestätigt.

Ebenfalls Nachhall alter epischer Dichtung, und eines der beliebtesten Volksbücher ist Herzog Ernst, oder: Eine lesenswürdige Historie von Herzog Ernst von Bayern und Oesterreich, wie er durch wunderliche Unfälle sich auf gefährliche Reise begeben, jedoch endlich vom Kaiser Otto, der ihm nach dem Leben gestanden, begnadigt worden. Zuvor niemals abgedruckt. Augsburg und Nürnberg. Herzog Ernst.

Der letztere Zusatz „zuvor niemals abgedruckt" auf der späteren Erneuung ist nun freilich eine Unwahrheit. Es giebt einen uralten Druck ohne Ort und Jahr, mit Holzschnitten, Folio, 45 Blätter, ein späterer erschien ebenso in Octav, dann wurde das Buch gar oft erneut, zuletzt auch von Marbach.

Die Geschichte geht weit zurück in der Zeiten Frühe und der Held wandert in weite Ferne. Sie ist auf Heinrich von Veldecks schon erwähntes Gedicht gegründet, ist verwandt mit der Alexandreis, und führt uns in wundersame mythische Kreise. Der Beginn ist ruhig geschichtlich erzählend, die Poesie beginnt erst mit Herzog Ernsts Reise, da erscheint das Volk der Agrippiner, deren Köpfe mit Kranichschnäbeln versehen sind, und die schnattern, statt zu reden, da erscheint

„von dem Magnetenberge
die schauerliche Mär"

der dem Meere entragt, alle Schiffe anzieht, und aus den Schiffen alles Eisen, daß sie in Stücken gehen. Es er=

scheinen die riesigen mächtigen Greifen, deren einer den in Ochsenhäute genähten Herzog Ernst und seinen Begleiter Graf Wetzilo so leicht durch die Lüfte führt, „als wenn ein Habicht eine Lerche dahin trägt.“ In sein Nest zu den Jungen trägt der Greif jene Beiden, und sie arbeiten sich aus der Ochsenhaut und entfliehen, und endlich gesellen sich ihnen wieder ihre Diener zu, die gleiche Luftreise gemacht, dann fährt die Gesellschaft in den Karfunkelberg hinein, von dem der Herzog ein Stück abschlägt und mitnimmt, „und denselben Stein heißet man zu Latein Unio.“ Das ist wieder der unicus, der Einzige, der Waise, mit dem die mittelalterliche Dichtung sich so viel beschäftigt. Gleich Alexander auf seinem Zuge nach Indien, gelangen nun auch Herzog Ernst und sein Begleiter zu der Völkerschaft der Einäugler, Arimaspen, wo sie gut aufgenommen werden, und die im Kriege sind mit den Einfüßlern, Skiopoden, welche Herzog Ernst besiegt. Ebenso besiegt er die Panochi, deren Schlappohren bis auf die Erde niederhängen, und nicht minder die Riesen, die vom Arimaspenkönige Zins ertrotzen wollten. Weiter reisend, kommt der Held des Buches zu den Pygmäen, die mit den Kranichen in Fehde liegen; diesen hilft er die Kraniche besiegen, fährt dann in das Land der Mohren, welche Christen sind, schließt Freundschaft mit deren Könige und hilft ihm den Heidenkönig von Babylon besiegen und gefangen nehmen, hilft aber auch dem Letzteren gegen gute Versicherung wieder zur Freiheit, und zieht in seinem Geleit nach Babylon. Von da aus zieht Herzog Ernst mit seinem Gefolge, darunter ein Arimaspe, ein Einfüßler, zwei Pygmäen und ein Riese, nach Jerusalem, wird von dessen König gar wohl empfangen, und verweilt ein ganzes Jahr allda, dann tritt er die Heimfahrt an, deren Richtung wun-

derlich genug ist, denn sie „kamen mit gutem Wind nach Paris.“ In Paris stirbt der Skiopode, und von da aus zieht Herzog Ernst nach Rom. Ueberall läßt Herzog Ernst seine „wunderlichen Leute sehen.“ — Dies ist ein eigenthümlicher Zug, der die volksthümliche Schaulust bekundet und andererseits jene Neigung, das Fremdländische, Seltsame, nie Gesehene, zur Schau zu stellen und damit Aufsehen zu erregen. Daher die große Vorliebe der Fürsten und Herren für das Halten seltenen Gethiers, die früher ungleich stärker war, als in der Jetztzeit, die Löwengärten, die Wildparke, wie auch schon eine alte thüringische Chronik eines „ortus ferarum“ unter der Wartburg gedenkt. Von Rom aus wird weiter geradezu nach Nürnberg gefahren, wo der Kaiser Otto, Herzog Ernst's Schwiegervater, Reichstag hält, und die Versöhnung erfolgt.

Nahe diesem Buche von Herzog Ernst verwandt ist ein nur in anderer Form verfaßtes Volksbuch:

Johannes de Montevilla Reisebeschreibung.

„Des vortrefflich welterfahrenen und hoch- und weitberühmten Herren Doctor und englischen Ritters Johannis de Montevilla, kurieuse Reisebeschreibung, wie derselbe in das gelobte Land Palästinam, Jerusalem, Egypten, Türkey, Judäam, Indien, Chinam, Persien und andere nah und fern an und abgelegene Königreiche und Provinzen zu Wasser und zu Land angekommen und fast den ganzen Weltkreis durchzogen seye. Von ihm selbst beschrieben.“ Köln am Rhein und Nürnberg.

Das Buch ist ohnstreitig das Ergebniß einer wirklich gemachten Reise, die aber angeschaut ward mit dem verschönernden und vergrößernden Auge eines dichterischen Gemüthes, wie solches sich selbst noch bei späteren ähnlichen Schilderungen von Meerfahrten nach dem heiligen Lande offenbart hat. So soll nach einer Chronikmeldung noch im

Jahre 1476 im Gefolge des Fürsten Wilhelm von Henneberg, der mit Albrecht dem Beherzten, Herzog zu Sachsen, nach Palästina zog, ein Meiningischer Dichter, Georg Doth, gewesen sein, der diese Fahrt zum Gegenstande eines Gedichtes machte, das aber aufzufinden bis jetzt nicht gelungen ist. Johannes de Montevilla erlebte, sah und schilderte des Wunderbaren viel, und seine Phantasie stärkte und nährte sich jedenfalls auch an der alten Alexandersage und deren poetischen Nachklängen. Er schildert das Paradies getrost und entzückt, mit all seiner Pracht und Herrlichkeit, denn er ist darin gewesen; ebenso ist er durch das dunkle Hellthal gegangen, über dem, gleich einem gräulichen Baphomethaupt, der Teufel in Blitzeslohe schwebt. Alle Wesen der Mythe sind ihm wirklich vorhanden, er hat sie gesehen, die Greife und den Phönix, die Riesen und die Zwerge, die Arimaspen und Pygmäen, die Einäugler und Plattfüßler, Meermänner und Meerfrauen, und dergl. mehr.

Leider hat das Volksbuch, das nicht unmittelbar aus der Quelle schöpfte, die Arbeit des Verfassers arg verstümmelt, viele Namen verdorben, Unsinn an des Sinnes Stellen gesetzt, wie der Hans Balhorne Art ist, die sich fähig dünken und getrosten Muthes daran gehen, Anderer Geisteswerke bessern zu dürfen, und von denen auch wieder das oben Angezogene gilt: „Keine Furcht der Esel hat" — u. s. w. Daher mag es gekommen sein, daß das Buch in späterer Zeit minder verbreitet worden ist, und keine neuzeitliche Erneuung gefunden hat. Gleich phantastisches Gepräge hat auch das selten gewordene Büchlein, das die Meerfahrt des heiligen Brandanus und dessen Reisen durch das Paradies, den Himmel und die Hölle schildert.

Sehen wir im Herzog Ernst den Helden durch einen Greifen über das Meer getragen, so erblicken wir nicht nur

eine Wiederholung dieses Abenteuers, sondern noch ein ungleich größeres Sagenwunder in der Wundersage vom Herzog Heinrich dem Löwen.

„Wahrhafte Beschreibung von dem großen Helden und Herzogen Heinrich dem Löwen, und seiner wunderbaren und höchst gefährlichen Reise. Auf Begehren vieler Liebhaber aufs neue aufgelegt, Braunschweig und Leipzig.“ Herzog Heinrich der Löwe.

Wir erwähnten schon oben eines verloren gegangenen alten Gedichtes von Heinrich dem Löwen, ein jüngeres ist noch vorhanden. Das Volksbuch bringt eine Erneuung, und erzählt in treuherziger Weise chronikartige Nachrichten über den Helden so, wie sie noch in lebendiger Sage im Schwang gehen (D. Sagenb. 312). Auch hier, wie im Buche von Herzog Ernst, das Einnähen in eine Ochsenhaut, auch hier die Hinwegtragung von der Stätte der Angst und Noth durch einen Greif, weit über Meer in des gewaltigen Thieres Nest, von wo der Herzog herabkommt in den dichten Wald. In diesem findet nun der tapfere Held einen Löwen mit einem Lindwurm im schrecklichen Kampfe, tödtet den Wurm und rettet den Löwen, der ihm dankbar Speise erjagt und selbst in das Meer ihm nachspringt und nachschwimmt, und ihn durch sein Brüllen wach erhält, als der Teufel ihn hinter dem Herzog drein über Meer und Land gen Braunschweig durch die Lüfte trägt. Auch hier folgt nun wieder der bedeutsame Sagenzug des Einwerfens eines Ringes in den, dem Pilgrim dargebotenen Becher, wie in der Sage vom Stauffenberger, vom edlen Möringer und vom Ritter Pontus. Wichtig ist auch dieser Zug der Sage, daß Herzog Heinrich der Löwe zum Wahrzeichen die Klaue eines Greifen mitbringt in die Heimath, denn das Mittelalter glaubte nicht nur fest an die Greifen, sondern hielt die Klauen derselben

auch für besonders heilkräftig, gleich den Elennthierklauen. Man faßte Greifenklauen in Gold und Silber, als kleine Trinkgeräthe, die auf Greifenfüßen standen. Ein solches befindet sich im grünen Gewölbe zu Dresden. Es entstammt dem 14. Jahrhundert. Adelige Geschlechter in Schwaben, Baiern, Tirol, Schlesien und Böhmen trugen von Greif und Greifen ihren Namen, auch gab und giebt es Familien Greifenklau, Greifenkranz, Greifenstein und Greifenstern, und mehr als ein deutsches Bergschloß trägt den Namen des bedeutsamen Fabelthieres.

Riesengeschichte. „Riesengeschichte oder kurzweilige und nützliche Historie vom König Eginhart aus Böhmen, wie er des Kaisers Otto Tochter aus dem Kloster bringen lassen, und hernach viel Unglück im Königreich Böhmen entstanden ist. Item, wie die großen Riesen dasselbe Königreich überfallen und was vor wundersamer Streit mit ihnen vorgegangen. Auch wie der Ritter Julius die königliche Tochter sich zu einem ehelichen Gemahl erworben und durch seine ritterlichen Thaten endlich das Königreich an sich gebracht hat. Alles sehr nützlich und lehrreich beschrieben von Leopold Richtern, gebürtig zu Lambach in Oberösterreich. Gedruckt in diesem Jahr. Nürnberg."

Der Stoff zu diesem Volksbuche wurde, wie wir fest glauben, nicht einem alten Gedicht, sondern Chroniken entnommen, vielleicht auch der mündlichen, vielfach sich wiederholenden Sage, welche deutschböhmischen Ursprunges ist. Das Buch verändert wol die Namen, und spinnt den Stoff weit aus, giebt ihm die Färbung einer Novelle, und spielt sie ganz in das Gebiet des Phantastisch-Abenteuerlichen hinein. Die Riesen des Buches sind eine Art hunnischen Volkes, Mongolen, Kalmücken. Der alte Ausdruck Heunen für Riesen mag den Verfasser bewogen haben, die seinen

für Hunnen auszugeben, wenn er auch Letztere nicht nennt.*) Indeß ist die gewaltige Riesennatur gut geschildert, wie auch deren Plumpheit. An das Märchenhafte streift die Erzählung vom Riesen Scharmack, wie er schläft und die Bürger von Prag einen alten Wartthurm untergraben, und diesen dem Riesen auf den Leib werfen; der aber sprach nur: Hier ist nicht gut ruhen, denn die Vögel beschmeißen einem den Kopf. Jene werfen ihm eine Glocke auf den Leib; aber er erwacht nicht einmal davon. Erinnerung an Einzelkämpfe mit Riesen bewahrt auch die deutsche Sage auf; es sei nur an jenen Kampf des tapferen Dollinger zu Regensburg mit dem Riesen Krako erinnert, den ein Steingebild als Wahrzeichen dort verewigt (D. Sagenb. 856). So sehr an das Ungeheuerliche, wie das Buch zuletzt den Riesen Millmoth schildert, reicht indeß keine frühere oder spätere Phantasie. Eins seiner Schienbeine, über die Moldau gelegt, hätte einen Tunnel abgegeben, denn man konnte durch die Markröhre mit Roß und Wagen hindurchfahren!

Wir erwähnten das mehrfache Begegnen des sagenhaften Grundstoffes in diesem Buche. Es ist derselbe jene Sage vom jungen Böhmen-Herzog Brzetislav, Herzog Udalrichs Sohn, der Kaiser Heinrichs I. Tochter aus einem Kloster zu Regensburg entführt haben soll. Der kühne Entführer zerhieb mit seinem Schwerte eine Kette, die den Weg versperrte, und entkam glücklich auf ein einsames Schloß. Dies soll nach der Regensburger Sage im Thale des Flusses Regen gelegen haben, und Alles habe dort sich so begeben, wie unser Volksbuch es vom Schlosse Schildheiß

*) Vergl. Bericht von den alten Riesen vnd Hewnen 2c. nach Joh. Cassio v. Monstrohl durch M. Joh. Vogel von Dresden. Görlitz 1588. Der Titelholzschnitt zeigt David und Goliath, und einen Kampf der Pygmäen und der Kraniche.

berichtet. Eine örtliche Sage in der Stadt Schweinfurt läßt dort das Kloster stehen, aus dem die heimliche Entführung erfolgt und der Kettenhieb vollbracht wird — und so kreuzen sich die gleichen Sagen mannichfach.

Markgraf Walther u. Griseldis.

„Schöne anmuthige Historie von Markgraf Walthern, darinnen dessen Leben und Wandel, und was sich mit ihm zugetragen, dem Leser kürzlich vor Augen gestellt wird. Aufs neue mit schönen Figuren gezieret und verbessert. Gedruckt in diesem Jahr."

Mit diesem Buche beschreiten wir einen Kreis von Geschichten edler Dulderinnen. Es ist dasselbe, was unter dem Titel:

„Eine löbliche Historie von der demüthigen und gehorsamen Frau Griselde. Nürnberg." — als Volksbuch sich frühzeitig Bahn brach, auch von Schönhuth erneut wurde, und zu Halms Trauerspiel Griseldis den Stoff bot, den früher auch Boccaccio u. A. benutzten, ja ursprünglich scheint es Petrarka gewesen zu sein, dem wir die Wiedereinführung dieser alten Dichtung ebenso, wie das schöne und merkwürdige Glücksbuch, oder den Trostspiegel, verdanken, denn ihn nennen die ältesten deutschen Drucke als den Urheber der Griselde in lateinischer Sprache. Die erste deutsche Ausgabe dieser ächt volksthümlichen, die Herzen mächtig ergreifenden Erzählung erschien schon 1471, durch den Buchdrucker Günther Zainer in Augsburg, dahin derselbe von Reutlingen gezogen war. Gleich im folgenden Jahre druckte Johannes Bämler daselbst dasselbe Buch; 1474 erschien es in Ulm, 1482 in Straßburg, wo es 1520 wiederholt wurde. Diese sämmtlichen Ausgaben, bis auf die letzte, die Quartformat hatte, waren in Folio. 1522 kam eine Quartausgabe in Nürnberg zu Tage, dann folgten die Octavausgaben „gedruckt in diesem Jahr."

Der Inhalt des Buches ist als allbekannt vorauszusetzen

Es liegt viel Empörendes in der verrückten Unmenschlichkeit des Markgrafen, der sich weit eher der Ruthenstreiche, als eines treuen Weibes werth zeigt. Ungleich besser motivirt wird das Leiden unschuldig unterdrückter Frauen durch Bosheit der Menschen, als durch solche grausame Liebe, welche die Treue aus purer Laune prüft, und das Weib zur Sklavin erniedrigt, wie erstere in den folgenden Volksbüchern zu Tage tritt. Ein niederländisches Volksbuch vereinigt die geduldige Helena, die demüthige Griseldis und die getreue Florentina zu einem schönen Kleeblatt edler Weiblichkeit. Von Florentina ist uns kein älteres Volksbuch bekannt, sie gehört vollständig der deutschen Sage an (D. Sagenb. 87). Schönhuth hat sie als Volksbuch bearbeitet.

„Die über die Bosheit triumphirende Unschuld, das ist: Hirlanda, eine geborne Herzogin von Britannien, 7 ganzer Jahr als eine Dienstmagd unter dem Vieh, nachmalen wieder nach Hof berufen, doch durch Verläumdung ihres Schwagers zum Scheiterhaufen verdammt, von ihrem Sohn unbekannter Weise errettet. Vorgestellt in einer anmuthigen Historie. Reutlingen.“ Hirlanda.

Der allerschwärzeste Verrath umspinnt die arme Hirlanda, bis sie endlich zum Richtplatz und zum Scheiterhaufen geführt wird. Da tritt wieder der so beliebte, und den alten Dichtern so willkommene Deus ex machina, der Gottesgerichtskampf, in seine Rechte, aber der Dichter spannt den Leser zuvor auf die Folter der ängstlichsten Erwartung — was eine gute Opernscene abgäbe — bis denn endlich der junge Ritter naht, der zum Retter von Gott berufen, und zugleich der Sohn des Herzogs und der unschuldigen Herzogin ist, der durch Verrätherei geraubt, und in fremdem Lande erzogen wurde. Wie in diesem von Marbach erneuten Volksbuche der obligate Bösewicht, Ge-

rard genannt, ein Bruder des Gemahles der unschuldigen Hirlanda ist, so begegnet uns im Genovevenbuche ein Haushofmeister oder ein Marschalk, und da solcher Marschalke auch in ähnlichen Geschichten noch viele auftreten, sollte man fast glauben, es habe von ihnen das Wort Schalk seine Bedeutung im schlimmsten Sinne überkommen, die es ursprünglich gar nicht hatte, denn scalc hieß einfach einer, der soll, gothisch skal, folglich ein Diener, und marescalcus war der Diener im höheren Sinne, dem die Ueberwachung der Pferde und des reisigen Zeugs oblag. Erst in den Heldengedichten der Minnesingerzeit, im Tristan, Jwein, Lanzelot vom See u. a., tritt von schlimmen, ränkevollen Knechten der böse Begriff in die Sprache ein. Aber es gab auch gute, wackere Marschälle. Einem solchen begegnen wir in:

Geduldige Helena. „Eine schöne, anmuthige und lesenswürdige Historie von der geduldigen Helena, Tochter des Kaisers Antonii, welche in aller Geduld so viele Drangsalen und Widerwärtigkeiten mit höchster Leidsamkeit und Stärke sowohl bei Hofe als in ihrer 22jährigen Wanderschaft ausgestanden. Allen Weibspersonen zum Beispiel, denen kuriösen Liebhabern aber zum Schröcken in Druck gegeben. Köln a. Rh. und Nürnberg.“

Ganz derselbe Schlag wie die vorigen, auf dem Grunde eines alten Gedichtes „von eines Königs Tochter in Frankreich“, aber dabei voll abenteuerlicher Kämpfe in hastiger Jagd, wie die Gestalten des wilden Heeres im Nebelgewölk auftauchend und verschwindend. Was im Gedicht auf dem sichern Boden Frankreichs beginnt und spielt, wird im späteren Volksbuche in das Morgenland gerückt; auch hier wieder unnatürliche Vaterliebe, Seestürme, wieder der alte Trug, daß Kindlein für Hündlein ausgegeben werden, auch

hier die Königin in einer Wildniß, die Kinder von wilden Thieren ihr entführt, wie in der Magelone. Immer dampfende Scheiterhaufen, und spät genug Sieg der gerechten Sache.

Bessern Halt und Gehalt hat ohnstreitig das uns Deutschen näherstehende Volksbuch:

„Eine schöne, anmuthige und lesenswürdige Historie von der unschuldig betrengten heiligen Pfalzgräfin Genoveva, wie es ihr in Abwesenheit ihres herzlieben Ehegemals ergangen. Cöln und Nürnberg.“ Genoveva.

Eines der beliebtesten, allverbreitetsten aller Volksbücher, das keiner modernisirenden Erneuungen bedurft hätte, wie sie Tieck in der ihm eigenthümlichen Weise seiner Romantik, und Maler Müller in ekstatisch poetischer Verzerrung gegeben haben. Gleichwol scheint das Buch nicht sehr frühen Ursprunges, denn es begegnen keine alten Ausgaben aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Dasselbe hat legendenartige Färbung und bietet einen der Stoffe, in denen sich Sage und Legende so innig mischen, daß sie gar nicht von einander zu trennen und zu scheiden sind, dabei wurzelt der Stoff so fest im deutschen Boden, daß es durchaus nicht der Bearbeitung des Volksbuches nach französischen Autoren bedurfte. Noch wird zu Pfalzel an der Mosel das Genovevenhaus gezeigt, das der Burgsitz des Pfalzgrafen Siegfried von Mayenfeld gewesen sein soll, dessen Gemahlin Genoveva, eine geborene Herzogin von Brabant, war. Des Pfalzgrafen Marschalk, Golo, war der Verderber in Menschengestalt, der das arme treue Weib mit unkeuscher Liebe bedrohte, und in namenloses Unglück stürzte, das Genoveva still und gottergeben unter dem Schutze der Himmelskönigin trug. Auch wahrte sie nach ihrer Auffindung besser als Hirlanda und Griseldis ihre

weibliche Würde — sie verband sich nicht aufs Neue dem Gemahle, der auf unwürdige Verläumdung hin sie in Noth und Tod gesendet. Ohnweit Mayen soll Genoveva's Grab sein, und in der Frauenkirche dort soll man sie noch bisweilen hinter dem Hochaltare sitzen und spinnen sehen. Andere nennen Kloster Laach am Laachersee, im Kreise Mayen, Reg.-Bezirk Coblenz, als den Ort ihrer letzten Ruhestätte.

So sehr nun auch, wie schon erwähnt, die deutsche Genovevensage legendenartige Färbung hat, so durften wir sie doch den eigentlichen Legenden nicht zugesellen, denn wann und durch welchen Papst Genoveva wirklich heilig gesprochen worden, scheint noch nicht recht klar ermittelt zu sein.

Mehrere ältere Volksbücher verfielen in Deutschland unverdient der Vergessenheit, obschon sie anziehende Stoffe umfaßten, dahin gehören die „Schöne und wahrhafte History von dem theuern, geherzten und mannhaftigen Hugen Schapeler ꝛc.“ Straßburg, 1537; die vom Riesen Fierrabras (von Fr. H. von der Hagen in seinem mit Büsching herausgegebenen Glücksbuche erneut, aber nicht dem alten Glücksbuche, sondern wahrscheinlich dem Drucke von 1533, Simmern, entnommen); die Historie vom König Apollonius, G. Zeunerscher Druck zu Reutlingen, 1471, Augsburg 1540; der streitbare Held Amadis aus Frankreich, auch von Siegmund Feyerabend zu Frankfurt am Main 1583 herausgegeben. Wielands „neuer Amadis“ ist durchaus keine Erneuung dieser alten Dichtung. Auch Geschichtstoffen wurde in Volksbuchweise sagenhafte poetische Färbung verliehen; so erschien 1502 zu Augsburg die Geschichte des Herzogs Gottfried von Bouillon, „wie er wider die Turgen und Hayden gestritten und daz

heilig Grab gewunnen hat." Die Geschichte Friedrichs des Rothbart erschien 1519 zu Landshut und in demselben Jahre auch zu Augsburg völlig volksbuchartig, zu Straßburg 1530, und so mehrere, in welche die ritterliche Märe noch buntfarbige Schatten warf, während auch sonstige Volksbücher mit jenen ritterlich-romantischen Hand in Hand, und im Volke von Hand zu Hand gingen.

Volksbücher aus bürgerlichen Lebenskreisen ernsten Inhaltes, zum Theil mit mittelalterlichem Zauber- und Wunderwesen.

Die Zahl derselben ist minder groß, als jene der ritterlich-romantischen und der niedrigkomischen. Allen voran durch innere Vorzüge und durch die weiteste Verbreitung steht:

„Fortunatus mit seinem Seckel und Wünschhütlein, wie er dasselbe bekommen und ihm damit ergangen. Nürnberg, Cöln u. a. O." (Auch unter veränderten Titeln.) Fortunatus.

Der Menschen liebste Wünsche, windschnelles Reisen und stets voller Säckel, in umfassendster Erfüllung, doch auch nicht sonder Fahr und üblen Ausgang häuft dieses Buch auf einen von der Fortuna hochbegünstigten Sterblichen, der naturgemäß nicht anders heißen kann, als Fortunatus. Man kennt nicht genau des Buches älteste Quelle, es soll engländischen Ursprunges sein, zumal dort der Boden ist, auf welchen der Dichter seinen Helden, den er in Cypern geboren werden läßt, zeitig versetzt. Auch ist das kaufmännische Element stark im Buche vertreten. Deutsche Ausgaben des Fortunat begegnen eine Augsburger, 1530 und eine von 1534, beide durch Heinrich Steiner, in Quart

Auch die Feyerabend in Frankfurt müssen Ausgaben veranstaltet haben, denn im Buche der Liebe sind zwischen ganz andere Erzählungen verschiedentlich Holzschnitte eingestreut, die offenbar zum Fortunat gehören. Das wichtigste Element im Buche ist neben dem Reisezug der Zauber der beiden Glücksgaben, wie er sich schon im Buche Gesta Romanorum in der Erzählung vom König Darius findet, der seinem jüngsten Sohne einen Ring vermachte, welcher dem Jüngling Jedermanns Liebe und Zuneigung erwarb, ein Heftlein, das jeden Wunsch erfüllte, und ein Wünschtüchlein, das nach jedem Orte hinführte, nach welchem man begehrte. Diese Gaben kamen vom Zauberer Virgilius, dessen wir demnächst erwähnen. Der Reiz solcher Stücke und Zauberkleinodien ist so groß, daß Sage und Märchen sich desselben mit Vorliebe bemächtigt haben. Bezüglich des Märchens sei zunächst auf „Rolands Knappen" von Musäus hingedeutet, darin Heckepfennig, Tischdecktüchlein und unsichtbar machender Däumling ihre ergötzliche Rolle spielen. Aehnliche Gaben begegnen uns in Kinder- und Hausmärchen, das Tischlein deck' dich, der Gold flötende Esel, der Knüppel aus dem Sack, und dergleichen mehr.

Ungleich bedeutungsvoller treten solche Gaben in der deutschen Sage auf, wo sie weniger als Geschenke überirdischer, sondern vielmehr als solche unterirdischer Wesen erscheinen, während in England und Frankreich Feen die gütigen Gottheiten sind, welche solche Glücksgüter spenden. Jener Becher, „das Glück von Edenhall" genannt, war eine solche Feengabe; in deutscher Sage sind deren in der Regel drei, so das Gold, der Häring und die Spindeln im Hause der Schleswigschen Grafen von Ranzau (D. Sagenb. 183); Schwert, Salamanderlaken (unverbrennliches Wünschtuch) und goldener Ring des Grafen von Hoya

(a. a. O. 276); Kreuz, Hut und Handschuhe, Gaben des Kobold Hinzelmann an den Schloßherrn von Hudemühlen, und andere mehr — alle diese Gaben verliehen dem Hause und der Famlie Glück und Segen, so lange auf dieselben treulich geachtet und gehalten wurde, und indem ihnen so eine wunderbare Macht und Zauberwirkung verliehen war, erscheinen sie von mythischer Bedeutsamkeit.

Nach anderer Seite hin verschmilzt das Buch vom Fortunat mit den abenteuerlichen Reisebüchern, ja es wird in demselben namentlich auf das bereits angeführte Werk von Johann von Montevilla verwiesen, und so zeigt es sich mit als Nachschößling der romantisch-abenteuerlichen Poesierichtung, nachahmend und doch selbstständig, und von eigenthümlicher Frische und Anziehungskraft. Giebt aber schon das Fortunatusbuch die alte Lehre, daß kein ewiger Bund mit des Geschickes Mächten zu flechten sei, und daß das Schicksal schnell schreite, so bewahrheitet diese Wahrheit auch die Fortsetzung:

„Geschichte von Fortunats Söhnen, und was sich weiter mit dem Glücksseckel und mit dem Wünschhütlein zugetragen.“ Fortunatus Söhne.

Diese Fortsetzung ist indeß erst später von dem Fortunatusbuche abgetrennt worden, und bildet mit den frühern Ausgaben ein Ganzes, daher sie auch im gleichen Geist das Werk zu Ende führt, noch manches ergötzliche Abenteuer berichtet und dann mit tragischem Ausgang zu Ende geht, denn es ist ein tiefer Zug der Dichtung, daß bei allen solchen dämonischen Gaben, kommen sie nun vom blinden Glück der Heiden, oder aus Geister- und Koboldhänden, kein dauernder Segen ist, daß sie zum Unheil für den oder die Besitzer umschlagen, und daß sie der Seele nicht frommen, den Himmel nicht verdienen und gewinnen

helfen. Fortunat ist indessen eben Fortunatus, er ist fromm, gottesfürchtig, wohlthätig, bis an sein Ende, und erst an seinen Söhnen rächt sich die dämonische Macht, indem sie es selbst ist, die zu bösen Thaten lenkt, wie in den Geschichten der Nekromanten vielfach begegnet, denen wir bald näher treten werden.

Das Buch vom Fortunat regte, gleich der Reise des Johann von Montevilla, mannichfaltig zur Nachahmung an, und schuf eine abenteuerliche Reiseliteratur in Volksbüchern.

Deren Gesammtzahl vorzuführen, würde uns von unserem Ziele allzuweit ablenken, doch mögen angeführt werden:

Rolands Knappen. „Die drey Rolands Knappen, mit welchen sich nach der unglücklichen Schlacht bei Ronceval viele merkwürdige Begebenheiten ereigneten. Gedruckt in diesem Jahr." Octav.

Dies ist die selten gewordene Quelle zu dem oben bereits erwähnten, von Musäus in seiner Weise erneuten Märchen, ein durch die Zaubergaben dem Fortunat ganz nahe verwandtes, vielleicht auch mit ihm ziemlich gleichzeitigen Ursprung habendes Buch.

Vier Kaufleute. „Ein liebliche Histori von vier Kaufleuten. Leipzig 1495." Leider ist uns dieses Buch nicht selbst vor Augen gekommen, so daß wir dessen näheren Inhalt nicht anzugeben vermögen. Ebenso eine Pilgerfahrtgeschichte:

Gräfin von Anhalt. „Von einer Gräfin von Anhalt, die hatt ein Grafen von Schwarzenburg gehabt aus Schwedien. Und wie es ihr und dem Grafen gangen ist uff sant Jacobs Fahrt zu lant und zu wasser. Nach Christi Geburt in XVC und zwantzigsten jar beschehen. Quarto, Straßburg 1522."

Die Freude an abenteuerlichen Fahrten, wenn auch deren Erdichtung auf der Hand lag, wie es bei denen des heiligen Brandanus der Fall war, wirkte noch in das siebzehnte

Jahrhundert nach und fand im Simplicissimus ihren Gipfelpunkt. Der phantasiereiche Georg Rollenhagen schrieb seine

„Vier Bücher Wunderbarlicher bis daher unerhörter u. s. w. Indianischer Reisen durch die Lufft, Wasser, Land, Helle (sic! vergl. Th. 1. S. 55), Paradieß und den Himmel &c. aus griechischer und lateinischer Sprach verteutschet." Magdeburg 1603 u. ff., auf die Brandanusfahrten begründet. Ungleich weiter verfliegt sich Indianische Reisen.

„Der fliegende Wandersmann nach dem Mond &c. Wolfenbüttel 1659", ein Vorbild aller späteren Nils Klimmiaden und Münchhaustaden; auch in den dritten Band des abenteuerlichen Simplicissimus aufgenommen.

Das kleine, seltene Büchlein ist mit vielem unbewußten Humor geschrieben, rühmt sich spanischer Abkunft, und tischt allerdings vieles dem Leser spanisch Vorkommende auf. Domenico Gonsales, ein Edelmann aus Sevilla, geboren 1552 (wie gar prosaisch chronologisch wird diese später geborene Poesie gegenüber der alten!), besucht als Student die Schule zu Salamanca, brennt durch, abenteuert durch Frankreich und die Niederlande, wird von den Geusen ausgeraubt, kämpft unter Alba gegen Oranien, und macht später eine Reise nach Indien, erwirbt Reichthümer, kommt auf der Rückreise nach St. Helena, und preist dieses in der Weltgeschichte als Napoleons I. Kerker so berühmt gewordene Eiland als ein irdisches Paradies und ein Wunderwerk der Natur, wo es Schwäne giebt, Kukuke und Nachtigallen. Dort mit einem treuen Mohren ein ganzes Jahr lang verweilend, erfindet Gonsales die Telegraphie durch Rauch und Feuerzeichen ganz für sich, richtet Vogelposten ein, einen Leuchtthurm, und macht noch andere anziehende Erfindungen, die er aber nicht offenbart, die jedoch alle ahnungsvoll

auf die Fortschritte späterer Zeiten hindeuten, denn, sagt er: „was eine reitende Post in vielen Tagen nicht thun kann, wird durch diese Erfindung, davon ich schon etwas gedacht, geschehen können, eher als in einer Stunde.“ Er erfindet nicht minder die Luftschifffahrt, indem er Schwäne zähmt, und gelangt, nach manchem Abenteuer, auf seinem Schwanenwagen erst auf die Spitze des Pico de Teneriffa, dann in den Mond, und schildert mit manchem klaren Einblick in die Mathematik und Physik, aber nicht minder auch mit ausschweifender Phantasie die 11 Tage lang währende Reise, wie den Aufenthalt bei den Mondbewohnern, und es ist ganz sicher anzunehmen, daß die Zeitgenossen des Verfassers seine Mondmärchen so willig glaubten, als Tausende der hochgebildeten und wohlunterrichteten Genossen unserer Zeit jene vor circa 15 Jahren wissenschaftlich glaubhaft gemachte Aufschneiderei des Pseudo-Herschel, durch dessen Riesenfernrohr Mondmenschen und Mondgebäude entdeckt worden sein sollten. Der fliegende Wandersmann bringt nach glückseligem Aufenthalt wunderkräftige und unsichtbarmachende Steine mit vom Monde, läßt sich in China nieder und wird dort für einen Zauberer gehalten, da er so unnatürlich in der Luft schwebend gesehen worden war. Wie sehr aber das Unbegreifliche und scheinbar Uebernatürliche Glück macht bei der Menschen allgemeiner und stets sich erneuernder Leichtgläubigkeit, geschehe es in der Wirklichkeit oder werde es auch nur mit einem Aufwand von Phantasie geschildert, bedarf keiner Auseinandersetzung; es ist das Element und der Boden, worin aller Zauberglaube trefflich gedeiht von den frühesten Zeiten an, und gedeihen wird bis in die fernste Zukunft.

Durch das frühe Mittelalter schon gingen die Kunden

von einem mächtigen Zauberer in Rom, des Namens Virgilius, und wurden allgemach zu französischen, englischen und holländischen Volksbüchern. Ein solches gab Fr. H. von der Hagen deutsch, und nach ihm O. L. B. Wolff unter dem Titel:

„Die wunderbare und merkwürdige Geschichte vom Zauberer Virgilius, seinem Leben, seinen Thaten und seinem Ende. Leipzig. O. J.“ Zauberer Virgilius.

Sehr viel ist über die Virgilius-Sage geschrieben worden, die als Vorläufer der deutschen Faustsage aus der Frühe der antiken Welt hervortritt und durch das Mittelalter sich so verbreitet, daß sich sogar eine isländische Bearbeitung derselben aufgefunden hat. Ein mittelhochdeutsches Gedicht: Virgilius, aus Enenkels Weltbuche, enthalten v. d. Hagens Gesammt-Abenteuer; dasselbe erzählt in nuce die Märe so, wie sie schon damals verbreitet war und im Volke lebte. Virgilius verübt eine Menge unerhörter Zauberthaten und ruft Wunderdinge in das Leben, dabei fehlt auch nicht das Minneabenteuer. Ein römisches Weib äfft den verliebten Zauberer, bestellt ihn, zieht ihn in einem Korbe nach ihrer Kammer empor, und läßt ihn dann halbwegs hängen und baumeln, zum Gespötte aller Römer, die ihn am Morgen drei Stockwerke hoch zwischen Himmel und Erde schweben sehen. Endlich befreit, beginnt er furchtbare Rache zu nehmen an jenem grausamen Weibe. Alle Feuer zu Rom erlöschen mit einem Male, und keinem Menschen gelingt es, ein neues zu entzünden. Jetzt soll der Zauberer Hülfe schaffen, lange weigert sich Virgilius, endlich giebt er nach, und ersieht jene Frau zum Feuerpütz. Sie muß sich mitten in Rom auf einen Stein auf Händen und Füßen in kriechender Stellung niederlassen, ihr Gewand erheben, und nur an ihrem Hintertheil kann wieder Feuer

gewonnen werden, und zwar blos unmittelbar; jeder Einwohner und jede Einwohnerin Roms, die Feuer bedürfen, muß an diesem noch nie dagewesenen Feuerzeug sein Licht oder seine Kerze anbrennen, so daß die Frau vor Scham, Spott, Schimpf und Schande fast den Tod davon hat. Das Volksbuch hat noch andere Zauberzüge, als das Gedicht. Virgilius befreit einen Teufel und bannt ihn wieder in ein Erdloch, wie jener Geist aus dem kupfernen Gefäße in der 1001 Nacht wieder in das Gefäß zurückgebannt wird, zaubert nun, nachdem er aus den dem Teufel abgelisteten Büchern die Nigromanzie trefflich gelernt, Wunderbauten und Bildnisse, Lustgärten und Luftbrücken. Er gründet Neapel und eine hohe Schule, an der er selbst die Zauberkunst lehrt. Indem er durch einen merkwürdigen Proceß sich verjüngen will, geht er unter.

Das erwähnte Korbabenteuer und dessen Folgen war ganz geeignet, volksthümlich zu werden und weite Verbreitung zu finden; ein französisches Gedicht erzählt, wie v. d. H. Ges. Abent. 3. CXXXIX. mittheilt, dasselbe Abenteuer vom Hippokrates. Alte Gedichte aus der Minnesingerzeit spielen vielfach auf jenes Ereigniß an. Es ging später auch ein Lied im Schwang, von „Hainric Kunrade, dem schryber ym korb" — wol eine verjüngte Märe; es konnte ja dergleichen sich leicht wiederholt haben. Das Hängen im Korbe war aber eine richterliche Strafe, ein alter Rechtsbrauch, daher sehr schimpflich, dies erschwert die Unthat des arglistigen Weibes und rechtfertigt die Grausamkeit der Rache. Auch mußte hier und da durch den Korb gesprungen werden, und zwar in das Wasser; besonders Dieben widerfuhr diese Strafe, und da „nächtliches Einsteigen" eines Verliebten mit dem eines Diebes viele Wahlverwandtschaft in der äußeren Form und mehr hatte, so

lag auch die gleiche Strafe nahe. In Meiningen wurde die Strafe des durch einen Korb oder Kasten ins Wasser Springens, welche Gaak hieß (in der gothaischen Landesordnung heißt diese Strafe Schöppung), noch bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts vollzogen und angedroht. Frühzeitig und vielfach später nachfolgend bemächtigte sich dieses Stoffes die bildende Kunst. Ein Elfenbeinschnitzwerk zeigt das Korbabenteuer neben dem Minneritt des Aristoteles, der allerdings ein geeignetes Seitenstück dazu ist. Beide Darstellungen sind auch als Holzsculpturen an zwei Säulenköpfen der Peterskirche in Caen, aus dem 13. Jahrhundert, dargestellt. Lucas von Leiden behandelte mit Vorliebe den Stoff in zweifacher Weise, einmal in einem trefflichen figurenreichen Kupferstich, und dann in einem seiner so seltenen Großfolio-Holzschnitte, der voll Ausdruck, Kraft und Schönheit ist. Ein Paar kleine Bleireliefs aus Holbeins Zeit und Schule, in unserem Besitz, zeigen ebenfalls in plastisch-derber Handgreiflichkeit das Abenteuer des Korbes und der neuen Art, Feuer zu gewinnen. Auf dem letzteren kauert die Römerin splitternackt auf einem hohen Steine, und das Volk strömt mit Handlaternen herbei, und entzündet am dampfenden Hintern seine Lichtstümpchen.

Die Virgiliusmäre mit ihrem Hauptelemente, der Gewinnung der Zauberkunst durch Teufels-Hülfe, wurde nun zur Trägerin vielfacher Zaubersagen und dahin einschlagender Bücher. Eine ganze Reihe römischer Päpste wurden als Zauberer genannt, vom Erzbischof Albertus Magnus leben noch Sagen, vom Abte Johann von Tritheim, von Cornelius Agrippa und vielen Andern; alles Zauberwesen aber und alle Teufelsbündnerei fand ihren Gipfelpunkt oder, wenn man will, ihren Schlußstein im deutschen Doctor Faust.

Als Vorläufer des Volksbuches über Faust dürfen wir ansehen:

„Lucifers mit seiner Gesellschaft val. Und wie d'selben geist einer sich zu einem Ritter verdingt und ym wol dienete." Bamberg, 1493, in Quart. — ein Buch, welches uns nicht vor Augen gekommen ist, seinen Inhalt aber durch den Titel deutlich genug darlegt. Fast ein Jahrhundert verging indeß, ehe die Faustsage durch die Presse in das Leben trat.

Dr. Faust. „Historia Von D. Johann Fausten, dem weitbeschriebenen Zauberer und Schwarzkünstler" u. s. w. u. s. w. gedruckt zu Frankfurt 1587, dann 1588 durch Johann Spieß. Diesen wenig bekannten Ausgaben folgte 1599 die durch G. R. Widmann besorgte, und lange nachher erst kam, während undatirte Ausgaben neben her gingen, das Buch in dickleibiger Gestalt durch Johann Nikolaus Pfitzer zur abermaligen Erscheinung, vermehrt aber mit zahlreichen Anmerkungen, die in das ungeheure Gebiet der Zaubersphäre nicht unanziehende Blicke zu thun vergönnen. Die noch späteren Volksbücher führten den Stoff, den der letzte Herausgeber etwas sehr in die Breite versponnen hatte, wieder auf sein altes bescheidenes Maß zurück.

Die Faustsage wie die Faustliteratur sind so hinlänglich bekannt, daß es überflüssig wäre, hier über beide weitläuftig zu werden. Nur das wollen wir bemerken, daß man wol mit aller Sicherheit anzunehmen berechtigt ist, der Held dieser Sage habe gelebt, gelebt als eine merkwürdige Persönlichkeit, um den sich aller uralte Zaubersagenstoff gleichsam krystallisirte, wie um den dunkeln Zink des Arbor Saturni des Bleimetalls funkelndes Strahlengezweig und feine blitzende Lanzen. Wie vom Zauberer Albertus Magnus örtliche Sagen leben, so leben sie auch

vom Doctor Faust noch in weit von einander entlegenen Ländern und Orten, und das deutsche Volk glaubt an ihn, wie das niederländische an seinen Jan von Nivelle. Hat doch zuletzt fast jedes europäische Land seinen Faust. Den spanischen führte uns Calderon im „wunderthätigen Magus" dramatisch vor, den polnischen Alexander von Bronikovski in einer Novelle; der Faust Frankreichs ist Robert der Teufel, weiland Herzog der Normandie, durch Volksbuch und Oper genugsam verherrlicht und bekannt, nächst diesem aber, dem Faust näher stehend: Nostradamus; Italien mag den Zauberer Virgilius als seinen Faust betrachten; Deutschböhmen hat seinen Hans Heiling; aus Ungarn tönt uns Klinsors Name mythisch entgegen, u. s. f. Wir werden im dritten Theile auf die weitverbreiteten Einzelsagen vom Faust, und die Orte, an denen sein Name dauernd hangen und haften blieb, zurückkommen, denn die Zaubersage ist ja unter allen mit die anziehendste und beliebteste, und wie sie im frühen Mythus entsprang und Wurzeln schlug, die durch alle Lande unterirdisch fortranken, und allüberall ihre Sprossen aus dem dunkeln Erdreich wieder zum Lichte des Tages heben, unaustilgbar, gleich einer Waizenart in unsern Ziergärten, so rankte sie sich auch tief und innig in die Gemüther, in Leben und Bewußtsein unseres Volkes ein. Daher konnte auch eine Fortsetzung:

„Des durch seine Zauber-Kunst bekannten Christoph Wagners, (weiland gewesenen Famuli des Weltberufenen Erz-Zauberers D. Johann Faustus Leben und Thaten 2c. Berlin, 1714." Christoph Wagner.

Anklang finden und willkommen sein, obschon dieselbe nur ein abgeblaßter Abklatsch der Faustsage, ja deren Schatten und leeres Echo ist. Doch lernen wir im Wagner-Buche wieder einen neuen Zauberer kennen, Wagners Ge-

nossen, Johannes de Luna, und das Buch schlägt auch wieder in den Bereich jener bereits besprochenen abenteuerlichen Reisen ein, und gefällt sich in der Schilderung indianischer Völkerschaften der neuen Welt, wie auch der Lappländer u. a.

Durch die Faustsage wurde zunächst eine ganz eigenthümliche Literatur geweckt und hervorgerufen, eine Literatur der Magie und des Zauber wirken sollenden Unsinns, die dem Volke ungemein schädlich war, und noch immer, obschon schwach, Nachwirkungen zeigt. Dahin gehören „Dr. Fausts dreifacher Höllenzwang, sein schwarzer Rabe, sein Meergeist, die Clavicula Salomonis und vor Allem das

„Romanusbüchlein, vor Gott der Herr bewahre meine Seele, meinen Aus- und Eingang, von nun an bis in alle Ewigkeit, Amen. Halleluja. Gedruckt zu Venedig.“

Wol kann man schon vom Titel genug haben, und mit Recht nennt Görres dies Büchlein einen „von allen Weltgegenden her zusammengetrommelten Unsinn, in Beschwörungen, Zaubersprüchen und Besprechungen sich ergießend“, gleichwol aber läßt es tiefe Blicke thun in den noch heute fortwuchernden Volksaberglauben, über den wir im 1. Theil so manche Andeutung gegeben, in Heilungen durch Sympathie, durch Segensprüche, durch magische Zettel u. dgl. Das leicht zu bethörende Landvolk griff gierig nach solchen Büchlein, und es giebt immer noch Bauern genug, die an Schätzegraben, an Erdspiegel, darin man sieht, wo gestohlene Sachen sich befinden, an Brut- und Heckepfennige, wie an die Kraft der Alraune, St. Johannishände und sonstiger Zauberwurzeln steif und fest glauben, wie noch viele davon träumen, daß in jeder bedeutenden Bibliothek Doctor

Fausts Höllenzwang an einer starken Kette angeschlossen verwahrt werde.

Als spätere Nachgebilde der Faustsage in Bezug auf Bündnisse mit dem Teufel tauchten noch manche Volksbücher und kleine Flugschriften auf; eines der bedeutenderen ist:

Herzog von Luxemburg.

„Des weltberufenen Herzogs von Luxemburg, gewesenen königl. General und Hofmarschals Pacta oder Verbündtniß mit dem Satan, und das darauf erfolgte erschröckliche Ende, wobei auch dessen bei seinem Leben verübte tyrannische Mord- und Freveltthaten kürzlich beschrieben werden. Gedruckt zu Offenbach und Nürnberg." (eine vielleicht noch ältere Ausgabe auch zu Frankfurt und Leipzig.) Ein Leben voll Gräuel, dem ein Ende mit Schrecken folgt; das Buch entbehrt jene heiteren und ergötzlichen Züge, mit denen das Faustbuch gewürzt ist, darin neben dem zermalmenden Ernst doch auch der Humor seine Gaukelspiele und Gauklerkünste treibt, und deutet einestheils nach einer älteren Sage von einem Grafen von Mascon aus der Provinz Lyon hin, anderntheils nach jener deutsch-französischen von dem Bündner des Teufels in Verdün, der einen Glücksseckel besaß, und auch auf dunkelm Roß hinweggeführt wurde (D. Sagenbuch 86).

Noch gehört in diese Traum- und Zaubersphäre das Buch:

Das Schloß in der Höhle Xa Xa.

„Eine schöne lesenswürdige Historie von dem unschätzbaren Schloß in der Höhle Xa Xa, sammt einer artigen Historie von einem in der Hölle und Vorhimmel gewesenen versoffenen Bauern. Cöln." Auch mit unter der Reihe der von G. O. Marbach erneuten Volksbücher.

Schon der zweite Theil des vorstehenden Titels zeigt uns an, wie dieses Buch eine passende Stelle als Uebergang

zum nächstfolgenden Volksbücherkreise einnimmt, die Hauptmäre aber tritt in völlig morgenländischer Färbung uns entgegen; Erd-, Luft- und Feuergeister bewegen sich im Kampfe elementarischer Zwietracht, und Alles klingt wie ein Märchen aus 1001 Nacht, so daß das Ganze füglich nicht als deutsches Volksbuch gelten kann. Mit richtigem Takt hat der letzte Erneuerer den trivialen Anhang hinweggelassen, der nichts ist, als eine alte Anekdote, die zu jüngst in verfeinerter Form als Posse: „Der verwunschene Prinz", von Plötz, aufs Neue dem Publikum vor Augen geführt ward.

Volksbücher aus bürgerlichen und bäuerlichen Lebenskreisen mit vorwaltendem Scherz und Schwank. Anhang: Natur-, Kunst- und Handwerkskreis.

Stets behaupteten der Scherz, der Humor, die Schalkhaftigkeit und die deutsche Neckelust ihre Rechte, drangen tief in das Innerste unseres Volkslebens ein, und entblühten diesem hinwiederum als Poesieblumen solcher Art, wie eben schlichte Bürger- und Bauerngärten sie pflegen; frisch und duftreich wie Reseda, Nelke, Veil, Rosmarin und der wie Häring riechende Kranichschnabel, zwar ein afrikanisches Kind, aber doch bei uns heimisch geworden, mindestens bis in die Häuser der Bauern eingedrungen, wie die sich gleicher Abkunft rühmenden Zigeuner.

Das älteste Volksbuch in diesem Kreise ist das aus einem älteren mittelhochdeutschen Gedicht: Salomo und Morolf entstandene:

Salomo und Morolf. „Der visirliche Marcolphus, bestehend in einem abenteuerlichen Gespräch zwischen dem König Salomon und

diesem unberichtsamen und groben Menschen. Ganz neu gedruckt."

Aeltere Ausgaben führten den einfachen Titel: „Frag und Antwort Salomonis und Marcolphi." Das alte Gedicht, dessen früheste gedruckte Ausgabe in den Anfang des 16. Jahrhunderts fällt, erneute unter dem Titel: „Salomon und Morolf. Ein kurzweiliges Heldengedicht, neu gereimt" — Dr. Karl Simrock, Berlin 1839. Das Volksbuch in Prosa unter dem Titel: „Historie von Salomo und Morolf" erneute O. F. H. Schönhuth. Reutlingen 1852. Fr. H. von der Hagen nahm Salomon und Markolph in sein „Narrenbuch, Halle, 1811" — auf, erläutert im Anhang dessen Ursprung, der wol in Judäa zu suchen ist, und weist dessen literarische Verbreitung nach. Der Weisheit König Salomo's tritt der Witz des Rüpelthums in der häßlichen und unfläthigen Person Morolfs personificirt entgegen; dem Letzteren ist noch zum Ueberfluß sein Weib beigegeben, ganz so reizvoll, wie der Dichter des „Ring (S. 51) die Huldin Mäczli Rürenzumph" beschreibt, von der er sagt:

Die augen lauchten sam der nebel
Der äten smacht ir als der swebel.

Mit bäurischer Derbheit glossirt Morolf die zu Tage gelegte Weisheit Salomo's, und erwiedert unter Anderem, als der Weise die Treue der Frauen preist, daß eine Laus noch treuer sei, da sie sich sogar mit dem Manne, mit dem sie sich verbunden habe, henken lasse, wogegen ein Weib sich bedanken und bedenken werde (was indeß späterer Zusatz zu sein scheint), doch wird noch viel Aergeres im Zwiegespräch vorgebracht, auch begegnet manch anderer Zug, der an ganz entfernt liegende Sagen erinnert, wie z. B. das Blasen eines Hornes in der Stunde äußerster Gefahr, wie

es in der Rolandsage vorkommt, und in jener böhmischen vom Herzog Jaromir, dem verrätherischen Geschlechte der Wrsch und dem treuen Jägermeister Howora, und in anderen.

Morolf ist ganz die Persönlichkeit, die sich in späterer Zeit als Eulenspiegel verjüngte, das derbe Element der deutschen Bäuerlichkeit, das seit fünfhundert Jahren noch um kein Haar anders und besser geworden ist, rauh, roh, ungeschliffen, unsauber, sackgrob, plumpwitzig, im ewigen Bauernkrieg gegen alles Zarte, Feine und Edelschöne begriffen, und da, wo diesen Eigenschaften ein Damm gegen deren Ueberschwellen entgegentritt: verschmitzt, heimtückisch, heimlich in sich hinein grollend, boshaft und in aller Weise nichtsnutzig. Der Bauer gewöhnlichen Schlages ist im Handelsverkehr gegen den Städter hartnäckig und ärger als der ärgste Jude, auf der Landstandbank ist er nur dem Fortschritt geneigt, der seinem Stande Vortheil bringt, gegen jeden andern starr abgeschlossen, zäh, ungefüge, beschränkend, verweigernd, begriffelos, und dabei überall zugänglich jedem grassen Unsinn, der ihm eingeredet wird; er giebt sich dem Winkeladvocaten mit demselben Vertrauen hin, mit dem er dem aufwiegelnden Volksredner unter der Linde Beifall zubrüllt; er stürmt, wenn ihn die Tollwuth erfaßt, mit derselben Lust noch heute Edelsitze und verbrennt Archive, wie er vor mehr als dreihundert Jahren Ritterschlösser stürmte und ihre Bewohner durch die Spieße jagte.

Eulenspiegel. Aus so tölpisch-täppischem und dabei kanibalischem Element, aus dem Schlamm emporgezogen, ist denn auch der vielbeliebte Eulenspiegel erstanden, und der ungeheuere Beifall, den dieses Buch im Volke fand, ist die Signatura plebis für alle Zeiten. Treffend sagt Görres über dasselbe: „Was ihm (dem Eulenspiegelbuche) die allgemeine Haltung giebt, ist durchaus das immer sich gleichbleibende Gepräge

der untern Volksklasse, in der es ursprünglich entstanden war, das man in allen seinen charakteristischen Merkmalen hier wiederfindet, bis auf die Ader von boshafter Tücke hin, die durch den ganzen Charakter Eulenspiegels durchläuft, und die man als den deutschen Bauern eigen, allgemein anerkennt." Namentlich nennt Görres die Bauern der innern Schweiz, die uns in neueren Zeiten der jüngst leider verstorbene Pfarrer Bitzius (Jeremias Gotthelf) so schlagend und treffend, mit spiegelklarer Wahrheit geschildert hat: gleichsam Zoten (doch im guten Sinne des Wortes), die die Natur gerissen habe. Der Eulenspiegel ist ganz, wie Reinecke Fuchs in der Thierfabel, der Tribun des Plebs.

Das Volksbuch vom Eulenspiegel tauchte zuerst plattdeutsch auf, nach den Niederlanden hindeutend; es eignete in jene Gefilde der stinkenden Wassergräben, der Härings- und Käsefässer. Man schreibt Thomas Murner die große That zu, das Buch im Jahre 1540 ins Hochdeutsche übertragen und ohne seinen Namen herausgegeben zu haben; that er dies aber nicht früher, so ist die Nachricht unwahr, denn die

„Wunderbarliche und seltsame historyen, Tyll Vlnspiegels auß dem Land zu Braunschweig bürtig, neulich auß Sächsischer sprach auff gut Hochdeutsch verdolmetscht." erschien bereits 1539 zu Straßburg in Quartformat.

Andere Ausgaben folgten rasch, denn Thorheit beherrscht die Welt, und bald nach der Mitte des 16. Jahrhunderts erschienen sogar mehrere Uebersetzungen des Eulenspiegel in die lateinische Sprache, wahrscheinlich zu Nutz und Frommen der studirenden Jugend; die deutsche Gelahrtheit eines Johann Nemius und Aegidius Periander fand es gar nicht so unpassend, neben Xenophon und Thukydides, neben Tacitus

und Cicero auch das Ulularum aut Noctuae speculum zu stellen. Doch auch an andere Länder wurde von dem Schatze abgegeben, in Frankreich und Holland veranstaltete man Uebertragungen, die Schweiz nahm das Buch mit großem Antheil auf. Manche meinen, Eulenspiegel habe nie gelebt, das sind die Alles Verneinenden, denen statt einer Person von Fleisch und Bein stets eine personificirte Idee als Wesenheit gilt, es sind die, denen kein Christus, kein Hermann, kein Dietrich von Bern, kein Faust, und schon deshalb kein Eulenspiegel lebte, weil sie ihn, den immer Lebenden, in jedem Spiegel erblicken.

Auch das Eulenspiegelbuch soll nach und nach zusammengetragen sein, in verschiedenen Zeiten, gleich einem Scherbenberg; wir glauben das gerade Gegentheil, glauben, daß ein solcher vagabundirender Schalk lebte, und seine Streiche übte, denen man dann allerdings noch andere hinzugefügt haben mag, daß aber ein Mann das Buch schrieb.

Die Sage thut dies mindestens durch Eulenspiegels Denkmal dar, wenn es erlaubt ist, ein solches steinernes Monument noch der Sage zuzueignen, statt es lieber als einen Sagenzeugen zu betrachten, welcher der Geschichte die Hand reicht. Zu Mölln im Sachsen-Lauenburgischen Lande ist Eulenspiegel begraben worden, höchst wahrscheinlich ganz so, wie es im Buche geschildert ist, und die Möllner setzten ihm einen Grabstein, der oft erneut und noch viel öfter abgebildet wurde, und lautet der Beginn der Inschrift:

Anno 1350 ist düsse Steen upgehafen
Tylle Eulenspiegel lehent hierunter begraven.

(D. Sagenb. 205).

Auch das gereimte Volksbuch, nach dem oben S. 50 erwähnten Gedicht gebildet, und betitelt:

„Die Geschichte des Pfarrherrs vom Kalenberg", 1602 zu Augsburg in Octav, dann auch 1620 erschienen, gehört in diesen Kreis. Fr. H. von der Hagen nahm dasselbe in sein „Narrenbuch" wieder auf, und fügte ihm den „Peter Leu", oder der andere Kalenberger durch Achilles Jason Widmann von Hall — bei. Er spricht die einleuchtende Ueberzeugung aus, daß auch dieser Kalenberger gelebt und Weigand von Theben geheißen habe, gestützt auf Zeugnisse in Joh. Jacob Fuggers Ehrenspiegel des Erzhauses Oesterreich und andere Quellenschriften, neben dem oben S. 50 ebenfalls genannten Nithart als lustigen Rath des Herzogs Otto des Fröhlichen von Oesterreich.

Der Pfarrer vom Kalenberg.

Auch in diesen Büchern ist es der Schwank, der in Morolfischer Bäuerlichkeit und Eulenspiegelischer Plattheit als frischer Kuhfladen auf der Matte der alten Volkspoesie liegt und mit ihr um die Wette grünt. Vielen Antheil am allgemeinen Beifall solcher Schriften hatte der Abenteurersinn und -Trieb, dem vielfach und willig mehr und mehr durch Bücher gefrönt wurde, während nach anderer Seite hin das Hofnarrenthum, das sich bis in ziemlich späte Zeiten erhielt, ebenfalls dazu beitrug, diese Richtung zu begünstigen. Die Verhöhnung des Hohen, Guten, Edeln und Schönen durch den unfläthigen Possenreißerwitz, wie sie im Salomo und Morolf offen zu Tage trat, wurde feststehend, wurde beliebt, wurde förmlicher Charakterzug, und half in einer großartigen Weise den allgemeinen Geschmack, besonders den der Mittelklassen, verderben. Theils erschienen noch Bücher, wie

„Des sogenannten Clausnarrens weyland churfürstlichen sächsischen gewesenen Hofnarren u. s. w. lustergötzende Historia, darinnen seine Geburt, Leben, Wandel und Tod auch kurzweilige Scherzreden beschrieben ꝛc. Gedruckt in

Claus Narr.

diesem Jahr. Nürnberg." (aber schon 1579 in Frankfurt a. M. gedruckt.)

darin ein wirkliches Narrenleben glaubwürdig abkonterfeit vor Augen trat, theils wurde auch achtbaren Persönlichkeiten unverhofft die Narrenkappe von fingerfertigen Schreibern aufgestülpt. Dies widerfuhr unter anderen dem in Wahrheit verdienten französischen Dichter **Clemens Marot**, der das Madrigal in Frankreich einführte, mit Beza die Psalmen rhythmisch übertrug und sie dem französischen und schweizerischen Kirchengesange übereignete, und Meister eines Styles wurde, welcher sich durch natürliche Anmuth und Naivität auszeichnete, daher auch mit seinem Namen als Style Marotique benannt wurde. Gleich ausgezeichnet in Liebes- wie in Glaubenshändeln war dieser Dichter, und ihn machte erst ein holländisches, dann ein deutsches Volksbuch, das den Titel führt:

Clement Marot. „Kurzweilige Geschichte. Leben und Wandel des **Clement Marot** übergesetzet und vermehrt, aus dem Holländischen Amsterdamischen Exemplar ins Hochdeutsch übergesetzt. Gedruckt in Frankenau auff der Neustadt im itzigen Jahr" — geradezu zu einem Hofnarren Königs Franz I. von Frankreich, und erzählte von ihm eine Menge Eulenspiegel- und Clausnarrenstreiche.

Endlich überfluthete förmlich diese Literatur der Kurzweil, des Scherzes, des derben, oft unsauberen und zweideutigen Witzes, der meist außerordentlich eindeutig war, und die Leser mit der Nase an Orte stieß, wo letztere ungern zu verweilen pflegt, und schwemmte Hunderte von Büchern und Büchelchen an das nach solcher Kost lechzende Land, manche leidlich, manche bedenklich, manche schier unangreifbar. Dahin gehören Bartholomäus Kriegert „wirklicher Hans Klauert." — „Die Abenteuer Schelmuffsky's",

— „Garzoni's Spital unheilsamer Narren“, — die Taubmanniana, Kyau. Auch der Simplicissimus, die Bücher Fischarts, Philanders von Sittewaldt, Moscherosch's, der Hirschleifer, das Buch Schimpf und Ernst, mehrere Bücher, die Reisenden zur Erheiterung dienen sollten, wie das Rollwagenbüchlein, die lustige Gesellschaft des „Lyrum, Larum Löffelstihl“, die Allabatirita (Olla potrida) Joco-Seria, lieblicher Sommerklee und anmuthiges Wintergrün, Neu aufgezimmerte Lust- und Schatzkammer der neuesten auserlesenen kurzweiligsten Historien und Possen ꝛc. Allen Reisenden und Maulhenkolischen Personen zur Recreation ꝛc. Gedruckt zu Schnatterberg im Waschland 1670. — Hanß Guck in die Welt oder sonsten Mercks Matz genannt (eine Sammlung zeitkürzender Scherzreden), der lustige Democritus und eine Menge anderer, neben denen noch zahlreiche Facetien, Sprichwörter-, auch Räthselbücher u. dergl. den Büchermarkt damaliger Zeit überdrängten, die noch heute Zeugniß ablegen, daß jene Zeit zwar keine gute, sittenreine, aber doch eine unbefangenere, fröhlichere war, als die jetzige, sorgloser und sparrenloser, wo der Humor noch auf offenem Markt sich tummelte, und des Schalksnarren Pritsche durch die gute und beste Gesellschaft klitschte und klatschte.

In solcher Zeit konnte Erasmus Lob der Narrheit Boden finden, konnten Grobianus und Grobiana floriren, die Mären von Utopia und Schlauraffenland alle Welt ergötzen, Landkarten selbst dieses Landes, das auf italienisch Cucagna hieß, so beliebt werden, daß noch in den späteren Homannischen Atlanten die Karte des Schlaraffenlandes nicht vermißt werden durfte. Bechers kluge Narrheit und thörichte Weisheit ging von Hand zu Hand; neben der Räthselliteratur schloß sich die der Fabel an, nach an-

derer Seite hin die des Studentenwesens mit seinen Bacchantentollheiten und Pennalpossen; Sprichwörter flogen von Mund zu Mund, weit mehr, als wir noch kennen, und auch die dramatische Kunst verließ, schon auf Hans Sachs sich stützend, den Boden des Ernstes, der höchstens noch im Nachklang alter Mysterien und in den Schülercomödien betreten wurde, und schlug ihr leichtbewegliches Schaugerüst auf offenem Markt auf, zum Tummelplatz der Pickelhäringe und Hanswurste, zu Schönbartspiel und Mummenschanz. Nebenbei brachen sich das magische Element, das alchimistische Treiben, die politischen Flugblätter, neue schreckliche und wunderbarliche Zeitungen, Nachrichten von Zeichen am Himmel und auf der Erde ihre vollberechtigte Bahn, und mitten durch alle Drangsale des dreißigjährigen Krieges selbst trug unsere vaterländische volksthümliche Literatur hoch und frei und fröhlich ihre prächtig schwellende Fahne und ließ tausend bunte Banner noch neben ihr im Winde flattern und fliegen. Dadurch geschah es, daß namentlich Fabel und Märchen mit bereichert wurden, denn die Saat der Stoffe wurde mit vollen Händen ausgestreut, und auch Sage und Mythe gingen nicht leer aus, sondern empfingen neuen Zustrom, einestheils durch Scherze, die, an Oertlichkeiten haften bleibend, Volkssagengestalt annahmen, anderntheils durch jene zahlreichen Mittheilungen über Wunder und Zeichen, durch die Kalenderbücher und Praktiken, deren gemeinsamer Inhalt, oft auf uralte Ueberlieferungen begründet, in frühe und früheste Zeiten zurückwies und zurückleitete.

Aus örtlicher sagenhafter und zugleich scherzhaft neckelustiger Ueberlieferung waren nun eine Anzahl Volksbücher hervorgegangen, deren Zweck kein anderer war, als, wie die Griechen mit ihrem Abdera gethan, auf einen wirklichen

oder erfundenen Ort die Fülle des Spottes durch Erzählung seltsamer, närrischer und verkehrter Streiche seiner Bewohner zu häufen, wozu nachbarlicher Hohn ganzer Völkerschaften oder Einzelorte sein reiches Theil beitrug, und selbst der Dialekt mußte und muß noch als Zielscheibe nachbarlich-gegnerischen Witzes dienen. Bereits 1597 oder 1598 erschienen

„Die Schildbürger, wunderseltsame u. s. w. itzunt also frisch, menniglichen zu ehrlicher Zeitverkürzung aus unbekannten Authoren zusammengetragen und aus utopischer auch Rothwälscher in deutsche Sprach gesetzt, u. s. w. Gedruckt in Verlegung des Authors in der Festung Misnopotamia.“ Schildbürger.

Diesem folgte:

Grillenvertreiber, das ist newe wunderbarliche Historien, seltzame abentheuerliche Geschichten, Kauderwelsche Rathschläg und Bedenken, sowohl von den Witzenbürgischen als auch Calecutischen Commissarien vnd Parlamentsherren unterschiedlich vorgenommen, beschlossen, vnd ins Werk gesetzt u. s. w. In zwei Bücher abgetheilet Durch Conradum Agyrtam von Bellemont 2c. Frankfurt a. M. 1603.“ Grillenvertreiber.

Im Jahre 1605 folgte das dritte Buch mit dem Titel: „Hummeln oder Grillenvertreiber“ den ersten beiden nach, dann kam:

„Das lustige und lächerliche Lalen-Buch. Das ist wunderseltsame abentheuerliche unerhörte 2c. Geschichten und Thaten der Lalen zu Lalenburg in Misnopotamien hinter Utopia gelegen. Durch M. Aleph, Beth, Gimel, der Vestung Ypsilonburger Amtmann.“ o. O. u. J. Das Lalenbuch.

Der Inhalt dieser drei Bücher ist im Ganzen ein und derselbe, und hat nur in den später erschienenen Ausgaben verbessernde und läuternde, theilweise aber auch verunzierende

Durchsicht erhalten. In Fr. H. von der Hagens Narrenbuche sind die Schildbürger vollständig erneut, auch Simrock erwies dem Buche gleichen Dienst, und man findet es wol noch hie und da in älteren Nürnberger und Reutlinger Volksausgaben.

Die Geschichte der Schildbürger ist eine köstliche Ironie, ein Goldstück von allezeit gültigem Gepräge, eine Geisel der Kleinstädterei und ihres Aberwitzes, der wie eine Krankheit forterbt von Geschlecht zu Geschlecht der Witzenburgischen und Calecutischen Commissarien und Parlamentsherren, mögen letztere nun in Utopia oder sonst wo tagen. Das Buch ist so vom Geiste Fischarts getragen und durchdrungen, daß man sich gern geneigt fühlen möchte, ihn für den Sammler dieser überall heimischen, überall vereinzelt wieder begegnenden Volkswitze und Volksthorheiten zu halten. Viele Einzelzüge sind in den Schildbürgern uralten überkommenen Ursprunges, andere entnahm der Verfasser des Buches wol ohne Zweifel seiner Zeit und aus nächster Nähe. Das Misnopotamia deutet offenbar auf Meißen hin, und unter dem Schildburg dürfte jener wol das Städtlein Schilda im Meißnerlande gemeint haben, das bis heute den Ruf des Lalenthums mit manchen andern deutschen Städten theilt. Der verdienstvolle Herausgeber des Narrenbuches spricht ausführlicher über den Werth des Schildbürgerbuches, vergleicht die Ausgaben und erläutert die Beziehungen der Lalenstreiche zu einander und zu den in andern gleichzeitigen Schriften erwähnten.

Jedes deutsche Land und Ländchen hat seine Stadt oder sein Städtchen, jede Landschaft hat ihr Dorf, an dem der unschädliche Fluch des Lächerlichen haftet und sagenhaft forterbt von Kind auf Kindeskind. Die deutsche Neckelust aber beschränkte sich nicht einmal auf Spottbilder, Spott-

sagen und Spottlieder, sie prägte selbst Spottmünzen aus, gab Städten spöttische Wahrzeichen, drängte sich sogar in Wappenschilde. Vom Alpengebirge der Schweiz bis zum deutschen Nordmeer, vom fröhlichen Rheinufer bis zur freudeleeren Polengrenze gehen diese eigenthümlichen Züge, liebt Völkerschaft um Völkerschaft sich zu necken, sich eins anzuhängen und aufzumutzen, Lalenburgerstücklein von einander zu erzählen. Professor H. F. Maßmann hat ein ausführliches Buch über diesen anziehenden Gegenstand zu geben versprochen.*)

Die Schweizer werden von ihren schwäbischen Nachbarn Kuhmelker gescholten; ein Berner Plappert (Münze), den ein Mann von Constanz einen Kühplappert nannte, ward, auf der Luzerner Anhetzung, Anlaß zu einer Fehde zwischen Constanz und Bern. Als die Züricher ihren Breitopf gen Straßburg geführt hatten (D. Sagenb. 38), schalt und spottete man rings umher, selbst in Schriften, über den kühwarmen (d. h. euterwarmen) Brei. Dem Städtlein Bretten dient sein Hündlein zum spöttlichen Wahrzeichen, der Stadt Passau ihr geschundener Wolf. Die Schwabenschüssel in Speier mag auch in ähnlicher Weise an die mit Neckeschimpf genugsam heimgesuchten guten Schwaben erinnern; spricht man doch von Schwabenstreichen als von etwas Allbekanntem, und nennt das Erreichen des vierzigsten Jahres als das Schwabenalter, das in ihrem Lande einer erreichen muß, bevor er klug wird. Kein anderes Land kann sich neckischer Verherrlichung so rühmen wie Schwaben durch das treffliche Volksbuch:

„Geschichte von den sieben Schwaben“, welches durch Auerbacher erneut wurde, mit schöner Bilderzier 1832 zu Sieben Schwaben.

*) Siehe C. Spindlers Zeitspiegel. Sechster Band. München, 1831. S. 57 u. ff. Deutscher Scherz von H. F. Maßmann.

Stuttgart erschien, und auch die Nr. 7. der von G. O. Marbach erneuten Volksbücher bildet. Dieses Volksbuch ist ganz allerliebst, anmuthig, neckisch, heiter erzählt, wer aber ist sein erster Urheber? Alte Ausgaben giebt es nicht; J. Görres, dessen mehr erwähntes Buch „Die teutschen Volksbücher", 1807 erschien, führt es nicht mit auf, er kannte es vielleicht gar nicht. Und doch ist die so anziehende hübsche Märe nicht neu. Fanden wir beim Suchen nach des Büchleins Ursprung keine Schrift, so fanden wir doch etwas dahin Deutendes, ein altes fliegendes Bildblatt, welches den Abenteuerschwank darstellt, wissen aber nicht, ob das Bild nach dem Buche, oder das Buch nach dem Bilde gefertigt wurde.

Unser altes Blatt ist farbig, mit Firniß überstrichen, zierte wahrscheinlich eine Stubenthüre, ist eng beschnitten, ohne Stechernamen, und trägt die Firma: J. P. Wolff Seel. Erben. exc. Oben in den Wolken hängt eine Schrifttafel, darauf steht: Die Sieben redliche Schwaben. Ueber den Mannen, die in geschlitzter Tracht und theils in Hüten, theils in Barteln dargestellt sind, stehen ihre Namen, 1. Veitli, 3. Hans, 2. Michall, 4. Jergly, 5. Marly, 6. Jäckly, 7. Schultheiß. Der letzte ist der Vorderste, der den ungeheuern Spieß gegen den im Gebüsch sitzenden Hasen lenkt. Unter dem Bilde stehen die Dialekt-Reime, die wir in unser deutsches Märchenbuch aufgenommen haben, die äußerst charakteristisch sind, und die das Volksbuch nicht enthält. Der letzte dieser Reime lautet:

Potz Veitli güg luegg wasch ischt das,
Das Ungeheuer ischt nur an Haas.

Ein zweites Bildblatt, dasselbe Abenteuer darstellend, ist jünger. In ganzer Breite des Blattes zieht am obern

Rande die Ueberschrift hin: Abbildung und entwurff der Sieben Frommen und Redlichen Schwaben.

Die Landschaft ist reicher ausgeführt, die Mannen sind kleiner, tragen Hahnenfedern auf den Kappen, und Seitengewehre. Die Tracht ist halb studentisch; Wämser, die am Hals offen stehen, ausgezackte Krägen. Die Namen sind verändert, und stehen unter den Füßen, wie folgt: Märte. Bärtle. Jäcklj. Lentzli. Heintzli. Galle. Fritza. Unter dem Bildblatt stehen die charakteristischen Reimzeilen:

Obgleich Sieben Schwaben hier Hertz verzagt den Haasen stechen;
So muß man den Schwaben doch Treu und Redlichkeit nachsprechen.
Denn, viel besser ists gethan, Haasen hetzen, alß wie dort
Jene Römer um die Katze thun den großen Menschenmord.
Ward nicht einst die leichte Schaar mit dem Ziegenbock gehetzet
Wie sie Ihren Meister Krebs in die See zum Todt gesetzet.
Drümb lacht nicht die Schwaben aus, Schwaben schweben in den ruhm
Darnach manche' trachten soll, From sein ist ihr Eigenthum.

Paulus Fürst Exc.

In diesen Versen ist wieder doppelte Hindeutung auf fortgepflanzten Volksscherz enthalten. Der römische Mord um die Katze, die Anspielung auf Ziegenbock und Krebs deutet nach der im Lalenbuche Kap. 41, im dritten Buche des „Grillenvertreiber", und auch in dem Buche „Aller Praktik Großmutter" enthaltenen Schildbürgermär, vom verirrten Krebs, den die Witzenburger für einen Schneider halten, weil er zwei Scheeren hat. Der Krebs zwickt einen Bürger mit den Scheeren, und wird zum Tode des Ertränktwerdens verurtheilt.

Auch außerdem gilt im Schwabenlande hin und her die Neckelust, Bopfingen und Derendingen zieht das Geschlecht der Gelbfüßler groß, deren Urähnle die Eier mit den Füßen fest in einen Kasten stampften, auf daß recht viele hineingingen. Die zu Jartheim werden von ihren

Nachbarn Eierleger genannt; die Jesinger heißen Räppleßfresser; in besonderer Weise ist das Schießen der Hornberger berühmt; die Ulmer heißen Spatzen, weil ihnen der Lalenstreich vorzugsweise aufgemutzt wird, daß sie mit einem Balken quer zum Thore hineingewollt, bis sie einen Spatzen erblickt, der seinen Strohhalm der Länge nach im Schnabel hielt, und durchs Thor flog. Der Rottweiler Bürgermeister brütete den Kürbis aus. Die Neuffener werden von ihren getreuen Nachbarn und desgleichen Eselsfresser gescholten, die Seebronner Sensenschmecker, die Hirschauer Kröpfle, weil sie die Waden nicht unterm Knie, sondern unterm Kinne haben. Kibinger und Munderkinger werden Mondfanger und Stangenstrecker genannt, weil sie den Mond, den sie in den Neckar gefallen glaubten, mit Stangen herauszufischen trachteten. Vom Dorfe Ganslosen werden ganz lose Streiche erzählt; auch Schwaben hat sein Trippsdrill, wie das Vogtland, allwo die Pelzmühle, auf der die alten Weiber gemahlen werden. Der Schwabe muß allezeit das Leberlein gefressen haben.

Vom oben schon erwähnten Speier geht das auch an vielen andern deutschen Orten in ähnlicher Weise gehört werdende Sprichwort um: „Speirer Wind, Heidelberger Kind, Hessen Blut, thut selten gut.“ Die Elsasser werden Bettler geschimpft. Zu St. Goar am Rhein war ein Halsband am Wall befestigt, welches Fremden, die zum ersten Male dorthin kamen, umgelegt ward, worauf sie nach eigenem Willen mit Wasser oder mit Wein in derbscherzhafter Weise getauft wurden. „Zu Wetzlar auf dem Dom, sitzt der Teufel auf der Nonn'“ — geht ein Schwankwort von einem dortigen Wahrzeichen. Das Neckarbrückenwahrzeichen zu Heidelberg, ein Affe, wie das des Frankfurter

Brücken-Hahns ist nicht ohne scherzhafte Auslegung geblieben, und auch in andern Städten ist dergleichen nicht selten. Bis zum hohen deutschen Norden und selbst in das Dänenland hinein ist die Neckelust zu Hause, lauter Blitz- und Witzstrahlen, die im Schildbürgerbuche ihren Brennpunkt fanden. Die Bonner heißen Pfefferlecker, die Cölner haben ihren Dräckes. In Schleswig sind die „tollen" Jagler daheim, von Hotstrupp geht das Sprichwort: Geh nach Hotstrupp und laß dir die Narrheit verschneiden, gleich dem biblischen: Bleibet zu Jericho, bis euch der Bart gewachsen, dann kommt wieder. Sie haben dort eine Scheuer, in die sie alle Dummheiten einheimsen. Gabel wird mit dem Katzenkaufe des Lalenbuches aufgezogen, den die örtliche Sage noch viel weiter dort ausgesponnen hat (D. Sagenb. 190). Von den Romöern wird auch eine lustige Märe erzählt, von den Bosümern an der See viel mehr als eine Märe; wie die Schildbürger, die nicht zählen konnten, die Finger in den steifen Brei steckten, daß es fünf Löcher gab, so steckten die neun badenden Bosümer, als sie meinten, einer von ihnen müsse vertrunken sein, ihre Nasen in den Sand, und zählten nun mit Freuden alle Neune — auch die vorhin erwähnte Krebsgeschichte hat sich in Bosüm häuslich niedergelassen; die Kisdorfer trugen in Säcken den Tag in ihren neuen Rathhausbau. Die Fockberger besetzten einen Teich mit eingesalzenen Häringen, meinten davon Brut zu gewinnen, fingen aber andern Jahres nur einen großen Aal, meinten, der habe ihnen die Häringsbrut gefressen und verdammten ihn zur Strafe des Ersäufens. Die Hamburger ließen 1679, als die Dänen ihre Stadt belagert, aber nicht genommen hatten, eine Spottmünze prägen. Wer kennt nicht die zahlreichen Spottmünzen, die in den Niederlanden auf den österreichi-

schen Erbfolgekrieg geprägt wurden? Die Bardewiker darf man nicht nach ihrem Spiegel fragen, die Osterburger nicht nach ihrem Pech, wie man durch Blankenburg in Thüringen nicht einen Rockzipfel mit der Hand umfassen und die Spitze hervorsehen lassen darf.

Spottlieder. Spottlieder wurden besonders zur Zeit des 30jährigen Krieges sehr üblich; der sächsische Vogelfang, die Magdeburger Dame, der Prager Koch, die Breitenfeldische Weiberkomödie, das Bon Aviso aus der Pfaffengasse und viele andere entsprangen dem deutschen Volkscharakter der Neckerei in Schimpf und Ernst. Eines dieser Lieder: das Wallensteinische Gelächter, spricht diesen Nationalzug mit baren Worten aus:

„Es bleibt doch wol darbey: Der Spott folgt auf den schaden
Man schenkt es keinem nicht, hieß er gleich ihr Genaden
Und sonst ihr Excellentz: Es steckt beym Teutschen Sinn
Noch mancher Rabelaiß vnd Peter Aretin."

Auf viele Städte und Flecken wurden von ihren Nachbarn Spottlieder gesungen, ganze Länder mit schlimmen Namen belastet. Die Schlesier hießen Eselsfresser, die Thüringer Häringsnasen, die Baiern Säutreiber, die Hessen heißen blind, die Nürnbergischen Franken Pfeffersäcke. In Sachsen sind Schilda, Schöppenstädt, Krähwinkel u. a. als des Lalenthums verschrieen, in Thüringen und Franken Friedrichrode, Blankenburg, Wasungen, Ummerstadt, Karlstadt, im Vogtlande Triptis, Auma und Bodelwitz. Das Vogtlandstädtchen Pausa liegt im Mittelpunkt der Welt. In Baiern und Würtemberg sind Weilheim, Stockach, Reutlingen, Volksheim u. a. die Sündenböcke, denen bald der, bald jener Lalenstreich, bald alle zusammen, aufgemutzt werden. Im Rhöngebirg ist Dittis, eigentlich Ditges, ebenso beschrieen, und es wäre nicht übel, auf deutschen Gaukarten

unter solche Orte einen besonderen Farbenstrich zu machen, man würde dann sehen, welche Witzfülle dem vaterländischen Boden entsproßte, nur dürften die Orte sich das nicht zum Schimpf ausdeuten und annehmen, sondern müßten bedenken, daß auch der verkehrte Witz noch Witz bleibt, und daß es der Orte ungleich mehr giebt, deren Einwohnern man weder eine lustige Thorheit noch überhaupt einen Witz nachzurühmen im Stande ist.

Daß mancher nacherzählte Lalenstreich von dem und jenem Witzenburg in irgend einem rein geschichtlichen Ereigniß wurzelt, ist außer Zweifel, denn es ereignen sich dergleichen noch zu jeder Zeit, andere erscheinen als angeflogen und angelogen, und je größer, unwahrscheinlicher und lächerlicher die Lüge auftrat, um so willkommener war sie in jenem Zeitalter, wo Prahlerei und Aufschneiderei des gartenden Kriegsvolkes, der fechtenden Vaganten und Bacchanten, der Allamode-Cavaliere und Messieurs an der Tagesordnung war. Daher konnte auch noch ein in diesen Kreis gehöriges Buch Glück machen:

„Der edle Finkenritter, mit dem tapfern Cavalier Monsieur Hans Guck in die Welt, oder Historia von dem weit erfahrenen Ritter, Herrn Policarpen von Kirlarissa, genannten Finkenritter, wie der dritthalbhundert Jahr, ehe er geboren ward, viel Land durchwandert, seltsame Dinge gesehen u. s. w." Gedruckt in der jetzigen Welt. Nürnberg. Der edle Finkenritter.

Eine andere, wahrscheinlich frühere Ausgabe erschien 1668 o. O. mit etwas anderem Titel. Dies Buch ist eine personificirte Lügen-Märe, und diente vielleicht jenen Lügenmärchen, die später in Kinderbücher übergingen, mit zum Vorbild, wenn es nicht selbst eine Nachbildung mittelhochdeutscher Lügenmären ist, was eher zu glauben. Die

äußerste Verkehrtheit, der hirnloseste Unsinn, aber Alles mit lustiger und unerschöpflicher Pickelhäringslaune vorgetragen, bildet den Inhalt der Reisefahrt des Finkenritters.

In diesen Lügenkreis gehört auch die schon oben erwähnte Schlaraffenlandfabel; wir haben diese und eine ächte Lügenmäre in unserm deutschen Märchenbuche zusammengestellt. Mochte den Schilderungen des Schlaraffenlandes Thomas Murners Utopia zum Grunde liegen, sie spannen sich dann doch selbstständig weiter und breiter aus. Es gab auch ein Lied in des Lindenschmits Ton: Ein Landt das ist mir wol bekanndt, das wird genanndt Schlauraffen Landt.

Als Volksbuch trat es unter dem Titel ans Licht:

Schlaraffenland. „Vom Schlauraffen-Landt. Ein vast kurzweilige vnd lustige Histori zu lesen. Zu Wormbs truckts Sebastianus Wagner 1541. Quart." Spätere Ausgaben mit sehr länglichen Titeln sind genannt:

„Erklärung der Wunder-seltzamen Land-Charten Utopiae, so da ist das neuentdeckte Schlaraffenland, 2c." davon hat eine Ausgabe o. J. die Druckorte Frankfurt und Leipzig, eine andere hat: „Gedruckt zu Arbeitshausen, in der Grafschaft Fleiß, im Jahr, da Schlarraffenland entdecket war."

Die Entdeckung Amerikas, die fabelhaften und übertriebenen Berichte von dem neuen Eldorado jenseits des Oceans, die dem Abenteurertrieb die willkommenste Nahrung boten, wie sie in unsern Zeiten einen starken Wiederhall gefunden, mag vielen Antheil am Entstehen solcher Bücher gehabt haben. Die Lust am Scherz, an neckender Ironie und Satyre verspottete jene Nachrichten, oft mit gutem, oft mit trivialem Witz, wie es kam, und wie er gerade zu Gebote stand, und bürgerte eine neue Idee in die deutschen Volkskreise ein, die von dem müssiggängerischen

faulbehaglichen Maulaffenthum, welchem die Tauben gebraten zufliegen, und das, ohne nur die Hand zu regen, aller Wünsche Erfüllung sich zu erfreuen hat.

Der Verfasser der letztgenannten Schrift belehrt seine Leser sogar über die physikalische Geographie seines Schlaraffenlandes, und dieser Zug deutet wieder auf die im Volke lebende Neigung, regen Antheil zu nehmen am Leben und Weben der dasselbe umgebenden Natur, der Himmelskörper, der Aspecten und Constellationen, welche geweckt war durch volksthümliche Schriften von Astronomen und Astrologen, durch die mancherlei Praktika's und Kalender, durch die Vorliebe zur Vorherverkündigung kommender Ereignisse, die in einer Ueberfülle gedruckt vorhanden waren. Hand in Hand ging mit der himmlisch-physikalischen Weisheit und Wissenschaft die irdische, die Medicin und Naturkunde; durch den Makrokosmos führte der Weg zum Mikrokosmos, zum menschlichen Leibe, dessen Gesundheit und Kranksein, und auch der sonst so ernste Aesculap vermochte zu lächeln, auch die schmerzlichste Krankheit reizte die Spottlust. Während ernst gemeinte Bücher, wie „der Gart der Gesundheit", Mainz 1485, „der schwangern Frauen und Hebammen Rosengarten", das „Buch der Natur" mit seinen blattgroßen bunten Holzschnitten, die zum Theil aus Aristoteles geschöpften Mittheilungen von Albertus Magnus, letzterer noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts nachgedruckt und erneut, Michael Scotts und Paracelsus Schriften, wie auch die Kräuter- und Thierbücher Geßners, Fuchsens, Bocks, Matthioli's, Tabernämontans u. A. zum Theil in Volkshänden umliefen, scherzte Fischart über das Podagra in seinem:

Natur-, Kunst- u. Handwerkskreis.

„Podagrammisch Trostbüchlein. Inhaltend zwo artlicher Schutzreden von herrlicher ankunfft, Geschlecht, Hoff-

Podagrammisch

Trost-büchlein. haltung, Nutzbarkeit vnd tieffgesuchten lob des Hochgelehrten, Gliedermächtigen vnd zarten Fräwleins Podagra", welches er „zu Kitzeligem Trost andächtiger Pfotengrammischer Personen oder Handkrämpffigen vnd Fußverstrickten Kämpffern lustig vnd wacker (wie ein Hund auff dem Lotterbet), possirt vnd publicirt" (Straßburg 1604). Die erste Ausgabe dieses Büchleins, auf der sich der Verfasser Hultrich Elloposcleron nennt, erschien indeß bereits 1577. Auch sonst noch erschienen ähnliche Schriften, wie 1601 die:

„Action oder Anklag der armen Podagrischen Rott; Ueber die Tyranney vnd unbarmherzigkeit ihrer Königin Podagrae u. s. w."

Mit den Bewegungen, welche die Reformation auf kirchlichem wie auf politischem Gebiete hervorrief, brachte man gern und häufig als Vorzeichen und Vorbedeutungen Erscheinungen am Himmel und auf der Erde in eine gewisse Verbindung, und die alten Stimmen, die dem germanischen Volke in seiner Frühzeit aus Felsen und Bäumen getönt, verjüngten sich ihm, sprachen prophetisch aus Sonnen- und Mondfinsternissen, aus Kometen, Nordscheinen und andern Himmelsmeteoren, und wurden mit einer Gläubigkeit vernommen, die sich durch nichts widerlegen ließ. Die zahlreich in das Volk ausgestreuten Praktikabücher deuteten vor- wie rückwärts, nannten die Jahresregenten, meldeten die Finsternisse an, schilderten die Planeten-Gestirnzusammenkünfte und deren der Erde und den Menschen glück- und feindselige Scheine und Gegenscheine. So sollte eine Constellation des Saturn, Jupiter und Mars, im Zeichen des Krebses, im Jahr 1504 den bairischen Krieg vorbedeutet haben, eine zweite im Zeichen der Fische, im Februar 1524, den Bauernkrieg, eine dritte im Scorpion, im September 1544, die kirchliche

Spaltung, „den Riß der flecketen Rotten von Schulen und Kirchen, Wittenberg und Leipzig.“ Gern wurde auf „den Türken“ Alles bezogen, was irgend schlimme Deutung zuließ; den Erbfeind der Christenheit zu hätscheln, fiel Niemandem ein. Der Türke war stets der drohende irdische Komet, die Straf- und Zuchtruthe, die Gott über die Christenheit verhängte, und ihm gesellten die protestantischen Eiferer den Papst zu. Als im Jahre 1517 die Sachsenfürsten zu Wittenberg aus der Christmette gingen, sahen sie am Nordhimmel ein blutrothes Kreuz mit traurigem Gemüthe, und prophezeiten aus ihm den Zwiespalt der Kirche. Im Jahr 1520 zeigte sich über dem Stephans-Dom zu Wien eine Sonne, ein Mond und ein Regenbogen, in Erfurt drei Sonnen zugleich, und der Türke nahm Stuhl-Weißenburg ein, auch heerte eine Pest im südlichen Deutschland. 1523 ereignete sich in Thüringen eine Storchenschlacht, gleich der Krähenschlacht 1484; sie verkündete den Bauernkrieg. Im Jahre dieses Krieges, 1525, stand die Sonne einen ganzen Monat lang klein und bleich, nicht größer wie ein Kinderball, am Himmel. Ein Feuerzeichen im Januar 1529 verkündete den Einfall der Türken in Ungarn und Oesterreich, durch welchen über 100,000 Christen ihr Grab fanden. Noch mahnt in manchem deutschen Ort unbewußt und der Erinnerung verloren gegangen, manchen Glöckleins Schall zum alten Türkengebet, während fast Niemand mehr betet, am wenigsten gegen den Türken, vielmehr ihm zu Hülfe gezogen wird, damit doch ja sein auf europäischem Boden usurpirtes, zerrüttetes und verrottetes Reich als Reliquie Muhameds Europa erhalten bleibe.

Eine im Jahr 1530 zu Speier wahrgenommene Erscheinung lebt nicht nur sagenhaft fort, sie rief sogar einige Volksbüchlein hervor, betitelt: „New warhafftig und Wun-

derbarlich geschicht, welche sich bey Speyr am Rein den 18. 19. und 20. tag Julii begeben hat", welche Schrift im Jahr darauf unter dem Titel: „Ein new wunderbarlich mönchsschiffung so zu Speyer am 18. 19. und 20. Tag des Heumons am Rein geschehen" nochmals erneut wurde (D. Sagenb. 42).

Mönchsschiffung.

Wunderzeichen.

Es ist ein gehäuftes Leid, das die dahin bezüglichen Schriften jener Zeiten verkünden — neben dem Scherz und der landstörzerischen Tollheit schreitet händeringend über Deutschlands Verfall und Unglück der Wehklage grausenhaftes Gespenst, und denen mochten wol die Haare zu Berge stehen, die sich in das Studium dieser Schriften und Flugblätter vertieften. Kinder weinen im Mutterleibe, andere kommen als entsetzliche Monstra zur Welt, Wasserfluthen verschlingen ganze Provinzen, Quellen strömen Blut aus, Erdbeben zerstören halbe und ganze Städte. Der Himmel wird kaum leer von Kometen; Bäume werden am Himmel erblickt, so bei Eisenach 1532 kurz vor dem Tode Kurfürst Johann des Beständigen, und wehklagende Stimmen tönen aus Gewölken nieder. Häufig regnet es Blut, feurig gekrönte Drachen durchfahren die Lüfte, so auch Rosse und Reiter, wie über Münster nur ein Jahr vor dem dortigen gräulichen Aufruhr. Der Teufel wandelt sichtbar auf Erden, er zündet das Städtlein Schildach in Schwaben an, führt aus Hameln am Tage Mariä Magdalenä die Kinderschaar, und lehrt zu Frankfurt a. d. Oder und zu Lebus einer Magd fort und fort Geld zu fressen (D. Sagenb. 901, 294, 367). Alles dieses wurde der Welt alsbald in fliegenden Blättern mitgetheilt, und mit Grausen vernommen. Kriegsheere ziehen am Himmel hin und liefern einander Wolkenschlachten, Heuschreckenschwärme bedecken meilenweit die Auen, furchtbare und unerhörte Ungewitter zerstören Ortschaften

in Schlesien und in andern Ländern, Alles gilt für bedeutsam, für Zeichen des göttlichen Zorns, für gerechte Strafe. Blutroth scheint die Sonne vor der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg, Kreuze regnen vom Himmel und fallen auf der Menschen Kleider, wie auch schon früher geschehen, und künden Sterben vorher. Schade, daß nirgend eine Nachricht über die Substanz dieser Kreuze steht, aus was sie bestanden; waren es Schneekrystalle, war es Hagel, war es sonst ein atmosphärisches Gebilde? Da die Nachrichten von solchem Kreuzregen sich öfters wiederholen, so muß doch wol eine derartige Erscheinung vorgekommen sein; es ist kaum zu denken, daß sie gänzlich erfunden und so zu sagen, aus der Luft gegriffen sei. Sonstige Gesichte, die aller Orten und Enden in den Wolken oder am Himmel erblickt wurden, sind zahllos, Drachen, Löwen, Bären, Adler, Störche, Festungen, Städte, Krieger, Alles im meteorischen Fata Morgana-Scheine. Immer wiederholen sich Dinge und Thaten, welche die frühe Zeit schon überlieferte, so die Tänzer von Kollbeck, die tanzenden Kinder zu Reichenbach, die nach dem Kinderkreuzzuge, und nach jenem Tanzzuge der Kinder von Erfurt nach Arnstadt deuten (D. Sagenb. 314, 588, 651), so Getreide-, Fleisch-, Blut- und Steinregen, immer griff der Wunderglaube in den unerschöpflichen Fortunatus-Säckel der Vergangenheit und immer fand er in ihm das alte unvergängliche Sagengold, wie oft es auch schon verausgabt war, und wie jenem Glauben die Natur in Thieren, Pflanzen, Steinen und Metallen zinste, wie er die Elemente und das Himmelsgewölbe nutzte, so mußte selbst die Kunst ihm Stoffe bieten, und was nicht unter den Augen sich gestaltet hatte, was der Vergangenheit angehörte, das mußte übermenschlichen Ursprunges sein, ein Wunder, durch göttlichen oder dämonischen Einfluß bewirkt, einerlei, ob das

angestaunte Gebilde die Hand der Natur, oder die der Kunst geschaffen hatte.

Dahin zielen alle die Sagen und Märchen von Teufelsbauten, Teufelsburgen, Teufelsmauern, von den Thürmen, deren Bau mit Teufelskunst und =Hülfe zu Stande gebracht war. Die Heilings=Felsen bei Karlsbad müssen Zauber= und Teufelswerke sein, wie der Loosberg bei Aachen, wie die Wasserleitung von Trier nach Köln zu, wie das Danewerk, wie der bartensteiner Bartel, die goldene Laus zu Bismark (D. Sagenb. 345), die sicherlich ein uraltes mißverstandenes Kunstgebilde war, das Goslarer Schallbecken, und so manch anderes Werk uralter Kunst, das den Nachkommen unbegreiflich vorkam, und daher übernatürlicher Geistes= oder Körperkraft sein Entstehen verdanken mußte. Es lag dies mit im niederdrückenden Gefühle jener späteren Zeit, denn mit dem abgeblühten Ritterthum, mit dem Glanze und der Pracht des Bürgerthums war die alte deutsche Herrlichkeit dahin, die Kunst versank, kaum daß das Handwerk sich noch hielt. Wo baute man noch Dome? Wo gipfelten Sacramenthäuser sich auf von gegossenem Stein, wie das Nürnberger zu St. Lorenz, das Erfurter zu St. Petri, beide in ihrer Art schier unvergleichlich? Diese Kunst war versunken, die der Glasmalerei erblaßte und ging fast ganz verloren. Die Poesie brachte kein bedeutsames Werk mehr hervor; die Sprache, die durch Luther auf eine edle hohe Stufe gehoben war, wurde aufs Neue von Grund aus verdorben durch den eingeschleppten Mischmasch zahlloser Fremdwörter. Alle Poesie flüchtete sich in Sage und Märe, in die Ueberlieferung vom schönen Einst, sie verzauberte sich selbst in das dornige Gehege laub= und blüthenlosen Ungeschmackes, um hundert und mehr Jahre zu schlummern.

Nur das Handwerk blühte noch fort auf seinem goldenen,

ähren- und ehrenreichen Boden; es pflegte in seinen Zünften den ehrlichen und biedern deutschen Sinn, schloß sich dem Scherz nicht ab, hielt aber fest am gediegenen Wahlspruch: Bete und arbeite — und auch seinem Schooße entblühten Volksbücher, die des Guten Saat ausstreueten, den Sinn für Redlichkeit wach hielten, nach dem alten Glauben hinwiesen, das Gewerk hoch und in Ehren halten lehrten, und gute Sitten priesen. Als trefflichstes derselben nennt Görres das Büchlein:

„Neu verbesserter Müller-Ehrenkranz" ꝛc. (folgt ein langer, gereimter Titel). Gedruckt in diesem Jahr. Müller-Ehrenkranz.

Das Ganze sei „mit einer Ruhe, einer stillen Innigkeit, einer festen, gleichen, besonnenen Haltung und einer treuherzigen Ehrlichkeit abgefaßt, die als eigentliche Virtuosität in ihrer Art erscheint." Es ist dies Büchlein völlig poetisch gehalten, betrachtet das Weltgebäude mit dem Blick eines Mühlen-Arztes, preist Deutschlands berühmteste Mühlen (deren viele, wie z. B. die große Günthersmühle zu Arnstadt, einen Gang hatten, auf dem, nach der Sage, der Teufel mahlte) und andere Werke.

Es giebt solcher Handwerksbüchlein noch mehrere, z. B. vom Bäcker-, Kürschner-, Zimmergewerk, wenn schon sie von ungleichem Werthe sind. Auch Sage und Märchen ziehen nicht ungern das Handwerk wie die Künstlerwerkstatt in ihre Kreise, zunächst die Schmiede und Metallarbeiter. — Nachhall mythischer Ueberlieferungen von kunstreichen Zwergen und von Wiland dem Schmied. Ein Schmied war es, der den Thüringer Landgrafen hart hämmerte (D. Sagenb. 452); einen kunstvollen Meister, der die Münsteruhr zu Straßburg fertigte, beraubte, nach der Sage, himmelschreiender Undank seines Augenlichtes (a. a. O. 37); ein Schmied vollbrachte mit Satans Hülfe das unbegreif-

liche Gitter um den Taufstein in der Kirche zu Wismar (a. a. O. 215). Der kunstreiche Grinken-Schmied, halb gnomenhaften Wesens, wohnte und arbeitete in einer Erdhöhle im Dettenberge bei Münster, wie der Hüggele-Schmied im Erzberge bei Osnabrück (a. a. O. 277 und 281). Ein Schmied zu Belgern mußte dem Pferde des Teufels Hufeisen anlegen, und in den Schweckhäuserbergen schmiedete und sang ein verliebtes Zwerglein (a. a. O. 371 und 385). Im Klosterhammer bei Lobenstein dienten Zwerglein als Hüttenarbeiter, wie sie auch als Bergknappen thätig sind, bald in großer Zahl, bald vereinzelt, wie der Meister Hämmerling in erzgebirgischen Gruben (a. a. O. 560 u. 625). Der Feilenhauer von Weißendorf im Fichtelgebirge konnte Geister citiren und bannen; selbst das Dängeln ihrer Sensen auf Galgenholz verschaffte dem Markt Enkeringern im ehemaligen Bisthum Eichstedt den Spitznamen Galgendenkler. Der Schmiede von Apolda, Jüterbogk u. a. ward schon erwähnt.

Ebenso wie der Schmiede ist die Sage der Mühlen und der Müller häufig eingedenk. Ein gutes Theil Mühlen schreibt die Sage zunächst dem Teufel zu; wer hätte nicht die Teufelsmühle am Wienerberge, wär' es auch nur als Liederposse, nennen hören? Der Teufel hat der Mühlen mehr als genug, auf dem Rammberge des Harzwaldes, im Riesengebirge, auf dem Rhöngebirge; im Thüringerwalde sind Zwerge als Schleifmüller hülfreich; Kobold Pumphut reist als Mühlenarzt; ein altes Holzbild, das der Mühlgötz heißt, in der obern Mühle zu Plauen im Voigtlande, strafte mit sturmvollem Gerassel und Geprassel ihm widerfahrene Beunruhigung (D. Sagenb. 477, 564, 567). Ein Teufelmühlwehr befindet sich in der Schwarza, eins in der Saale, ohnweit Ziegenrück, andere sind nebst

Teufelsmühlen in Schwaben zu finden. Der sagenhaften und doch heute noch vorhandenen Reismühle wurde schon oben gedacht. Die Müller sagen, wenn das Werk geht und es ist nicht aufgeschüttet, daß auf dem leeren Gange der Teufel seinen Waizen mahle.

Auch von Angehörigen des ehrsamen Schneidergewerkes erzählen Märe und Sage manchen Zug, meist neckischer Art; beide paaren gern bei den Schneidern Herzhaftigkeit und Furcht, und bringen dadurch heiterironische Wirkung hervor. Ein Schneider dringt kühnlich bis zur Schlangenjungfrau im Heidenloch bei Augst, aber er läuft am Ende doch davon und läßt die feurig hoffende Jungfrau unerlöst (D. Sagenb. 27); desto herzhafter war der Schneider in Münnerstadt, der dem Teufel den Schwanz abschnitt (das. 820), während sich wieder der Schneider von Unken (das. 983) erst prahlerisch und dann als Hasenherz bewies. Mehr noch als die Sage liebt das Märchen, mit Schneidern Scherz zu treiben. Das Märchen vom tapfern Schneiderlein (das erste in unserm d. Märchenbuche) ist ein allbekannter, allbeliebter Schwank, der in mancherlei poetischer Kleiderhülle umwandelt. Es wird kaum ein Märchenbuch vorhanden sein, in welchem nicht auch ein oder das andere Schneidermärchen vorkommt. Insgemein ist gegenüber plumpen, groben oder liederlichen Gesellen und Wandergenossen der Schneider der unschuldige, zarte, furchtsame, aber dabei doch auch witzige, gewandte und stets unverzagte Geselle, semperdurstig, immer fröhlich. Von diesem Gesichtspunkte aus wurde auch das ganze ehrsame Gewerk allgemein betrachtet, wie jener Vers unter dem Bildblatt von den sieben Schwaben deutlich genug kund giebt. In diesem Sinne wurde ja auch die Schneiderscheere mehr spöttliches als ernstes Wappenschild der tapfern Zunft, und sollte man

nicht meinen, sie habe das verdient, da mit ihr das große Werk gelungen, den Teufel seines Schwanzes stutzend zu berauben, und ihn zum mehr manierlichen Cavalier umzugestalten, zumal derselbe sich auch an anderen Orten die Hörner längst abgestoßen und abgelaufen, und die Klauen ebenfalls verloren hatte?

Haben wir hier des Wappens einer ehrsamen Gewerbs-Innung nur im Scherz gedacht, so führt das doch dahin, überhaupt einen Blick auf das deutsche Wappenwesen zu werfen, da uns aus demselben eine reiche Fülle von Sagenstoffen entgegentritt, von denen manche allerdings sehr neumodisch romantische Färbung haben, andere aber dagegen uralten Ursprunges und gediegenen Kernes und Gehaltes sind; es sind eben jene neuen Wappenmären mit Zinn- und Messingschaum tingirt, und die alten mit ächtem Gold und Silber.

Schildsagen.

Schildsagen. Fast jedes deutsche Fürsten-, Grafen-, Herren- und Ritterhaus hatte (und hat zum Theil noch) seine Schildsage, die überlieferte Erzählung, wann und wie seine Vorfahren ihr Wappen überkommen, was es bedeute und ausspreche, so daß sich ganz gut ein stoff- und füllereiches Schildsagenbuch schreiben ließe. Viele dieser Sagen lehren dem Kundigen auf den ersten Blick, daß sie nichts als angefabelte Erdichtungen späterer, schmeichlerischer und ungründlicher Heraldiker sind, doch lauten häufig auch diese Erdichtungen sehr hübsch, und man erwirbt sich bei den Eigenthümern solcher Wappen den schlechtesten Dank, wenn man ihnen nachzuweisen versucht, daß die poetische Mär,

die aus Vätertagen auf sie vererbte, und die treuherzig geglaubt wurde, eben nur eine Märe und nichts weiter ist. Bald glauben jene, man sage dies aus Neid, bald aus aschgrauer archivstaubiger Pedanterei, oder man verstehe überhaupt nichts von solchen Dingen, und wolle sie aus Eitelkeit oder aus Neuerungssüchtelei besser wissen, und das alte schöne Fabelgebäude über den Haufen stoßen.

Die Schildsage ist uralt, sie beginnt mit der Entstehung der Abzeichen auf den Schilden, welche letztere als Schutz- und Schirmwaffe in frühe Zeiten hinaufreichen, aber sie wurde erst später ausgebildet. Durch diese Ausbildung jedoch verlor sie an ihrer Einfachheit, und je mehr ihr geschichtlicher Untergrund abblaßte, um so mehr traten die poetischen Gebilde hervor. Einestheils waren es einfache Hausmarken, welche in das Schild aufgenommen wurden, d. h. auf demselben geschnitzt oder gemalt erschienen, anderntheils Bilder aller nur erdenkbaren Gegenstände aus dem Reiche der Natur, der Kunst, wie aus den Erscheinungen am Himmelsgewölbe. Letztere gaben naturgemäß der Phantasie mehr Stoff und Anhalt, als erstere. Die sogenannten heraldischen Ehrenstücke oder Ehrenzeichen bestanden aus vereinzelten Nachbildungen des Tafelwerkes des Hauses*) (ligna stratoria, figurae laterculi), und waren zunächst Balken, dann Balkenkreuze, Sparren, Schrägbalken, geschachte Felder 2c., die sich recht gut auf das mannichfaltige Gefüge und Fachwerk der alten germanischen Holzarchitektur beziehen, und aus dieser ableiten lassen. Diese Wappenzeichen sind älter, als die späteren Bilder, sie kommen früher vor, und wurden in den

---

*) S. Ueber die Ehrenstücke und den Rautenkranz als historische Probleme der Heraldik. Von A. L. S. Michelsen. Jena 1854. 4.

Familien, die sich ihrer von Alters her bedienten, beibehalten, nicht von den Bildern verdrängt; wol aber dienten sie den Bildern häufig als Unterlagen. Um das Ehrenzeichen dem Auge hervorzuheben, gab man dem Schildfelde eine Farbe, ihm selbst meist die des Goldes und Silbers, oder man stellte es farbig dar, und legte es auf Silber oder Goldgrund, eine Weise, die ja ohnehin bei der byzantinischen Malerei beliebt war, und früher hinauf, als diese Zeit, dürfen wir wol kaum eigentlich heraldische Färbung (Blasonirung) suchen. Sehr wenige dieser überaus zahlreichen Wappenschilder sind redende, die redenden gehören meist der späteren Zeit der Wappenbilder an, und diese letzteren sind es vorzugsweise, welche der Sage willkommene Stoffe darboten. Der Schild der alten Landgrafen von Thüringen bestand, wie die alten Siegel lehren, erst nur aus fünf wagerechten rothen Balken, die über ein silbernes Feld gelegt waren. Erst später wurde der Löwe in das Thüringische Wappen aufgenommen; man bildete ihn von Silber, stellte ihn in ein blaues Feld, und überzog ihn mit den fünf rothen Balkenstreifen, so daß er nun die Farben des ursprünglichen Wappens zeigte. Landgraf Hermann, der Sängerfreund, führte zuerst den Thüringer Löwen auf dem Schilde. So war es auch mit dem ersten Wappenschilde der Markgrafen von Meißen der Fall; es standen senkrechte Pfähle im Schilde, wie sie im Stadtwappen von Dresden und Leipzig noch zu ersehen sind, und erst Markgraf Heinrich der Erlauchte nahm den Löwen an und auf. Man wählte vorzugsweise gern die edle, tapfere, großmüthige Gestalt des Thierkönigs in sein Wappenschild, denn im 12. und 13. Jahrhundert war der Bär als deutscher König der Thiere bereits entthront, und behauptete nur noch im Wappen der Askanier eine hervorragende Stelle, wie in den

Schilden der uralten Schweizer Abteien von Appenzell und St. Gallen, und der Städte, die nach ihm hießen: Berlin (Bärlein) und Bern (Bären), und einiger ritterlichen Geschlechter. Wol mögen auch schon in der ältesten Vorzeit die Bilder von Bär, Ur, Eber, Wolf, Elch, Hirsch und anderen größeren Thieren der Wildniß zu Heerzeichen der Volksstämme gedient haben; vom Stier von Uri ist dies geschichtlich erweislich, auch das Wappen von Steyermark (Styria) soll ursprünglich ein Stier gewesen sein, und an diese Thierbilder heftete sich sogleich die Schildsage an, ja sie wagte sich doch bisweilen auch an die frühen Gebälkwappen. So sollen die Balken im ältesten Schilde der Askanier ein Blockhaus, Balkenhaus versinnbilden, daraus der spätere Stadtname Balkenstädt — Ballenstädt entstanden wäre.

Das Pferd, eigentlich doch ein noch ungleich edleres Thier als der zum falschen Katzengeschlecht gehörige fremdländische Löwe, war ohne Zweifel das Heerzeichen des alten Sachsenvolkes, das ja schon seinen mythischen Heerführern Rossesnamen: Hengist und Horsa, gab, ein Thier, das die urgermanische Sage zum Liebling Wodans erkor. Die Sage will, die Sachsen hätten unter ihrem Heldenherzog Witukind ein schwarzes Roß als Heereszeichen geführt; nachdem nun Witukind sich habe taufen lassen, habe Karl der Große mit Hindeutung auf das weiße Pferd der Apokalypse und zum Zeichen seines Sieges angeordnet, daß der Heerschild statt des bisher geführten schwarzen Rosses fürder ein weißes führe. Sehr hübsch redend ist das Wappen des Klosters Roßwein in Sachsen, es führt ein Roß und einen Weinstock in seinem Wappen, das aus dem 12. Jahrhundert stammt.

Wenn wir einen Blick auf die mannichfaltigen Wappen-

bilder werfen, so strömt uns aus ihnen eine Fülle mythisch-sagenhaften Stoffes entgegen. Beginnen wir mit der menschlichen und dämonischen Gestaltung, so begegnen uns vielfach Meerminnen und Sirenen. So im Würtembergischen Wappen das Schild der Grafschaft Mümpelgart, eine wachsende Jungfrau, die statt der Arme 2 Fische zeigt. Auf einem der Wappen-Helme der Grafen von Henneberg-Schleusingen erscheint ebenfalls eine Jungfrau mit starken Zöpfen, und die mannichfaltig veränderte Sage geht von ihr: Es zog ein Graf von Henneberg in fremdes Land; Einige nennen Palästina, Andere beschränken diese Entfernung nur bis Würzburg; er fand in der Fremde eine Geliebte, die gesegnet war mit Schönheit wie mit Reichthum, doch nicht an Rang ihm gleich. Er versprach ihr die Ehe, und zog in sein Heimathland zurück, um seine Angelegenheiten zu ordnen, und verhieß, dann wieder zu kommen und die Geliebte als seine Gemahlin heimzuführen. Die Verwandten in der Heimath widersetzten sich aber seinem Vorhaben einer unebenbürtigen Verbindung, zwangen vielmehr den jungen Herrn, sich standesgemäß zu vermählen, und so harrte die ferne Geliebte vergebens auf seine Wiederkehr. Von Sehnsucht und Ungeduld getrieben, erhob sie sich mit ihren Schätzen und ihrer Dienerschaft, und zog ihm nach. Als sie in das Henneberger Land kam, hörte sie von allen Kirchthürmen feierliches Glockengeläute. Auf die Frage nach der Ursache dieses Geläutes ward ihr die Antwort, es gelte der heutigen Vermählungsfeier des neuen Landesherrn, des Grafen — der ihr Geliebter und Verlobter war. Im jammervollen Schmerz riß sich die Fremde ihre beiden schönen Zöpfe aus, gründete von ihrem reichen Gut ein Kloster und barg sich in diesem für immer vor dem Auge der Welt. Reuevoll nahm der Graf dann ihr Bild

noch im Schmucke der schönen Zöpfe als Helmkleinod an, und ließ es auf allen Wappen rings im Lande anbringen.

Diese einfache Sage lebt bis heute im Volksmunde; eine andere kommt uns minder ächt vor; sie bezieht sich auf das Wahrzeichen und Rathhausschild der Stadt Schleusingen, der ehemaligen Residenz der Fürstgrafen von Henneberg: eine Wasserfeine. Sie soll die Quellnymphe der dort zusammenströmenden vier Waldwasser, der Erlau, Nahe, Vesser und Schleuse sein, welcher letzteren die Stadt ihren Namen dankt (D. Sagenb. 724 und 725).

Das Jungfrauenbildniß mit dem Kränzlein über der gethürmten Mauer im Stadtwappen von Magdeburg deutet auch nach der mythischen Frühzeit, es soll Frau Venus selbst sein, der an der Stätte der späteren Stadt schon ein Tempelheiligthum der Sage nach geweiht war.

Durch die Vermählung eines Grafen von Henneberg-Römhild mit einer Prinzessin von Würtemberg kam auch jenes mümpelgartische Helmkleinod zum Wappen der Römhilder Linie. Diese führte statt des Hennenschildes eine gekrönte Säule im Wappen. Graf Otto IV. hatte im Jahre 1465 mit dem italienischen Fürsten Anton von Colonna Bekanntschaft gemacht, welcher behauptete, daß die Henneberger von seinen Vorfahren abstammten und daß der erste Begründer dieses uralten und damals noch in hoher Blüthe stehenden deutschen Reichsgrafengeschlechtes, dessen andere Linie sogar das Fürstenstandesprivilegium vom Kaiser erhalten hatte, ein Römer und aus dem Geschlechte derer von Colonna gewesen sei. Diese handgreifliche Fabel schmeichelte jenem Grafen und des Papstes Paul II. Unfehlbarkeit stempelte sie zur Wahrheit um, indem der Papst jenen erdichteten Ursprung durch eine Bulle vom Jahre 1467 urkundlich bestätigte. Die Sage knüpft noch daran,

daß der Papst gesagt habe, die Henneberger hätten im Kampfe oder in einer Schlacht fest wie eine Säule gestanden, daher die Goldkrone der Treue auf der makellosen (silbernen) Säule im rothen (blutigen) Felde. In dieser Bulle nannte der Papst die 6 lebenden Grafen der Römhilder Linie geradezu de Columna, Comites in Henneberg, und Kaiser Friedrich III. bestätigte die päpstliche Bulle noch im December desselben Jahres.

Die Stadt Coburg führt, wie oben schon erwähnt, einen Mohrenkopf im Wappen, ohnstreitig zu Ehren ihres Schutzheiligen, St. Mauritius; die Sage weiß dies anders. Auf ihrer Reise gen Bethlehem kamen die heiligen drei Könige durch Coburg, und übernachteten daselbst. Man bezweifelte, daß sie die heiligen drei Könige seien. Da rief Balthasar der Mohr: Ich setze meinen Kopf zum Pfande, daß wir die heiligen drei Könige sind! Die Coburger nahmen das Pfand an und setzten es in ihr Wappenschild. Andere berichten, als die Leiber der h. drei Könige nach Köln geführt worden, sei man mit ihnen in Coburg über Nacht geblieben, und daher sei das Mohrenhaupt angenommen worden. Eine zweite Sage behauptet, ein Graf, der vor uralten Zeiten jene Gegend und auch Coburg besessen, sei etwas ungestümer und schlimmer Natur gewesen, so daß der Kaiser dies beklagt, jedoch die Hoffnung ausgesprochen habe, der Graf werde sich bessern. Darauf habe der Kanzler mit der Bibelstelle widersprochen: Kann auch ein Mohr seine Haut wandeln und ein Pardel seine Flecken? — Nun denn — habe der Kaiser gesagt: so soll er fortan einen Mohrenkopf im Schilde führen. Viele ritterliche Geschlechter führten Mohrenköpfe, halbe oder ganze Mohren im Wappen, z. B. die Stössel, Seidwitz, Breckendorf, die Schachner, Mordeisen, Wörbis, die Grumbach und Wolffs-

keel u. a. Den Meißner Helm ziert ein Judenkopf und Rumpf, von welchem die Judengroschen einiger Sachsenfürsten ihren Namen empfingen.

Die Herren von Landschaden führen einen Türkenkopf im Wappen und nach ihrer Schildsage hieb Bligger der Landschade einem Sultan den Kopf ab und brachte diesen mit in die Heimath, worauf der Kaiser ihm den Kopf in das Wappen verlieh (D. Sagenb. 893). Die Herren von Türke führen auf dem Helm und im Wappenschild über einer Mauerzinne einen bewehrten Saracenen.

Das Löwenschild der Grafschaft Orlamünde ist mit rothen Herzen bestreut. Die Sage geht, daß von einem äußerst tapferen Grafen von Orlamünde der Kaiser rühmend gesprochen: Von diesem Manne muß man nicht nur sagen, er hat Herz, sondern er hat Herzen — und habe ihm den schönen Schmuck ins Wappen verliehen. Jedenfalls wissen die Geschlechter der Freiherren oder Herren von Einsiedel, Münchhausen, Bettler von Herdern, woher ihr Einsiedler, ihr Mönch, ihr Bettler ihnen ins Wappen gekommen! Wie mannichfach ist die Zahl der Säugethiere, Vögel, Fische u. s. w., der Fabelthiere, der Pflanzen, Blumen und Blätter in redenden und nicht redenden Wappen! Da begegnen uns Greif und Einhorn, Seelöwe und Drache, Phönix und Pelican, Basilisk und in Flammen unversehrt ruhender Salamander. Wurmlingen, das Schwabenstädtlein, nahm den Lintwurm, der in seiner Nähe gehaust hatte, und dem es den eigenen Namen dankt, in sein Wappenschild.

Das böhmische Geschlecht der Herren von Pardubitz und Stara hat die Schildsage, daß einem seiner Ahnherrn im Kriege Kaiser Friedrich des Rothbarts mit Mailand beim Zurückziehen aus der Stadt durch ein herabfallendes

Fallgatter die Hälfte des Rosses abgeschlagen worden, und Geschek von Pardubitz gerufen habe: „Das halbe Roß, ihr Wälschen, schenk ich euch.“ Daher habe der Kaiser den jungen Edeln zum Ritter geschlagen, und ihm ein halbes weißes Roß im rothen Felde zum Wappen verliehen. Das rothe Feld, wie es in fürstlichen Wappen den Blutbann und alle Regalien ausspricht, deutet meist auf Blut, wie schon bei der oben erwähnten Römhilder Säule, so auch bei der bekannten Schildsage des Erzhauses Oesterreich, dessen ersten erlauchten Ahnherrn weißer Waffenrock in heißer Schlacht so blutüberströmt gewesen, daß nach derselben nur der Gürtelstreifen noch weiß befunden ward. Daher im Herzschild des Oesterreichischen Wappens der silberne Streifen im rothen Felde.

Selbst Heilige wurden bisweilen zu Trägern von Schildsagen. Eine der schönsten derselben ist die der Herren von Handschuchsheim. Ein Ritter dieses Namens verlobte sich der heiligen Katharina, die ihm in einem Traume erschienen war, hielt aber der himmlischen Verlobten sein Wort nicht, sondern freite ein irdisches Weib, doch betete er fleißig fort und fort zu der Heiligen. Seiner Hausfrau ward über seine fast allzuhäufigen Kirchengänge böslich Arges hinterbracht, und der Teufel der Eifersucht reizte sie so sehr, daß sie sich ein Messer durch den Hals stach. Als nun der Ritter darüber vor Herzeleid ganz außer sich war und weinend seine Heilige anrief, erschien ihm diese und strich mit ihrer Hand ihm die Thränen vom Angesicht, und aus den Thränen wob sich um die Hand der Heiligen ein Handschuh, den Katharina dem Ritter zurückließ, indem sie mit der tröstlichen Verheißung entschwand, seine Frau lebe und habe ihm ein Töchterlein geboren. Der Ritter war deß hoch erfreut, zumal er das Wort der Hei-

ligen wahr befand, band den Handschuh auf seinen Helm, wie jener Ritter that, dem einst St. Elisabeth als Gabe einen Handschuh verehrt, und ward von demselben als von einem Talisman in aller Gefahr beschirmt, nahm ihn auch in sein Wappenschild und nannte sich nach ihm Handschuchsheim. (Ausführlicher im D. Sagenb. 52.)

Wie das goldene Rad in das Wappen der Stadt und des Bisthums Mainz kam, weiß alle Welt. Der fromme Bischof Willigis, eines armen Rademachers Sohn, ließ das hölzerne Rad in seiner Stube und an sonstigen Orten anmalen, um sich bei dessen Anblick stets seiner niedern Abkunft zu erinnern. Wie das Beil eines heiligen Mannes zum redenden Stadtwappen von Heiligenbeil wurde, ward schon erwähnt. Einem Hofe zu Königsberg, der Kneiphof geheißen, weil der deutsche Ordenshochmeister Winrich von Kniprode ihn erbaut, wurde als Wappenschild ein blauer Arm, der eine Krone hält, verliehen, weil ein tapferer Gesell, aus jenem Hofe bürtig, genannt Hans von Sagan, in einer Siegesschlacht des Ordens sich hervorgethan, und einen blauen Aermel getragen (D. Sagenb. 245).

Auch der Schildsage vom Raben am Merseburger Dom und auf verschiedenen Denkmälern in demselben erwähnten wir schon. Es ist der Rabe im Wappen der Herren von Trotha, der einen goldenen Ring im Schnabel hält, das jener Bischof aus deren edlem Geschlechte angenommen haben soll, nachdem sein Rabe ihm einen Ring entwendet, und in sein Nest enttragen, und der Bischof einen unschuldigen Diener, auf welchen der Verdacht gewälzt war, den Ring geraubt zu haben, enthaupten ließ. Als nun ein Sturmwind des Raben Nest vom Thurme warf, fand sich nebst vielen andern weggeschleppten Kleinodien auch des Bischofs Ring, und er ließ nun büßend und bereuend sich

zur Strafe in das neuerwählte Wappenschild den Raben setzen, und auf den Helm zwei emporgehobene Mannes-Arme, deren Hände den Ring halten. Jedenfalls hat der Ursprung dieses Wappens seine geschichtliche Unterlage; sehr möglich ist es aber auch, daß das Wappen der Sage zu Hülfe kam, und die letztere sich erst bildete, nachdem sie das Wappen so zahlreich angebracht vorgefunden. Gewiß erscheint, daß nicht die Bescheidenheit eines Bischofs Willigis des Wappens häufige Wiederholung im Merseburger Schloß, wie im Dome veranlaßte — sehr anziehend aber ist, daß gerade diese Sage lebendig in das Bewußtsein der Einwohnerschaft Merseburgs trat, da zumal in Folge einer Stiftung fort und fort noch immer ein lebendiger Rabe als Sagenzeuge dort gehalten wird. — Bekannt ist die Sage vom Raben im Wappen der Fürsten und Herren von Schwarzenberg. Graf Adolf von Schwarzenberg befreite durch seine Tapferkeit die von den Türken hart belagerte Festung Raab, und empfing zum Andenken einen Raben in das Schild, der auf einem abgehauenen Türkenschädel sitzt und von ihm zehrt.

Die Henne im Wappen der gefürsteten Grafen von Henneberg sollte eigentlich eine Wildhenne, ein Rebhuhn sein, denn die Stammsage des edeln Geschlechts führt an, daß, als vor Zeiten der erste Begründer desselben in waldiger Gegend umher gesucht, sich einen geeigneten Burgsitz aufzufinden, so sei plötzlich auf dem Gipfel eines hohen Kegelberges eine wilde Henne sammt ihren Küchlein aus dem Gebüsch aufgeflogen, und da jener Herr den Berg zum Burgsitz wohl geeignet befand, so nannte er die Burg, die er darauf erbaute, Henneberg. Dieselbe Sage fand ihre Wiederholung auf einem ebenfalls vormaligen gräflich hennebergischen Burgsitze in der Nähe von Kissingen, die

Huhnburg genannt, von der man kaum noch Spuren sieht, während jener ersterwähnte Henneberg noch eine sehenswerthe und großartige Trümmer mit Spuren byzantinischer Bauart trägt. Von jener letzten Burg aber bewahrten die alten Chroniken sogar den Reim:

Hier hat gelegt das Huhn ein Ei,
Daß Burg und Berg benennet sei.

(D. Sagenb. 729.) Die Sage will sogar ausdrücklich, daß Henneberg vom wilden, Huhnburg aber vom zahmen Huhn den Namen trage, Heraldik und Diplomatik aber kehrten sich in alter Zeit so wenig an die Sage, wie sie es heute thun, denn auch die Huhnburg wird in alten Urkunden mehrfach Henneberg über Nüdlingen, zum Unterschiede von Henneberg überm Dorfe gleichen Namens genannt, und das Hennenwappen zeigte stets eine schwarze Henne mit rothem Kamme auf grünem Dreiberge im goldenen Felde.

Weit verbreitet ist jene Sage von den Geschlechtern der Welfen, Hunde und Rüden, deren Urgrund darin wurzelt und bei allen übereinstimmt, trotz sonstiger Verschiedenheit, daß eine Mehrzahl zugleich geborener Knaben aus Furcht vor dem Zorne des Hausherrn heimlich zum Ertränken in einer Schürze hinweggetragen worden sei, und die Trägerin auf Befragen ausgesagt habe, sie trage junge Hunde (Welflein). Welf war nicht blos junger Wolf, sondern überhaupt Junges höherer Jagdthiere, des Löwen, des Bären, des Wolfes, des Hundes, welfen war so viel wie werfen, d. i. Junge gebären, daher Welfen die frisch Geworfenen. Meist ist bei diesen Sagen noch ein Bettlerweib im Spiel, das von der Edeldame übel gescholten und verdächtigt wird, mit mehr als einem Manne zu thun gehabt zu haben, weil es zwei, oder gar drei Kinder auf einmal geboren. Dieses Weib spricht dann gegen

die edle Dame eine Verwünschung aus, welcher es hernach noch viel schlimmer ergeht, indem sie sechs bis acht, ja ein volles Dutzend Kindlein zur Welt bringt, wenn ihr nicht geschieht, wie jener Hennebergerin, Margarethe von Holland, die bei ganz gleichem Anlaß gar die runde Zahl der Schalt-Jahrestage, 366, geboren.

So entstand das hohe Geschlecht der Welfen aus dem Samen des Grafen Isenbart zu Altdorf und Ravensburg in Schwaben, und seiner Gemahlin Irmentrut. (Gebr. Grimm, Deutsche Sagen. Th. 2. 515.) Ganz selbstständig wiederholt sich dieselbe Sage, sogar mit denselben Namen an einem fernen Ende Deutschlands, im Saalthale bei Saalfelden unterm Watzmann, wo im festen Thurmschlosse Ritter Isenbart mit seiner Hausfrau Irmintritt hauste. Den Knäblein wurde der Name Hund gegeben, und als sie erwachsen waren, ließen sie die Namensursprungs- und Schildsage herrlich in ihrem Rittersale auf ein Getäfel malen. Von den Hunden von Wenkheim zu Altenstein, deren einer des Geschlechtes, Burkhart, kurfürstlich sächsischer Amtmann zu Gotha war, und Doctor Luther aufs Schloß Wartburg in Sicherheit bringen half, geht dieselbe Geschlechtssage, obschon sie keinen Hund, sondern einen gezäumten Pferdekopf im Schilde führten, wol aber führt das schlesische Geschlecht der Herren von Hund im blauen Felde einen silbernen Bracken (Leithund), das hessische derer von Hund zu Kirchberg im rothen Felde einen springenden, silbernen Hund; die steyerische Familie von Hund führt dasselbe Wappen, nur daß ihr Hund nach links springt, jener nach rechts, und daß er auf dem Helme sitzt. Die Rüden von Collenberg, ein fränkisches Geschlecht, am Main begütert, haben eine von der gewöhnlichen abweichende Familiensage, nach welcher es der Ritter ist, dem

prophezeit wird und der die 12 Söhne will ersäufen lassen, was aber Gottes Hand verhinderte. Sie erwuchsen und nahmen den Namen Rüden an. (D. Sagenb. 800.)

Bei Querfurt heißt noch heute ein Teich der Welfenteich, in welchen die angeblichen 8 Welflein getragen werden sollten, Söhne einer Gräfin von Querfurt, die der heilige Bruno rettete, taufte und auferziehen ließ. Mannichfach ist die Art und Weise der Strafe, welche der Unthat folgt, die Kinder ertränken lassen zu wollen. Graf Isenbart verzeiht seinem bereuenden Weibe; Frau Irmintritt auf dem Thurme zu Dorf bei Saalfelden wird vom Schreck auf der Stelle des Todes, als ihre That an das Tageslicht kommt. Die Wenkheimerin mußte in einem Kloster büßen. Dem Ritter Rüd von Collenberg erfüllte sich der Fluch des Bettelweibes; seine Söhne aßen ihn bettelarm. Der Gräfin von Quedlinburg wurden rothe Schuhe zu Theil; sie waren von Eisen und wurden im Feuer roth geglüht. Die Gräfin von Weißenstein im bairischen Walde verdammte sich selbst zur Vermauerung und bestand auf der gerechten Strafe, der Graf aber gab den sieben Knaben, von dem sie sechs hatte ertränken lassen wollen, den Namen Hund von Weißenstein, und nahm auch den Hund in sein Wappenschild auf (D. Sagenb. 862). Nach diesen zahlreichen Welfensagen scheint auch das Wappen der Grafen von Weißen-Wolf hinzudeuten, denn dasselbe zeigt im 4. rothen Felde, wie auf dem 3. Helme ein Paar an einander gekoppelte weiße Jagdhunde, nicht Wölfe.

Sehr häufig gaben auch außerdem Jagdthiere in Wappen, zumal wenn es redende waren, Anlaß zu mannichfaltigsten Schildsagen. Daß die Löwensteine von Löwenstein einen Löwen führten, wird Niemand verwundern; die Wolf von Metternich führen so gut wie die Wolff zu Carlsbach

und die Wolff zur Todtenwart ihren Wolf, die fränkischen Fuchs von Thüngen, die französischen Renardier, die niederdeutschen von Vos und Vohs ihre Füchse, die schlesischen Herren von Schweinichen ihr Schwein, die preußischen Herren von Hirschberg ihren Hirsch. Die von Dachsberg und die Dachs, genannt Volsnitz, lassen ihren Dachs munter im Schilde springen, die Freiherren von Vibra ihre Biber; mit dem Esel paradiren die Adelsfamilien Esel vom Berg, Eselsburg, Esel von Tauenheim; die Freiherren Riedesel von Eisenbach führen einen Eselskopf im Wappen.

Vögel begegnen einzeln und in Schaaren; gleich den Hennebergern führten die Herren Huhn von Elckershausen eine Henne, aber eine silberne; meißnische und thüringische Geschlechter führten Namen und Bild der Gans, die der Herren Gans von Putlitz ist sogar gekrönt. Schwanberge und von Schwanen zeigen den schönen Vogel im Wappenbilde, eine Menge von Falken und von Falkenstein, Rabenstein und Rabensberg führen die den Namen entsprechenden Vögel, und so viele andere mehr.

Die Stadt Saalfeld hat in ihrem uralten Stadtwappen zwei Barben, nach andern sollen es Häringe sein, und Bezug zu dem sogenannten Häringsmännchen an der dortigen St. Johanneskirche haben, dem alten Wahrzeichen der Stadt und des Schimpfnamens der Thüringer Häringsnasen, den ihnen ihre bei Saalfeld angrenzenden Nachbarn, die Sorbenwenden, gegeben. Bekannt sind die Salmen im Wappen des fürstlichen Geschlechtes Salm. Die Stadt Waltershausen hat in ihrem Wappen einen Karpfen im Gezweig dreier Bäume, der Sage nach zum Andenken einer vormaligen starken Ueberfluthung, in deren Folge man die Fische auf Bäumen zurückgelassen fand (D. Sagenb. 486). Ueberall heftet die Sage ihre fliegenden Som-

merfäden gern an alte graue Wappenschilde der Städte, Schlösser und Geschlechter, und ob die alten Farben dieser Schilde längst verblaßt und verblichen sind, die Sage in des Volkes Mund schmückt sie dauernd mit ihrem Gold, mit ihrem Farbenschmelze wieder aus. Nur sind noch lange nicht alle diese Sagen kundbar geworden. Welche Stoffülle bietet nicht auch auf diesem Gebiete das Pflanzenreich! Hier begegnet uns als sagengeschichtlich höchst anziehend der vielbesprochene Rautenkranz im sächsischen Herzogschilde, von dem es nicht eine Sage giebt, sondern vielleicht fünf bis zehn.

Eine der ersten derselben lautet: Als Bernhard I., Sohn des Askaniers Albert des Bären, vom Kaiser Friedrich I. mit dem Herzogthum Sachsen belehnt wurde, wünschte er ein Schildzeichen, zum Unterschiede von dem mit seinen Brüdern bisher gemeinschaftlich geführten Balkenwappen.*) Des Kaisers Haupt war nach der Zeitsitte mit einem Rautenkränzlein geschmückt; Friedrich nahm dies ab und hing es über Bernhards mit den askanischen Balken gemalten Schild. Daß sich gegen diese Sage schon frühzeitig Zweifel erhoben, ist bekannt, obschon der hauptsächlichste, die Belehnung sei zur Winterzeit erfolgt, in der man keine Kränze trage, leicht widerlegbar ist. Die Gewohnheit des Kränzetragens war so allgemein, daß auch zu Zeiten gemachte Blumen die Stelle der natürlichen versahen, wie wir

Schildsagen vom sächsischen Rautenkranz.

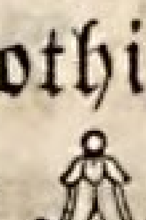
*) Es muß hier bemerkt werden, daß dieses askanische Wappenschild ein für allemal aus fünf schwarzen Balken im goldenen Felde besteht, und daß alle die tausend und aber tausend späteren Abbildungen des askanischen und des sächsischen Herzogschildes, die 5 schwarze und 5 goldene Streifen zeigen, oder die mit schwarz beginnen, auf Siegeln, Münzen und in Staatshandbüchern ꝛc. ꝛc. sämmtlich falsch dargestellt sind.

auf Bildern alter Zeit, welche Tänze u. dergl. darstellen, wahrnehmen, und es war nur eine Befangenheit des Chronisten, welcher die Sage zuerst mittheilte, daß er hinzufügte, der Kaiser habe den Kranz zur Kühlung wegen der Hitze getragen. Fand die Belehnung wirklich im Winter, so fand sie nicht im Freien statt, und im Festsaal erschien der Kaiser schwerlich in einer Pelzschaube. Uebrigens hatten schon die Römer Warmhäuser, Caldaria (von calidus), und Tepidaria, zum Ueberwintern beliebter Pflanzen. Später erhielt die Sage ausschmückende Zusätze. Herzog Bernhard I. habe eine Pilgerfahrt nach Wälschland, wo nicht nach Palästina unternommen, aber aus Geldmangel zu Venedig verharren müssen. Dort trat er bei einem reichen und angesehenen Handelsherrn in Dienst, mit dessen Tochter er ein Liebesverhältniß anknüpfte. (Ganz derselbe wiederholende Zug der Sage, wie bei dem oben S. 160 erwähnten jungen Grafen von Henneberg, der auch bei einer Kaufmannstochter zu Würzburg, Venedig oder sonst sich in süße Bande verstrickte.) Beim Abschied von der Geliebten theilte sie mit Bernhard einen Rautenkranz, den sie zum Symbol des herben Trennungsschmerzes trug, und er befestigte seine Hälfte quer über sein Wappenschild.

Gewiß als Sage ganz poetisch, pflanzensymbolisch, möglich, obschon nicht wahrscheinlich.

Nach anderer Mittheilung entstammte der sächsische Rautenkranz einer Galanterie des Kurfürsten Albrecht II. von Sachsen gegen seine Gemahlin Agnes, Tochter Kaiser Rudolphs I. Sie trug den Kranz in ihrem schönen Haar, und ihr Gemahl hatte die Aufmerksamkeit, denselben in sein Wappen aufzunehmen.

Aeltere Heraldiker, weniger poetisch gestimmt, deuteten den sogenannten Rautenkranz einestheils als einen über die

askanischen Balken schrägrechts gelegten grünen Balken, oder aber als eine Herzogkrone, wozu wieder die gewöhnlich begegnende spätere Form der heraldischen Darstellung des Rautenkranzes mit kronenlaubartig ausgebogenen Blättern verleitete, obschon grüne Kronen, falls ein Kranz von Krone zu scheiden, in der Heraldik eben so selten sein dürften, als der grüne Esel Nerans in Gellerts Fabel in der Wirklichkeit war. In der oben S. 157 in der Anmerkung angeführten Schrift giebt nun deren gelehrter Herr Verfasser dem sächsischen Rautenkranze eine ganz andere Deutung, die zwar viel Sinniges an sich hat, aber doch auch nicht ohne Widerlegungen bleiben wird. Zunächst sei der Rautenkranz jüngerer Abkunft, Herzog Bernhard I. habe ihn nicht in seinen Siegeln geführt, sondern erst Herzog Albert I. habe dies gethan. Dann sei der Kranz auch keineswegs von der Gartenraute oder Weinraute, lateinisch Ruta graveolens L., mittelhochdeutsch rute, sondern er sei eine Ruthe, mhd. ruote (Zweig), ein Geflecht von Ruthen, Dornen, folglich eine Dornenkrone, und zwar die Dornenkrone Christi. Die angenommene gothische Form des Blattwerkes am Rautenkranz (meist diese  oder  kleeblattförmig) entspreche ebensowenig der heraldischen Rautenform ◇, als dem Blatte der Gartenraute, sondern vielmehr dem Laube der Stechpalme, Ilex Aquifolium, von der eine alte deutsche Sage gehe, daß mit diesem Gezweig der Herr gekrönt worden sei, daher auch das Bäumchen noch im Winter als immergrüne Palme die Wälder schmücke.

Wir haben diese Sage zwar nie im Volksmunde vernommen, da aber der ehrenwerthe Herr Verfasser sie in seiner Heimath vernahm, dürfen wir sie nicht bezweifeln.

Gleichwol dürfte der jüngern norddeutschen Sage die Annahme und Forschung älterer Zeit gegenüber zu stellen

sein. Die Ueberlieferung nennt zwar mehrere Dorn- oder Stachelpflanzen als Christi Schmerzenskrone, und es würde nur ein nie durchzuführender müßiger Streit sein, die richtige Pflanze genau zu ermitteln, jene Ueberlieferung bleibt aber, und zumal im Morgenlande, bei einer Art des Wegdorns (Rhamnus) stehen, den schon die Alten Rhamnus sanctum nannten. Matthioli nennt ihn Spina Judaica, Andere, lange vor Linné, nannten ihn Spina Christi.*) Neuere sagen, es sei Rh. nabeca; auch Rh. paliurus L. wird genannt, ebenso Ononis spinosa und Lycium spinosum.

Nach Ritters Erdkunde (Asien. Palästina) fand der berühmte Reisende von Seetzen auf einem Durchzug der Wüste el Tih den Christdorn, el Auwitsch; von Wildenbruch fand ihn im Jordangebiet, nahe der Jacobsbrücke, und auch am todten Meere ward er als Wäldchen angetroffen. Linné sagt in seiner Naturgeschichte von der Stechpalme: Ihr Vaterland ist das wärmere Europa, Japan, Virginien; von jener Art des Kreuzdorns aber, den auch er Rh. Spina Christi nennt, sagt er: Sein Vaterland ist Mohrenland, Palästina.

J. Grimm erwähnt in der d. M. der Stechpalme und des ihr zugelenkten Vorzugs überall nicht, andere Forscher ebensowenig, und aus den eiförmigen, spitzen, stachelrandigen Blättern läßt sich eine heraldische Form mit Gewißheit nicht folgern. Alle als Reliquien gezeigt werdenden Dornen von der Krone des Herrn sind wirkliche Dornen, keine Stechpalmenblätter, wie hätten auch letztere bis aufs Blut verwunden können!

So gewinnen indeß zwei Pflanzen statt einer ein sa-

*) Vergl. Scheuchzers Physica sacra. T. IV. Pag. 1398. Tab. DCCIII., wo es von jenem Rhamnus auch heißt: „quem ipsum Bellonius crescentem vidit circa Hierosolymam.“

gengeschichtliches Interesse, ohne daß der sächsische Rautenkranz das seine verliert; das übrige Für und Wider der geistvollen Michelsenschen Hypothese mögen gelehrte Heraldiker des Breiteren entwickeln. Wenn aber, wie hie und da geschieht, behauptet wird, es sei überhaupt unwahrscheinlich, daß der Kaiser gerade einen Kranz von wirklicher Gartenraute getragen habe, so steht dem Folgendes entgegen. Man legte im Mittelalter ungleich mehr Werth auf Kräuter und deren Wirkungen, als heutzutage in Deutschland im Allgemeinen der Fall ist. Das Getränk der Frauen, für die es weder Kaffee noch chinesischen Thee, noch Chocolade gab, beschränkte sich vielfach auf Milch und einheimische Kräutertränke, auch die Raute galt als vorzügliches Würz- und Heilkraut. „Rauten wird allenthalben in würtzgärten gezielt" — sagt das alte Kräuterbuch, während wir in der Jetztzeit sie kaum noch anbauen. Deren innere Kraft wurde außerordentlich gerühmt, aber was ihre Blätter, in Fülle zu einem Kranze gewunden (man liebte die Laub- und Blumenkränze oft sehr dick und wulstig), besonders als Hauptzier, empfahl, war die Eigenschaft, daß ihr starker Geruch Fliegen und Stechmücken abhielt und verscheuchte; innerlich und äußerlich wurde dem Safte der Rautenblätter Heilkraft gegen Biß und Stich giftiger Thiere, selbst gegen den Biß toller Hunde, zugeschrieben. Daher konnte gar wohl der Kaiser sein Haupt mit einem Weinrautenkranze geschmückt haben.

In deutschen Wappen war übrigens der Rautenkranz von sehr vereinzeltem Vorkommen; es führte ihn aber namentlich, außer den Sachsenherzogen in gleicher Stellung, die thüringische Familie der Herren von Wegeleben. Die Dornenkrone, wo von einer solchen ausdrücklich heraldisch die Rede war, wurde als wirkliches Dorngeflecht gemalt;

so erscheint sie u. a. im Wappen der schwäbischen Adelsfamilie von Horben.

Wie die Kränze, die ja auch oft bei Turnieren, statt der Helme, das Haupt der Kämpfenden bedeckten und beschatteten, beschaffen waren, stellt der mit grünen Eichenblättern umsteckte Kranzwulst, im Wappen der schlesischen Grafen und Freiherren von Schöneych und Schöneiche dar.

Anders gestaltet war das Lindenkränzlein der Herren von Seckendorf, die über dessen Empfang eine artige Schildsage haben. Nach derselben hatte Kaiser Heinrich II. einen Leibjäger, Namens Walther, „der schöne Jäger" geheißen. Dieser rettete durch unerschrockenen Muth, den er auf der Jagd bei Bekämpfung eines Urs zeigte, dem Kaiser, seinem Herrn, das Leben, worauf der letztere ihn zum Ritter schlug, und eigenhändig von einem nahe stehenden Lindenbaume einen jungen Sproß, mit 8 Blättern daran, abbrach, und ihm diesen zusammengebogenen Zweig in das Wappen verlieh. Vielleicht kam in ähnlicher Weise in das Wappen der Herren von Lindenau die Linde, in das der Pirkner von Pirck und in das der Pirkheimer die Birke u. s. w. Es würde zu weit führen, Bezug zu nehmen auf die zahllosen redenden Wappen adeliger Geschlechter, aber es würde einem Sagenbuche der Zukunft Bahn brechen, wenn Jemand auf den Gedanken käme, öffentlich alle deutschen Adelsfamilien aufzufordern, falls ihnen Sagen über den Ursprung ihrer Wappen bekannt seien, diese zum Zwecke einer Schildsagensammlung mitzutheilen. Wir wollen nur noch einige nicht unanziehende Schildsagen eigenthümlichen Gepräges anführen. In einer der in der fürstlich Lippischen Grafschaft Schauenburg begüterten Familien, und zwar jener der Herren von Oheimb, hat sich die Ueberlieferung vererbt, daß einer ihres Geschlechtes es gewesen sei, der als rettender Engel dem auf

der Martinswand verirrten Kaiser Maximilian I. erschienen sei und ihn mit den Worten angeredet habe: „O Heimb!" so viel als: O geh' heim! Und darauf habe jener, der ein aller Gebirgssteige kundiger Gemsenjäger gewesen sei, den Kaiser sicher herab zu seinem Gefolge gebracht, wofür ihm dann der Kaiser den Dank nicht schuldig geblieben. Er habe seinem Retter aus der augenscheinlichsten Lebensgefahr sofort den Ritterschlag ertheilt, seinen Namen in den Namen Oheimb umgewandelt, und ihm in das silberne Wappenschild den Obertheil eines Gemsschädels sammt Gehörn und Ohren verliehen, aus welchem Schädel 7 Blutstropfen fallen.

Die Freiherren von Schmiedburg im vormaligen Erzstift Trier haben eine in fast allzufrühe Zeit verlegte und daher wenig glaubhafte Sage über die silberne Schnalle in ihrem Wappen. Ein muthiger Waffenschmied Kaiser Otto's II., aus Trier gebürtig, habe im Jahre 982 den Kaiser, der sich, der Gefangenschaft der Griechen zu entgehen, in das Meer gestürzt hatte, dadurch gerettet, daß er ihn an der silbernen, mit kostbaren Edelsteinen besetzten Gürtelschnalle gepackt und über dem Wasser gehalten habe. Darauf habe der Kaiser den Getreuen flugs zum Ritter geschlagen, ihm die mit Edelsteinen besetzte hochwerthvolle Schnalle zum Andenken nicht nur geschenkt, sondern ihm auch erlaubt, sie im Wappen zu führen, auch ihn im Erzstift Trier reich mit Gütern beliehen. Dann habe der Vielgetreue ein stattliches Schloß gebaut, und es Schmiedburg genannt, worauf er Stammvater eines blühenden Adelsgeschlechtes geworden.

Diese letztere Sage ist nun eine von denen, wie sie nicht sein sollen, erträumt und ersonnen von irgend einem ungründlichen Fabulanten — denn 982 trug kein Kaiser

eine silberne Schnalle, man setzte nicht in eine solche kostbare Edelsteine, man setzte Schnallen nicht in die Wappen und schlug Niemanden zum Ritter. An alle diese Dinge war in so früher Zeit noch nicht zu denken.

Redende Stadtwappen. Wir wollen nicht in das weitausgedehnte Feld der Heraldik allzuweit abirren, nur noch einen flüchtigen Blick auf die meist redenden Wappen deutscher Städte, außer den bereits erwähnten, werfen, in die manch sagenhafter Zug gelegt ist, und zugleich der Zug einer eigenthümlich gemeinsamen Richtung bei Annahme der Städtewappen. Bei den Reichsstädten findet sich vorwaltend der Reichsadler, und bei den älteren nur der einköpfige, aber auch andere Städte führten ihn, noch andere liebten dagegen ihre städtische Festigkeit und Wehrhaftigkeit durch Mauern mit Zinnen und zwei oder mehr Thürmen im Siegelbilde zu bekunden, und es zeigt sich in diesen so zahlreichen Siegeln, ohngeachtet des gemeinsamen Grundzuges, dennoch die größte Verschiedenheit.

Mit ganzen oder halben Menschengestalten, meist ihren Schutzheiligen, oder auch nur Menschenköpfen, siegelten die deutschen Städte Bamberg, Eisenach und Rod unter Lüneburg (St. Georg), Trier (St. Petrus), Coburg (Kopf St. Mauritii), Nürnberg (Engel), Glarus (Pilger), Danzig (zwei Tänzerpaare), Magdeburg (halbe Jungfrau auf der Zinne), Trentelburg (eine Engelgestalt unter der Mauer), Vacha (St. Veit im Oelkessel), Lauingen (gekrönter Mohrinkopf auf halb blau, halb rothem Felde), dieses Wappen war zugleich das Helmkleinod der Reichserbmarschalle von Pappenheim, und war der Stadt zu Theil geworden durch den Sieg eines tapferen Lauinger Schusters, welcher gegen die Hunnen focht, und für seine Vaterstadt manches Ehrenrecht erlangte (D. Sagenb. 960). Königsberg in Preußen

hat ein gekröntes Königshaupt. Heidenheim hat einen Judenkopf, ähnlich dem Meißner Helmkleinod, der aber wol einen Heiden vorstellen soll, Lauffen hat einen Boten, Blaubeuern einen blauen Bauer im Wappen, der in jeder Hand ein halbes Hirschgeweih hält; München hat seinen Mönch, das vielliebe Münchner Kindel, nach dem es heißt, und mit dem es seit dem 13. Jahrhundert siegelt, unbeschadet, daß übergelehrte Diftelei, die der Welt so völlig unnütz ist, sich einst abmühte, zu behaupten, der Stadtname komme nicht von den München, sondern vom griechischen Mounichia her! Der Wappenmönch hält ein Buch in der Hand, ist jugendlich dargestellt und auf den meisten Siegeln ist sein Haupt von einem Heiligenscheine umgeben. Da der Schutzpatron Münchens nächst der Gottesmutter St. Benno ist, so liegt mindestens die Vermuthung nahe, daß die Mönchsgestalt den Schutzheiligen bedeute.

Eine große Anzahl Städte nahm Thiere in ihr Wappenschild auf. Vibrach hieß nach seinem Biber, Gingen hat ein Einhorn, Schwäbisch Gmündt und Steyer haben desgleichen. Hasfurth führt einen Hasen, Ochsenfurth einen halben Ochsen, Brackenheim einen Bracken, Stuttgart eine Stute, Ziegenhein ein Monstrum im Schilde, welches oben Ziege und unten Hahn ist, also redend Ziegen-Hahn ausspricht. Chur hat einen Steinbock, Schafhausen ein gekröntes Schaf. Wolfsberg einen springenden Wolf ꝛc.

Die zahlreichen Löwen in den Städtewappen sind nicht alle so frühen Ursprunges, wie u. a. der Braunschweiger, häufig nahmen in späterer Zeit Städte das Landeswappen in ihre Siegel, so Dresden und Leipzig den Meißner Löwen, so die Städte Coburg, Hildburghausen, Neustadt an der Haide, Schalkau, Eisfeld, Ummerstadt und Rodach, alle zugleich diesen Löwen, nachdem die Pflege Coburg an

Sachsen gefallen war. Weimar nahm den Löwen von Orlamünde an, Heidelberg siegelt mit dem Löwen der Pfalz, Zweibrücken legte auf den Pfälzer Löwen seine zwei Brücken. Selbstständig scheinen den Löwen zu führen: Königsberg in Franken, schwarz in Gold, Homburg, Löwin mit 2 Welflein, Alsfeld, gekrönt, Gundelfingen (der Löwe hält einen grünen Baum), Heldburg (der Löwe trägt eine Säule), Velburg (der gekrönte Löwe blickt rückwärts), Leonberg (Schellings Geburtsort) drückt seinen Namen durch den Löwen im Schilde deutlich aus, ebenso Arnstadt durch seinen Aar, der uns zu den vielen Städten leitet, die mit dem Adler siegeln. Dieser ist in den meisten Fällen der Reichsadler, wie bei Aachen, Frankfurt, Schweinfurt, Winsheim, Heilbronn, Goslar ꝛc. Viele Städte setzten auf die Brust des Adlers den Anfangsbuchstaben ihres Namens, so unter anderen Kempen, Tull, Wangen, Wörth in Schwaben. Mit dem halben senkrecht getheilten Adler begnügten sich neben einem zweiten Schilde Nürnberg, Kaufbeuern, Memmingen, Genf, Ratibor, Oppeln ꝛc. Ingolstadt und Rostock führen Greife. Mit anderem Geflügel siegeln Frankfurt an der Oder (Hahn), Dornhahn (desgl. in einem Dornzweig), Bottwar (Storch), Zwickau (drei Schwäne, und unter einer gethürmten Mauer drei Jungfrauen, welches nach der von Musäus erzählten Schwanjungfrausage hinzudeuten scheint). Auch Fische erscheinen in Städtewappen; außer jenen schon erwähnten Barben Saalfelds und dem Baumkarpfen Waltershausens führten Ahlen einen Aal, Onolzbach drei Fischlein in einem Bach, Kintzingen 2 Fische, ebenso Forchheim. Velden hat nur einen Fisch, Gingenbach auch nur einen.

Dem Gewächsreiche sind viele redende Stadtwappen entnommen, andere, nicht redende, aus demselben Gebiete,

drücken örtliche Beziehungen aus; so deutet die Traube im Wappen von Jena auf den Anbau jenes von Asmus besungenen Thüringer Ausbruchs. Augsburg hat die Frucht der Zirbelkiefer oder der Pinie, Buchhorn hat neben dem Horn die Buche im Wappen stehen, Lindau die Linde. Dünkelsbühl führt drei Dünkelähren (Triticum Spelta L.), jedenfalls vom häufigen Anbau dieser Kraftmehl liefernden Getraideart. Altenburg, Dietfurt, Geislingen, Hagenau, Rosenheim und Rosenfeld führen eine Rose im Schilde, Wertheim deren 3 von seinen Grafen, Sulzbach führt 6 Lilien, Coblenz eine Feuerlilie, Neus drei Silberlilien, Kassel eine Anzahl Kleeblätter, Felsberg deren drei. Rosbach hat eine Rose zwischen zwei Thürmen, Eschwege hat den Eschen-, Ilmenau den Ilmen- (Ulmen-) Zweig. Wolfhagen hat drei Bäume, die einen Hain (Hagen) vertreten, unter denen ein Wolf schreitet, Weiden hat eine Weide. Wildbad, Garttech, Waldenbuch haben Bäume im Wappen, Weinsberg hat einen Rebstock, Dornstädt führt Dornen.

Zahlreicher als diese meist redenden Wappen, deren Ursprungssagen alle zu kennen, uns äußerst erwünscht wäre, während leider das Gegentheil Statt findet, sind in Städtewappen die Mauern, Thore, Thüren und Burgen, deren Name sich von selbst erklärt, bisweilen aber auch verhüllt ist, und der Forschung noch ein weit offenes Feld läßt. Es lag in der Vorzeit so nahe, eine Stadt im Siegelbilde mit dem zu vertreten, was sie nach den Zeiten Heinrichs des Städtegründers war, ein gethürmter ummauerter Burgsitz, vom griechischen Pyrgos, ein Thurm, daher die Bewohner ungleich früher B u r g e r waren, als S t ä d t e r. Die Zahl der Thürme im Wappenschilde erscheint dabei nicht immer gleichgültig, vielmehr bisweilen bedeutsam. So siegelte die früher Hochstift-Würzburgische Stadt Meiningen

uranfänglich mit einer dreigethürmten Burg, zu deren Innerem eine offene Pforte führte, in der 4 Sterne standen, und hieß der Sage nach in alter Zeit Porta Franconiae, des Frankenlandes Pforte, aber später verlieh ihr ein Kaiser das Recht, fünf Thürme zu führen, welche in allen nachfolgenden, oft erneuten Stadtsiegeln bis auf den heutigen Tag zu erblicken sind. Der größten Thürmezahl erfreute sich wol unstreitig das alte Städtchen Themar, das es bis zu sieben Thürmen brachte und sich von seinen Gelehrten gern Heptapyrgos nennen hörte, im Stadtsiegel führte es aber ursprünglich die Thürme nicht, sondern 2 Hennen neben einem Lindenbaume, erstere erscheinen nur auf Themar'schen Hennebergischen Amtssiegeln. Magdeburg, früher Maidenburg, ließ die Maid auf der Burg im Siegel dem Eigennamen entsprechen, Offenburg zeigte eine offene Veste. Halle an der Saale läßt eine hohe gethürmte Gewölbhalle, zu der eine ganz kleine Thüre führt, im städtischen Siegel erblicken. Weissenburg im Nordgau, Salzburg, Lüneburg, Hamburg u. a. zeigten weiße Burgen, Ravensburg führt eine blaue, Rothenburg eine rothe u. s. f. Außerdem sprachen noch auf den Namen hindeutend mancherlei Bilder in Städtesiegeln und folglich Städtewappen. Mühlhausen prägte sein Mühleisen schon auf Brakteaten, die es unter Kaiser Friedrich II. schlug, und heftete es dem später angenommenen Reichsadler auf beide Flügel. Innsbruck hat eine Schiff-, Kitzingen am Main eine steinerne Brücke im Siegel, gewiß bedeutsam genug für beide Städte, und darauf hinweisend, was sie ihren Flüssen danken. Hall im Innthale zeigt durch eine von 2 Löwen gehaltene Salzbutte auf ihren Reichthum, das Salz; Biel deutet durch 2 ins Andreaskreuz gelegte Beile nach dem Ursprunge seines Namens hin, wie Heiligenbeil durch sein

eines. Cannstadt führt eine Kanne, Nagolt einen Nagel, Hornberg zwei Hörner, Windlingen eine mechanische Winde, Schiltach drei Schilde, Kirchen am Neckar eine Kirche.

Woher alle diese Namengebung, alle diese Bilderfülle? Entquillt ihr nicht ein reicher noch ungehobener Sagenschatz? Wir denken Wunders, wie viel wir erfragt und erlesen und zu Tage gebracht, und müssen uns am Ende sagen, daß wir erst an der Pforte deutscher Sagenforschung stehen. Hier öffnet sich für rüstige Jünger ein weites, blüthen- und fruchtreiches Gefilde — sie mögen nur suchen, so werden sie finden.

Die spätere Fabel- und Märchendichtung.

Spätere Fabel- u. Märchen-Dichtung. Wir verfolgten den Gang der deutschen Fabeldichtung bis zu Eiering, Th. 2. S. 20. Die Fabel war durch jene Dichter, die sie vorzugsweise pflegten, dem Volke für immer gewonnen, sie wurde mehr und mehr ein selbstständiger Ast am Baume der deutschen Literatur, und wahrlich ein reichbelaubter. Es wandten sich ihr sehr achtbare Kräfte zu, die theils auf angebahntem Wege weiter vorwärts schritten, theils selbstständig schöpferisch neue Blätter und Blüthen der Fabelpoesie hervorriefen. Aber wie reich auch das Gefilde der Fabel angebaut wurde, der Wahrnehmung können wir uns nicht erwehren, daß die Fabel nie so tief in das Innerste des Volkslebens eindrang, wie die Sage, oder das spätere Märchen; denn, wenn wir z. B. in eines Dorfes Nähe lustwandelnd einem alten Manne oder einer alten Frau begegnen, und sie ausholen über dieses und jenes, so wird in den meisten Fällen diese oder jene Sage ihres Ortes und der nächsten Umgegend den schlichten Landleuten auf den Lippen schweben, aber nie wird es Jemand einfallen, uns eine Fabel zu erzählen, und da

ersehen wir gleich den großen himmelweiten Unterschied zwischen Sage und Fabel im Leben und Bewußtsein unseres deutschen Volkes. Sagen kennt und erzählt es noch, Fabeln kennt es auch, es hörte und lernte sie in der Schule vom Schulmeister, aber es erzählt sie nicht weiter, weil sie in der Regel seinem Lebenskern nicht zusagen, ihm widerstreben, weil sie ein Gemachtes, Erdichtetes, nichts Natürliches sind, während der Sage lebendiges Leben schöpferisch fortquillt, gleich einem unerschöpfbaren Borne, der aus Felsgeklüften zu Tage rinnt und rauscht. Die Sage wandelt im Buchenhain und die Fabel lebt im Bücherschrein.

Was uns nun Fabel ist, kennt der Landmann kaum, und wenn er es kennt, achtet er es nicht, es wäre denn als Scherzrede, als Anekdote; was uns aber Sage ist, das ist ihm Fabel, das nennt er Fabel, und dünkt sich wunderklug, darzulegen, wie aufgeklärt er sei, und wie er der Vorfahren sinnige Gedanken als alte Fabeln zu belächeln vermöge, die er uns zu erzählen sich schämt und Anstand nimmt, aus Besorgniß, wir möchten ihn für abergläubisch halten, — denn obschon er abergläubisch ist, will er doch nicht dafür gehalten sein — oder er fürchtet, wir möchten ihn auslachen.

Und wie der Landmann die Sage Fabel nennt, so nennt er sie auch unbedenklich Märchen, und dies thut nicht blos der Landmann, auch der Gebildete, weil man eben früher die Begriffe nicht sonderte, und einer Menge Schriftsteller, die Märchen, Fabeln und Sagen schrieben, selbst der Unterschied und sondernde Begriff abging.

Das Märchen hat zur Sage eine ungleich innigere Beziehung als zur Fabel, und eben so die Sage zum Märchen, während so Viele glauben, Märchen und Fabel lasse sich eher in einen und denselben Begriff zusammenschmelzen.

Das Band, das jene beiden einigt, ist aber wieder der Mythus, und dieser geht der Fabel ab, wenn auch hie und da einmal in ihr von einem Gott, einem Faun, einem Geist oder Gespenst die Rede ist — es fehlt das höhere geistige Element, es fehlt die dämonische Welt in ihrer Lieblichkeit und in ihrem Grauen, wie sie in der Sage, wie sie im Märchen lebt, und daher steht das Märchen auf einer höheren Stufe. Dienende Geister, neckische Elben, gräuliche Riesen, gute und böse Zwerge sind der Sagenwelt wie der Märchenwelt gemein. Die Schriftsteller und Dichter der mittleren deutschen Literaturperiode waren sich des Märchens und seiner Reize kaum bewußt, dies holde Kind der Poesie war ihnen noch gar nicht geboren und selbst die Fabeldichtung lag eine Zeitlang völlig brach, nachdem die Zeit des Hans Sachs, Burkhard Waldis, Schopper und Eiering vorüber war; waren ja doch bereits die Letztgenannten nur dürftige Nachahmer ihrer Vorgänger gewesen. Dennoch starb die Neigung zur Fabel im sechzehnten Jahrhundert nicht völlig ab; Daniel Holzmann, der Augsburgische Meistersänger, erneute 95 Cyrillische Fabeln in seinem zu Augsburg 1571 u. ff. erschienenen: „Spiegel der natürlichen Weisheit." Die Neigung der Zeitgenossen scheint sich in jener Periode mehr dem Drama zugewendet zu haben, denn es erschienen zahllose Komödien, Tragödien, geistliche und Fastnachtspiele, nächstdem die Reiseliteratur, insonderheit die abenteuerliche, noch treulich fortgepflegt wurde, ebenso die Scherzerzählung, die Anekdote. Auch ein später Beitrag zur Thierfabel wurde noch von Balthasar Schnurr in seinem schnurrigen „Ameisen- und Mückenkrieg" geliefert, der nicht ohne Glück den Froschmäuseler nachahmte. Huldreich Wohlgemut, dessen Herkunft ganz unbekannt geblieben ist, ließ 1623 zu Frankfurt

einen „neuen vollkommenen Esopus" erscheinen, und Adam Olearius brachte in seinem Persischen Rosenthal 1654 die Fabeln Lokmanns. Ziemlich lange nachher gab Melander einen deutschen Phädrus (1712), und Riederer übersetzte den Aesop 1717.

Die Mehrzahl der Dichter der Opitz- Lohenstein- Hofmannswaldauischen Periode vermieden die Fabeldichtung, pflegten dagegen um so lieber das Sinngedicht, auch das gereimte Gleichniß. Ulrich Megerle, der berühmte Abraham à Santa Clara, war einer der Wenigen, welcher der ziemlich vernachlässigten Fabel sich aufs Neue annahm und ihr wieder zu Ehren half, aber seltsam genug, ganz ohne dies eigentlich zu wollen. Auch ihm ist die Fabel nur Hülfsmittel zu seinem didaktischen Zweck: Beispiel, Gleichniß, Lehre, daher kommt es ihm auch nicht darauf an, sie mit einer oder der andern Sage und Märe zu vermengen. Er spricht dies selbst aus in dem Werke, welches wir meinen:

„Das geringe Werckel (äußerst bescheiden! es ist ein Quartband und zählt 611 Seiten) nennt sich dermalen HUY und PFUY der Welt, und zwar HUY, weil wir solche Anfrischung wohl vonnöthen haben zu denen lobwürdigen Tugenden, so da absonderlich wohl anständig sind einem frommen Christen. Das PFUY hat fügsam müssen beygerucket werden, damit der Mensch ein billiges Abscheuen solle tragen an denen Lastern, welche uns neben dem ewigen, auch öfters ein zeitliches Uebel auf den Hals laden. Der Fabeln hab ich mich darumb nicht gebraucht, als ob dergleichen sollen auf der Cantzel vorgetragen werden, sondern damit der einsame Leser desto lieber unter solchem Deckmantel möge die Wahrheit hervorsuchen; Etliche sind, die in die Zahl der Fabeln gezogen worden, welche doch

für unleugbare Geschichten zu halten; weil sie aber etwas Lustig's in sich begreiffen, also haben sie müssen denen anderen die Gesellschaft leisten."

Die Einrichtung dieses eigenthümlichen und für unseren Zweck wichtigen und anziehenden Buches, das 1710 zu Würzburg erschien, und zugleich als eine reiche Sammlung von Heiligen- und Wunder-Geschichten betrachtet werden kann, ist die stehende, daß jeder der hundert Artikel aus der Natur und dem Menschenleben zugleich die Ueberschrift nebst Sinnspruch lateinisch über einem erläuternden Kupferstich enthält, unter welchem eine Reihe lateinische Distichen stehen. Dieses Alles nimmt regelmäßig eine Seite ein. Dann folgen auf frischer Seite die Ueberschrift deutsch, der Sinnspruch und die Distichen in deutschen Reimen, letztere in Alexandrinern. Nun reiht sich die Betrachtung ganz im bekannten Style des Dichters und beliebten Volksredners an, eine Fülle von Humor, Gelehrsamkeit und Belesenheit zugleich entwickelnd, und den Schluß macht jedesmal eine Fabel, meist im ergötzlichen Tone, und diese wird hierauf vom Autor wiederum ganz ernsthaft erläutert.

Bald mengt sich diesen Fabeln Megerle's ein Sagen- bald ein Märchenstoff ein, bald sind sie nicht einmal eigentliche Fabeln, sondern nur physikalische Betrachtung, zumal das Naturleben vorwaltend und überwiegend behandelt ist, oder sie sind selbst theilweise sehr triviale Anekdoten.

Die erste Fabel meldet von der beabsichtigten Vermählung der Sonne, worüber bei den Fröschen große Freude entsteht, nur ein alter kluger Frosch sagt Unheil aus solcher Ehe und folglicher Nachkommenschaft für sein Geschlecht voraus, da ja die eine Sonne so oft die Lachen austrockene. Die zweite Fabel deutet schon nach dem Kin-

der=Märchen hin,*) in welchem der Mond ein Kleid begehrt, und geißelt die Unbeständigkeit. Jupiter sagt zum Mond: „Ich glaub' die Schneider insgesammt würden mir mit ihren Begel=Eisen den Himmel stürmen, wenn ich ihnen soll befehlen oder auferlegen, daß sie dir sollten ein Kleid machen." Die dritte Fabel hat sagenhafte Färbung, sie handelt vom König Ludwig XI. von Frankreich, dem auf der Jagd ein Köhler bevorstehendes Unwetter voraussagt, nachdem der Hofastrolog gutes prophezeit. Des Köhlers Wetterprophet ist dessen Esel, und seine Vorherverkündigung ist die, welche eintrifft; der Astrolog wird vom Hofe entfernt und der Esel kommt zu Ehren, wie so oft geschieht, daß die Wissenschaft der groben Empirie weichen muß, daher auch der Autor den Astrologen billig in Schutz nimmt. Im sechsten Stück wird die Legende vom heiligen Patricius mitgetheilt, der mit Eiszapfen heizte, welche in deutscher Sage sich beim heil. Sebaldus wiederholt. (D. Sagenb. 845.) Die siebente Fabel ist antikmythologischen Inhaltes, sie erzählt die Mythe vom Riesen Antäos, „der die Kälber geschluckt, wie die Speckknödel."

Die Fabel des 11. Stückes deutet nach dem Lalenburger Streich vom gedörrten Schnee hin, ein Bauer wird mit dieser Märe angeführt. Im folgenden wird die Sage von einem verzweifelten Spieler berichtet, der mit dem Dolche in ein Muttergottesbild stößt, aus welchem alsbald Blut fließt; ähnlich erging es jenem Trunkenbold in Mainz (D. Sagenb. 64). Beim 13. Stück, das von Regenbögen handelt, erwähnt der Verfasser der denselben ursprünglich nur zugeschriebenen Farben=Dreizahl (S. Th. 1.

*) Kinder= und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. 1812. Anhang. XXI.

S. 88), und kennt deren selbst nur fünf. Hübsch ist die Fabel des 16. Stücks, vom Löwen, der mit dem Esel wettläuft, und am Ziele einen andern Esel stehen sieht, den er für seinen weit hinter ihm zurückgebliebenen Mitkämpfer hält, deshalb umkehrt und neuen Lauf beginnt, wo er dann jenen sich weit voran erblickt, und die Wette verloren giebt. Diese Fabel hat ganz märchenhafte Natur und findet sich noch schöner wiederholt in dem niederdeutschen Märchen vom Wettlauf des Hasen mit dem Swinegel, das wir in die 12. Ausgabe unseres deutschen Märchenbuches aufgenommen haben. Da vertritt des Swinegels Frau die Stelle des zweiten Esels, und der arme angeführte Lampe zahlt seinen Wettlauf mit dem Leben. Die trockene Moral beider Märchen ist, daß man mit Eseln und Swinegeln sich in keiner Weise einlassen soll. Eine ähnliche Fabel giebt es vom Fuchs und Krebs. Die neunzehnte Fabel, in welcher der Zögling eines Einsiedlers sich Gänse wünscht, weil sein Erzieher bei einem Gang in die Stadt ihm junge Mädchen als Gänse bezeichnet, deutet offenbar nach dem Schwank: Das Gänselein hin, dessen oben S. 31. Nr. XXIII. der Fr. H. von der Hagenschen Sammlung gedacht wurde. Fabel 20. ist die bekannte von der Ameise und Heuschrecke oder Grille, welche oft erneut wurde. Das 23. Stück enthält außer seiner Fabel auch noch die Sage von der Abensberger Schaar (D. Sagenb. 852), und erstere handelt vom prophetischen Kukukschrei, über den sich ein Paar Landleute streiten, und deshalb Proceß beginnen, worauf der Richter beide bedeutet, daß der Kukuk, den er einen „edeln Paradeys-Vogel" nennt, für ihn geschrieen habe, und nicht für sie beide. Fabel 29. enthält bereits die in neuerer Zeit wieder aufgefrischte, mit russischem Grün gefärbte Anekdote zu dem Spruche: „Der Bien

muß." Ein Aufschneider erzählt, daß er in einem Lande gewesen, darin die Bienen so groß wie die Schafe seien u. s. w. Im 31. Stück wird der auch in Deutschland häufig begegnenden sogenannten Hungerbrunnen oder Hungerquellen gedacht, deren Fließen Theuerung, deren Versiegen wohlfeile Zeit voraussagt, und es werden mehrere solcher Wunderbrunnen außerhalb der Grenze Deutschlands namhaft gemacht; selbst eine spanische Sage wird angeführt, die nach jener burgundischen und jener deutschfränkischen von den St. Gangolfsbrunnen hindeutet (D. Sagenb. 768). Die 32. Fabel ist die bekannte vom Lügner: „Ein guter dummer Bauernknabe" ꝛc. in der Erneuung von einem Hunde und einer Brücke erzählt; hier ist ein Fuchs das Thier, das der Lügner seinem Herrn so groß als einen Ochsen schildert, und statt der Brücke, auf der in der Erneuung der Lügner ein Bein bricht, ist es ein Fluß, in welchem Jeder ersaufen muß, der einer Lüge sich schuldig machte u. s. f.

Mit dem 56. Stück beginnt der Verfasser vorzugsweise Thiergeschichten. Der Sage von dem polnischen Mäusethurm wird gedacht, und an der Stelle der 63. Fabel steht jene von den Belagerten im Schlosse Karlstein, die nahe daran, ausgehungert zu werden, ihren letzten Bock schlachteten, ein Stück Rücken mit Rehhaaren aus einem alten Sattel bestreuten, und dasselbe als Rehrücken dem Feind sandten, der darauf sprach: Der Teufel thue diese Kerl aushungern (D. Sagenb. 682). Fabel 64. erzählt von einer Elster, die aus einem Wirthshaus gerufen: Wein um sechs! Wein um sechs! Als nun die Gäste vollauf gezecht hatten, wollte jeder nur sechs Kreuzer zahlen, indem sie sich darauf beriefen, es habe Jemand oben vom Fenster den Wein um sechs Kreuzer ausgerufen. Ein Kellner nahm wahr, daß dies die Elster gethan, ergriff sie und warf sie herab in

den Straßenkoth. Als sie sich mühsam herausarbeitete, gewahrte sie ein Schwein, das sich darin wälzte, und schrie diesem zu: Du hast gewiß auch den Wein unrecht ausgerufen? Deutlich weist diese Fabel nach jener S. 97 aufgeführten Märe hin, in welcher die zur Strafe ihrer Plauderhaftigkeit gerupfte Elster den Kahlen fragt: Du hast wol auch vom Aal geschwätzt?

Solche humoristische Züge der Märe und Fabel sind ächt volksthümlich. In unserm Wohnort läuft eine jenen beiden nahe verwandte Märe um. Bäckersleute hielten einen Staar, der immer die Worte vernahm, wenn die zu leichten Semmeln beseitigt wurden: Auf den Boden in die Lade! — Eines Tages kam die Polizei und spürte nach leichten Semmeln, — alle vorgefundenen waren vollwichtig, aber der Staar wackelte in der Stube umher und sprach: Auf den Boden in die Lade, auf den Boden in die Lade. Die Polizei ging hinauf, fand, wog, strafte. Wüthend schleuderte der Bäcker seine Mütze nach dem gefiederten Verräther, der sich angstvoll unter die Ofenbank flüchtete. Gleich darauf führte sich der Spitz übel auf, bekam einen Tritt und kroch heulend und winselnd an denselben Zufluchtsort. Als der Spitz zu dem Staar, der bereits ruhig unter der Bank saß, gekrochen kam, rief ihn jener an: Hast d' a geredt? Hast d' a geredt?

Im 66. Stück erzählt der Autor die Hubertus-Legende, und im 68. bringt er in veränderter Form die Sage von der Immenkapelle (D. Sagenbuch 110), bei ihm ist es ein Bauernweib, das eine consecrirte Hostie in oder auf einen Bienenstock legt, und wiederholt noch einmal die Anekdote von den Bienen des Lügners. Die 69. Fabel ist jene vom Fuchs und dem kranken Löwen, und im folgenden Stück führt er den oben

erwähnten bedeutsamen Zug an, daß die Bauern zu gewissen Zeiten vermieden, den Wolf mit seinem Namen zu nennen.

Mit liebenswürdiger Naivität schildert Abraham a Santa Clara im 72. Stück das Reich der Vögel, giebt jedem einen entsprechenden Beinamen. Er nennt mitten unter ihrer Schaar den „unsterblichen Phönix", an den er mithin noch glaubte, und zieht im 73. die Fabel von der Krähe an, die sich mit Federn fremder Vögel schmückte, welche, wie er sagt, „Esopus mit seinem Dickkopf schon längst spitzfindig gedichtet." Das 82. Stück bringt eine Aufzählung aller jener Fabelmenschen, von denen Aulus Gellius, Pomponius Mela und Andere geschrieben haben, welche im Volksbuche von Herzog Ernst (vgl. oben S. 103) vorkommen, und zugleich eine abgeänderte Rübezahlsage, die der Verfasser aber auf einen Zauberer überträgt, und ihr eine bestimmte Zeit, nämlich die des Oesterreichischen Bauernkrieges, zuweist. Mit vollem Glauben werden im 85. Stück Hexengeschichten mitgetheilt, dagegen wird im unmittelbar darauf folgenden gegen abergläubische und teufelskünstlerische Kuren geeifert, und dabei der hübsche Fiebersegen angeführt, der auf ein Papier geschrieben werden und in welches irgend etwas aus einer Kirche Entnommenes eingewickelt sein muß: Febris, Fubris, Fabris, transi ad Calabris. Linquas me in pace, sic gaudeo in thorace. — Jedenfalls nicht minder hülfreich und geistreich als im Jahre des Heils und der Aufklärung 1854 die Münchener Zauberzettel und Buchstabensegen gegen die Cholera. Endlich schließt das 100. Stück mit einem förmlichen Lügenmärlein. Ein Stummer bat einen Blinden, wenn dieser einen Harfner sehe, so möge er ihm denselben zuweisen, damit der Harfner des Stummen thörichten und melancholischen Sohn erheitere. Der Blinde sagte, daß er vor einiger Zeit einen solchen

Künstler gesehen habe, und versprach dem Stummen, ihm seinen gelähmten Sohn zu leihen, daß dieser überall umher laufe und den Künstler suche. Der Lahme lief und fand den Harfner, der keine Hände hatte, doch überredete ihn der Lahme, daß er mit stiller Musik den Melancholischen lustig mache. Diesem Spiele sah der Blinde mit Verwunderung zu, und der Stumme lobte den Spielmann über alle Maßen, der Krumme aber tanzte voller Freude, und das Haus, wo solches geschah, wurde bald lautmärig.

Auch in anderen seiner Schriften versäumte Abraham a Santa Clara nicht, Fabeln und Gleichnisse, die er über Alles liebte, anzubringen. Nach ihm blieb wieder ziemliche Ebbe in der deutschen Fabelliteratur. Daniel Stoppe aus Hirschberg, der zu Breslau 1745 Neue Fabeln oder moralische Gedichte in 2 Bänden erscheinen ließ, zeigte sich erfinderisch in der Fabeldichtung, und Spätere haben ihm in aller Bescheidenheit die Ehre erwiesen, ihn zu benutzen, ohne ihn nennen. Selbst der nur ein Jahr später mit seinen Fabeln hervortretende Christian Fürchtegott Gellert dichtete in gleicher Manier, wie Stoppe, und es findet sich mancher Fabelstoff von beiden in verwandter Weise behandelt, so heißt bei Gellert Stoppens Fabel: „Die Kropfländer" — „Das Land der Hinkenden" u. dgl.

Das ächte Fabel-Element, die Thierwelt, lieferte Stoppe, wie Gellert die besten Gedanken und Bilder; die zahlreichen, blos allegorischen Fabeln sind bei beiden oft zu breit ausgesponnen und es fehlt ihnen das Schlagende des Witzes, und zwar Stoppe noch mehr, als Gellert. Zur Zeit beider ließ auch Dan. Wilh. Triller, der Sänger des sächsischen Prinzenraubes, „Neue äsopische Fabeln" erscheinen, und Joh. Heinrich Gottlob von Justi gab 1759 Fabeln und Erzählungen heraus.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts trat für die Fabeldichtung ein neuer Umschwung ein. Der Sinn für die versunkenen Schätze der mittelhochdeutschen Dichtungen erwachte wieder. Schon 1704 bis 1710 hatte Johann Georg Scherz, der geschätzte deutsche Lexikograph, in eilf von ihm gehaltenen Disputationen unter lateinischem Titel 51 spätmittelhochdeutsche Fabeln nach einer alten Handschrift erscheinen lassen. Gellert würdigte diese alten deutschen Fabeldichtungen mit großer Anerkennung in dem Vorwort zu seinen eigenen Fabeln, welche zuerst 1746 erschienen, und war so gütig, den Dichter jener alten Fabeln für den Lafontaine seiner Zeit zu erklären, auch ihm nachzurühmen, daß er wohlklingender geschrieben habe, als man vor Opitzen schrieb — also doch nicht so wohlklingend, als man nach Opitz zu schreiben sich einbildete. Jetzt gab nun nach einer ungleich besseren Züricher Handschrift im Verein mit Breitinger und dem Freundeskreis, den er um sich gezogen, Johann Jacob Bodmer jene „Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, Zürich 1757“ heraus, ohne noch zu wissen, was auch Scherz nicht wußte, daß es Boners Edelstein war, den beide erneuten.

Gellerts Vorwort: „Nachricht und Exempel von alten deutschen Fabeln“ — ist mit Vorliebe für den Gegenstand geschrieben, und zeigt, daß er, der beste und beliebteste Fabeldichter seiner Zeit, mit Studium und Bewußtsein sich an seine Stoffe gab. Seine große Vorliebe für, und seine Hingabe an Lafontaine müssen wir der Zeitrichtung und dem verkehrten Geschmack, der für alles Französische schwärmte und Deutsches mißachtete, zu Gute halten, und Gellert sehr dankbar dafür sein, daß er die deutsche Fabeldichtung so überaus glücklich anbaute, was ihm indeß auch ein nie geahneter Erfolg lohnte. Gellert erwähnt nebenbei, daß man

Burkard Waldis zu viel thue, wenn man ihn mit Hans Sachs in eine Reihe setzen wollte, und scheint sonach Hans Sachs mißachtet zu haben; ferner nimmt er Bezug auf einige andere alte Fabelbücher: „Die losen Füchse dieser Welt", den „Eselkönig" und den „Gänsekönig" — obschon diese mehr sinnbildlicher Art waren. Er hebt Dr. Luthers Verdienst um die äsopische und deutsche Fabeldichtung hervor, und erwähnt, daß Luthers Freund und erster Biograph, Matthesius, auch einige Fabeln gedichtet habe. Ebenso wird noch der poetischen Hervorbringungen Georg Philipp Harsdörfers und der Nützlichen Lehrgedichte Justus Gottfried Rabeners, der 1699 als Rector zu Meißen starb, Erwähnung gethan, und endlich geißelt Gellert mit heiterer Ironie die Schwächen seiner Zeitgenossen, welche die Schwächen aller Zeitgenossen sind. Er sagt, es würden Viele lieber gesehen haben, wenn er, statt von alten Fabeln zu reden, lieber die der Neueren erwähnt, und sie entweder recht unverschämt gelobt, oder recht kunstgemäß heruntergemacht hätte; beides kommt noch alle Tage vor, und mancher, vielleicht der Züchtlingsjacke mit genauer Noth entlaufene, nichts Selbstständiges zu leisten vermögende sogenannte Literat, der sich zum Literarhistoriker aufwirft, spricht mit zwei wegwerfenden Zeilen über die Thätigkeit von Männern ab, die ein Menschenalter hindurch ihr Volk belehrten und erfreuten. Ferner äußert Gellert, es würde Vielen lieber gewesen sein, wenn er die Trümmer einer uralten griechischen oder lateinischen Fabel aufgetrieben, und sie, mit einem historisch-philologisch-kritischen Commentariolo von sechs oder zwölf Bogen versehen, herausgegeben hätte. Ist es heute anders? Würde Gellert die „Vielen" mit classischen Zöpfen nicht noch heute finden?

Es konnte nicht fehlen, daß von Gellerts überaus glück-

lichen Erfolgen angeregt, die Fabeldichtung wieder sicheren Boden und geistigeren Halt gewann, wenn auch manche Nachahmung verunglückte und der verdienten Vergessenheit wieder anheim fiel. Die Brüder Christoph Joseph und Johann Josias Sucro traten schon gleichzeitig mit Gellert ebenfalls mit Lehrgedichten und Fabeln auf, Magnus Gottfried Lichtwer gab äsopische und eigene Fabeln und zeigte sich in denselben als witziger und erfinderischer Kopf. Ebenso Joh. Wilhelm Ludwig Gleim, der schon durch seine Kriegslieder sich als ächter Volksdichter bewährte. Matter waren die Fabeln des Freiherrn Friedrich Karl von Moser. Karl Wilhelm Ramler sammelte die Fabeln Anderer, und verstümmelte sie in seiner bekannten Balhorn-Weise. Just. Friedrich Wilhelm Zachariä versuchte sich in Fabeln nach der Manier des Burkhard Waldis, die weniger Glück machten, wie seine erzählenden Gedichte.

Wichtiger als alle diese letzteren Dii minorum gentium im Bereiche der Fabeldichtung, war es für die letztere, daß Johann Gotthold Ephraim Lessing sich ihrem Anbau aus der Fülle des eigenen Geistes nicht nur unterzog, sondern daß er auch ihr ganzes Wesen mit kritischem Scharfsinn erfaßte und erläuterte, die Urtheile anderer guter Köpfe über das Wesen der Fabel zusammenstellte, und ihr so gewissermaßen zuerst einen wissenschaftlichen Unterbau schuf, zu welchem auch schon Gellert durch das Selbstkritisiren mehrerer seiner eigenen Fabeln einige Steine herbeigetragen hatte. Es ist nicht unwichtig, die Stimme eines so bedeutenden, in der vaterländischen Literatur eine neue bessere Aera beginnenden und Epoche machenden, großen Geistes, wie Lessing war, zu vernehmen und seine Ansichten zu würdigen, wenn auch das fast vollendete Jahrhundert, welches

zwischen der Erscheinung jener Lessingschen Arbeit, 1759, und der Jetztzeit liegt, Manches im anderem Lichte erblicken lehrte, und mancher Ansicht andere Richtung gab.

Lessing sagt: „Ich hatte mich bei keiner Gattung von Gedichten länger verweilet, als bei der Fabel. Es gefiel mir auf diesem gemeinsamen Raine der Poesie und Moral. Ich hatte die alten und neuen Fabulisten so ziemlich alle und die besten von ihnen mehr als einmal gelesen. Ich hatte über die Theorie der Fabel nachgedacht. Ich hatte mich oft gewundert, daß die gerade auf die Wahrheit führende Bahn des Aesopus von den Neueren, für die blumenreichern Abwege der schwatzhaften Gabe zu erzählen, so sehr verlassen werde."

Lessings Abhandlungen zerfallen in folgende:

I. Von dem Wesen der Fabel. Darin bespricht er zunächst, was eine einfache, was eine zusammengesetzte Fabel sei, sehr klar, und führt auch die Urtheile von einigen Ausländern an; zuerst De la Motte, welcher die Fabel als eine unter die Allegorie einer Handlung versteckte (oder eingekleidete) Lehre erklärt. Dieser Satz ist von vorn herein falsch, denn die Fabel soll kein Gleichniß sein, die Allegorie ist durchaus eine Dichtungsform für sich, deren Literatur, mit jener der Symbolik und Emblematik, sehr reich, aber auch noch lange nicht genug gewürdigt und durchforscht ist. Diese allgemeine Wahrheit wird ziemlich weitläuftig ausgeführt.

Richer, ein anderer Franzose, erklärte die Fabel als „ein kleines Gedicht, das irgend eine unter einem allegorischen Bilde versteckte Regel enthalte." Ebenso schwankend und unbestimmt. Was de la Motte Lehre nennt, nennt Richer Regel. Beiden schwebte jedenfalls Sittenlehre, Sittenregel vor. Beide letzteren aber bilden nicht das

Wesen und den Kern der Fabel, sondern nur jenen des Gleichnisses; viele Fabeln, die von den ältesten bis auf die späteren Dichter so benannt wurden, sind keine, sind blos kleine Geschichtchen, Anekdoten u. dgl.

Batteux nennt die Fabel: „Erzählung einer allegorischen Handlung.“ Auch damit ist so viel als nichts gesagt, und der Satz ist der langen Auseinandersetzung, deren Lessing ihn würdigte, nicht werth. Man war leider zu Lessings Zeit schon allzusehr gewohnt, die Fabel als eine angenehme Dreingabe zur Sittenlehre in den Kauf zu nehmen, einen poetischen Markknochen gleichsam zum saftlosen Fleische der trockenen Moral. Man vermochte durchaus nicht, Gleichniß, Beispiel, Exempel, Parabel, von der eigentlichen Fabel zu scheiden, und daher gelangte selbst der so geistvolle Lessing zu der zwar richtigen, aber schwerfälligen Erklärung des Wesens der Fabel, die er in nachstehenden Worten aussprach:

„Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besonderen Fall zurückführen, diesem besonderen Falle die Wirklichkeit ertheilen, und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt, so heißt diese Erdichtung eine Fabel.“

II. Von dem Gebrauche der Thiere in der Fabel. Auch in dieser Abhandlung mangelt der tiefere Einblick in die Dichtungen alter Zeit, und die Kenntniß, wie aus ihnen sich die Thierfabel entwickelte, gänzlich. Komisch wirkt die Erklärung Batteux': „Die Fabel ist die Erzählung einer allegorischen Handlung, die gemeiniglich den Thieren beigelegt wird.“ Mit Recht ruft Lessing darüber aus: „Vollkommen à la Françoise!“ Er selbst setzt die Thierfabel „in die allgemeine Bestandtheit der Charaktere“ und hat somit, wenn wir an die Hauptträger der

Thierfabel zurückdenken (vgl. S. 16), einer richtigen Ahnung der Wahrheit, die er auf dem mühsamen Wege eigenen Nachdenkens erreichte, zu der man aber jetzt mühelos gelangt, entsprechenden Ausdruck verliehen. Der Charakter der Menschenwelt mit dem Charakter der Thierwelt in nicht allegorisirende, sondern ironisirende Verbindung gebracht, war und ist die ursprüngliche Grundlage der Thierfabeldichtung.

III. Von der Eintheilung der Fabeln. Dieser Abhandlung steht der unbestreitbare Satz voran: „Die Fabeln sind verschiedener Eintheilungen fähig" — minder dürfte der Nachsatz sich bewahrheiten: „Der Nutzen dieser Eintheilung (nämlich in einfache und zusammengesetzte Fabeln) hat sich bereits an mehr als einer Stelle gezeigt." Der Poesie einestheils, und dem Volke, für welches doch die Fabeln gedichtet werden und sind, ist es völlig einerlei, ob die kunstrichterliche Gelahrtheit die Fabeln in directe und indirecte, oder, nach Aphthonius, in vernünftige, sittliche und vermischte, überhaupt, ob man philosophisch oder unphilosophisch eintheilt (unter letzterer versteht Lessing die Eintheilung nach den verschiedenen Dichtern). Er selbst theilt nun die sogenannte sittliche Fabel wieder ein in mythische und hyperphysische u. s. f. und spricht sich über seine Eintheilung des Breiteren belehrend aus — doch wird der Fabeldichtung durch keinerlei Eintheilung etwas gewonnen.

IV. Von dem Vortrage der Fabeln. Hier wird gleich eine sehr eigenthümliche Frage an die Spitze gestellt. Es ist die: ob Aesop oder Phädrus oder Lafontaine das wahre Muster sei, wie die Fabel vorgetragen werden solle? — das heißt, wie sie poetisch zu behandeln sei? und die Antwort ausführlich abgehandelt. Da wir nicht geneigt sind, Lessing abzuschreiben, so wird es genügen, nur anzudeuten

daß die Fehler des Phädrus in manchen seiner Fabeln stark gerügt, aber auch die Mängel des Lafontaine nicht verschwiegen werden.

V. Von einem besonderen Nutzen der Fabeln in den Schulen. In dieser letzten seiner Abhandlungen über die Fabel, welche zugleich die kürzeste derselben ist, hebt Lessing den heuristischen (erfinderischen) Nutzen der Fabeln hervor. Wir sollten glauben, ihr ethischer Nutzen wäre bedeutender. Auf letzteren kommen wir im dritten Bändchen ausführlich zu sprechen. Ob das von dem großen Manne empfohlene „Princip der Reduction" eine praktische Anwendung finden könne, ob es möglich sei, Schülern äsopische Fabeln erfinden zu lassen, das werden Schulmänner vom Fach ungleich besser als wir zu beurtheilen verstehen. Wir bezweifeln, daß gelungene Versuche gemacht worden sind, diesen Rath zu befolgen, wenn man sich irgend wo herbeiließ, überhaupt derartige Versuche zu machen. Ist doch dem uns noch höher stehenden höchst beherzigenswerthen Ausspruche Lessings, in derselben Abhandlung: „Man müßte dem Rathe eines neueren Schriftstellers folgen, den ersten Anfang des Unterrichtes mit der Geschichte der Natur zu machen, und diese in der niedrigsten Klasse allen Vorlesungen zum Grunde legen" — ebenso wenig noch bis heute eine Folge gegeben, und die Unkenntniß auf dem Gebiete der Naturwissenschaft ist in allen Ständen und Gesellschaftskreisen theilweise noch schreckhaft, trotz aller wackern Bemühungen der Neuzeit. Es wird in den Gelehrtenschulen Naturgeschichte nicht genügend vorgetragen, man betrachtet sie der Gelehrsamkeit und Kenntniß in alten Sprachen und den Classikern gegenüber immer noch nicht ebenbürtig und nicht vollberechtigt. Ohnlängst begegnete uns auf einem Maculaturblatte ein Gedicht, in

welchem der Poet frischweg von Misteln auf hohem Tannenbaume singt. — Nur ein wenig Botanik in der Schule gelernt habend, würde er diese grobe poetische Licenz sich nicht gestattet haben.

Durch Gellert drang wol zunächst die Fabel in die Schulen, zumal die allmählich erwachenden pädagogischen Bestrebungen Geneigtheit zeigten, der Jugend niederer Klassen etwas mehr geistige Nahrung zuzuführen, als neben dem Elementar-Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen, Katechismus-, Gesangbuch- und Bibel-Auswendiglernen ihr gewährten. Die Fabel war dazu ein treffliches Mittel, sie erheiterte und belustigte, indem sie belehrte. Sie lehrte verkehrtes Thun meiden, und schärfte den Blick für das Leben. Sie lehrte ungleich mehr Lebensweisheit im allgemeinen, als nur einen Zweig derselben, die Moral. Zwar stieß die Form der Dichtung Hörer und Leser durch den gewöhnlichen Schlußsatz der Fabeln mit der Nase auf die aus der Fabel zu ziehende unvermeidliche Lehre, aber ein guter Kopf vermochte in einer guten Fabel Vieles zwischen den Zeilen zu lesen, und wie die Kupferstiche vor der Schrift werthvoller erachtet werden, als die späteren Abdrücke mit der Schrift, so möchte man vielen Fabeldichtern, Gellert nicht ausgenommen, gern die hinterdrein angehängte hausbackene Moral erlassen, und die Dichtung avant la lettre vor sich haben.

Nach Gellert und Lessing trat wieder Stille ein auf dem Gebiete der Fabeldichtung. Gellert, der Liebling der Nation, hatte in deren Bewußtsein den Sieg über alle Fabeldichter davon getragen, seine Fabeln erlebten eine Auflage nach der andern, und andere Dichter, welche sich noch auf dieses Gebiet wagten, wie Joh. Friedrich August Kazner, Joh. Gottlieb Willamov (Dialogische Fabeln), Gottl.

Wilh. Burmann, machten wenig Glück. Erst Gottlieb Conrad Pfeffel errang eine neue Palme als Fabeldichter; die Ader seiner Fabeldichtung sprang lebensfrisch, bisweilen benutzte er auch Sagenstoffe. Ebenso zeigte Ludwig Heinr. Freiherr von Nicolay für die Fabel entschiedenes Talent. Gleichzeitig dichteten noch Karl Friedrich Kretschmann, Heinrich Gottfried von Bretschneider und Joh. Georg Jacoby Fabeln, während wieder beliebte und berühmte Jugendschriftsteller, wie Pestalozzi, Campe und Bertuch dieses angenehme Mittel, auf junge Gemüther belebend einzuwirken, verschmähten. Gleiche Mißachtung erfuhr die Fabel von den hervorragendsten Geistesgrößen des Jahrhunderts. Weder die Sturm- und Drangperiode, noch die romantische Schule beachteten diesen Zweig deutscher Dichtung, und es blieb ihm überlassen, im Stillen fortzugrünen und andern Poesieformen, welche der empfänglichen Welt der Leser mehr zusagten, Raum zu gönnen.

Während die Fabel in keiner Weise mehr naturwüchsig Märchendichtung. sich aus dem Volke selbst erzeugte, und außer den in Schulen erlernten Stücken in ihm nicht umlief, glich sie in der That dem fremdartigen Mistelgewächs auf der Eiche der deutschen Literatur: angeflogen, nicht angepflanzt, benutzt, aber nicht angebaut, immer grün, aber ohne rechte Blüthe. Dagegen umrankte und umgrünte der Epheu der Sage kräftig den stolzen Baum, und das lebendige Märchen durchflog sein Gezweig in bunter Vogel-, Schmetterlings- und Libellengestalt. Längst waren die alten Mären vergessen, und das eigentliche Märchen, das Glück und die Freude der Kinderwelt, war eben frei und ungebunden, mindestens in kein Buch, wie die Vögel unter dem Himmel. In der Spinnstube, in der Kinderstube, bei sonstiger friedlicher Arbeit des Hauses, welche um einen Tisch die Bewohner

rief, da lebten im engen Geschwisterbunde Sage und Märchen, gingen von Munde zu Munde, erbten von Geschlecht zu Geschlecht sich mündlich fort, und lange Zeit dachte kaum ein Dichter daran, die bunten Vöglein einzufangen, und sie sich und Anderen zu Lust und Freude in der Stube zu halten. Und wie die so eigenthümlichen, grauelnden und gruselnden, wunderbar fesselnden Kindermärchen eigentlich entstanden sind, wissen wir nicht zu sagen.

Lange Zeit schwankten die Begriffe, schwankte die Feststellung des Unterschiedes zwischen Sage, Märe und Märchen, auf den wir Th. 1. S. 3 u. ff. bereits hingedeutet haben. Dieses Schwanken lag und liegt in der Natur der Sache, und die Sonderung läßt sich, wie mehr erwähnt, nicht immer leicht bewirken. Eine Fülle deutscher Sagen ist mit dem Mythus auf das innigste verbunden, eine Fülle deutscher Märchen nicht minder; mit letzterem, aber auch mit der Sagenwelt, sind Märchen so häufig und so nahe verwandt, wie Sagen mit Mythen. Und wieder steht das Märchen zur Fabel in einem gleichen Verhältnisse, ein Märchen kann auch als Fabel gelten, aber nur wenige Fabeln kann man Märchen nennen, mit Ausnahme der Thierfabel. Die Sage kann Mythe sein, und auch das Märchen kann in das Gebiet der Mythe eintreten, dagegen ist die Fabel niemals Mythe und niemals Sage.

Ungern wiederholen wir uns selbst, da aber einmal diese Schrift ausschließlich in volksthümlicher Weise Aufschlüsse über Mythus, Sage, Märchen und Fabel zu geben bestimmt ist, so können wir nicht umhin, auf allgemeine Grundlinien, die wir schon an andern Orten zu zeichnen, Anlaß hatten,*) hier nochmals Bezug zu nehmen.

*) Germania, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft

Wie nicht vermieden werden konnte, beim Mythus auch fremdländischer Götter-Elemente zu gedenken, und bei Sage und Märe die Muster mit zu erwähnen, die von Osten und Westen her genommen und in den Prachtteppich deutscher Dichtung eingewebt wurden, so müssen wir noch mehr und vorzugsweise beim Märchen das Morgenland, wie das europäische Abendland in Betracht ziehen. Das eigenste Wesen des Märchens ist das Wunder — das scheinbar Unmögliche und Unglaubhafte, meist in enge Beziehung zur Menschenwelt gesetzt, und der das Wunder bewirkende Zauber. Geht dieser Zauber von Göttern, von Geistern, von Elfen und Feen, Riesen und Magiern, Kobolden und Zwergen, Hexen und Ungethümen aus, so ist er mythisch, und da dies in den meisten Fällen geschieht, so ist die Verwandtschaft des Märchens mit dem Mythus die allerengste und allernächste. Denn was bliebe der Märchenwelt ohne den mächtigen und dabei geheimnißvollen Apparat des alten Mythus? Im Märchen ist Alles möglich, daß Thiere reden, daß Berge sich aufthun, daß Geister gehorchen; das Märchen macht euch zu Somnambülen, und reist mit euch durch Sonne, Mond und Sterne. Da das Märchen nirgends örtlichen Halt hat, so kann es das, und wir haben es deshalb schon öfter einen in Himmelslüften schwebenden, ruhe- und heimathlosen Paradiesvogel genannt. So lebt und schwebt es, bald ernst und Grausen erregend, bald zart und sinnig, bald schalkhaft und neckelustig, immer aber vom geheimnißvollen Reiz des Zauberhaften und Wunderbaren umgeben. Nennt ein Märchen ein bestimmtes Land,

---

der deutschen Nation. Leipzig 1852. Band 2. Lieferung 5. — Deutsches Märchenbuch von Ludwig Bechstein, Vorwort, namentlich zur 12. Auflage. Leipzig 1853.

einen Ort, oder eine Zeit — so verliert es schon das Zauberwort, gleich jenen Peri's der Persermythe, durch welches es zum Himmel zurückgetragen wird, und bleibt am Boden haften, es wird dann alsobald Sage. Sehr schön hat dies J. Grimm mit den Worten ausgedrückt: D. M. 2. Ausg. Vorrede S. XIV. Das märchen fliegt, die sage geht, das märchen kann frei aus der Fülle der poesie schöpfen, die sage hat eine halb historische beglaubigung. Wie das märchen zur sage, steht die sage selbst zur geschichte, und, lässt sich hinzufügen, die sage selbst zu der wirklichkeit des lebens. — Der alte mythus aber vereinigt gewissermassen die eigenschaften des märchens und der sage, ungehemmt im fluge vermag er zugleich örtlich sich nieder zu lassen.

Ja, das Märchen fliegt, dies weiß und sagt uns schon die harmlose Kinderwelt, wenn ein Häuflein Kinder zusammen kauert und sich Märchen erzählt, und ein Kind mit seiner Erzählung zu Ende ist, so ruft es:

„Und damit ist mein Märchen aus,
Und fliegt auf meines Nachbars Haus!"

Worauf ein anderes Kind ein neues Märchen zu beginnen hat.

Kindermärchen. Und dies führt uns von selbst in den harmlosen Kreis des Kindermärchens ein, das sich ganz allmählich, unmerklich und doch unmittelbar ausgebildet hat. Denn das ächte und rechte Märchen ist nur das Kindermärchen. Die ausgesponnenen Liebesmärchen des Orients sind schon Novellen, da ja die Novelle das Wunder und das Gebiet des Zaubers nicht ausschließt; ebenso gehört das märchenhafte Element in manchen Volksbüchern, wie z. B. das unschätzbare Schloß in der Höhle Xa Xa, dem Kreise der Novellendichtung an. Zwar darf auch ein Märchen lang sein, nur nicht langweilig, besser aber ist es kurz und nicht in die Breite gezogen. Es muß sein Vortrag einfach sein,

sein Styl gleich fern von Schwulst, Pathos, Blümelei und Weinerlichkeit; frei von romanhafter Verwickelung und Einschachtelung — das deutsche Märchen weist unbedingt die Episode von sich ab.

Bevor wir zu diesen einfachen, schlichten, dabei aber dennoch wundersamen, und zugleich herzigen, gemüthlichen Kinder- und Hausmärchen gelangen, ist noch Manches über die ganze Literaturwelt der Märchen überhaupt, und über das sogenannte Volksmärchen zu sagen, welches lange ein überaus schwankender, nicht recht sicherer und feststehender Begriff blieb, weil man bald Novellen, bald Sagen, bald Abenteuer Volksmärchen zu nennen begann und beliebte.

Ziehen wir dem Ursprunge des Märchens nach, so finden wir es in den Poesiequellen der Frühzeit. Es ist nur ein Paradies, dem die vier Ströme des Mythus, des Märchens, der Sage und der Geschichte entspringen, es ist nur ein heiliger Urdrborn der Vergangenheit, aus dem alles poetische Leben der Menschheit und der Menschenalter hervorbricht. Kindermärchen und Fabel gehören der Kindheit, sie versinnbilden sie gleichsam, denn zu dem Kinde reden Thiere und Kinder reden zu Thieren, und erwarten Antwort von ihnen. Selbst in Sagen reden Kinder zu Schlangen. Andersen läßt in einem seiner Märchen ein Kind ausrufen: Mutter, was werden die Hunde sagen, wenn sie mein neues Kleid sehen! Parabel und Gleichniß stehen schon eine Stufe aufwärts, sie stellen die Flügelkleidzeit der ersten Schuljahre dar, in denen das Kind belehrt wird, wie es an schlimmen Beispielen Gutes lernen soll, nicht stehlen, wie der diebische Rabe, nicht schmutzig sein, wie das Schwein, welches — wie ein guter Lehrer den Kindern erklärte — das Thier ist, das seinen Namen mit der That trägt. Lehrte doch schon die heilige Schrift: „Gehe hin zur Ameise,

du Fauler, siehe ihre Weise an und lerne.“ Dies deutet nach dem ethischen Werth und Nutzen der Fabel- und Märchendichtung hin, den wir später zu erörtern haben. Spinnen wir das begonnene Gleichniß fort, so tritt nach zurückgelegter Kinderzeit die Sage in ihr Recht, sie ist die poetische Jugend voll Minne und Abenteuer, daher auch der aufwachsenden Jugend besonders lieb, während der Ernst der Geschichte dem reiferen Alter am meisten zusagt, und endlich hohes Greisenalter an der Hand der Erinnerung in den Kindergarten zurücktritt, wo fast das ganze zurückgelegte Leben wieder als Märchentraum erscheint.

Märchen, Fabel und Parabel, wie sie gleichzeitig dem Morgenlande entsprangen und nach Europa kamen, lassen sich nicht streng scheiden, mindestens würde die versuchte Sonderung völlig zwecklos sein. Was die Stoffe der märchenhaften Fabeln des Bidpai oder Pilpai, auch Kalila ve Dimna genannt, betrifft, so wurde ihrer schon gedacht; sie bildeten die Unterweisung (Hitopadesa) der Inder, und die Erzählungen des Braminen Sindbad, oben S. 67 erwähnt, waren gleichem Grund und Boden entwachsen. Aus diesen Werken schöpften die abendländischen Novellendichter, Italiener und Franzosen; letztere waren unerschöpflich in Hervorbringung von Fabliaux und Conte's, besonders bauten sie mit Vorliebe das Feenmärchen an, nächstdem das moralische Märchen, zu Nutz und Frommen der lieben Jugend. Von den Italienern bearbeiteten Boccaccio und nach ihm Giovan Franzesco Straparola theils orientalische, theils selbst erfundene Märchenstoffe in Novellenform, und eine der Novellen des Letztgenannten hat den köstlichen Stoff zum Märchen vom gestiefelten Kater geliefert.

Leider spannen die Franzosen die Märchenstoffe zu Märchenromanen aus, so daß sie weder ächte Volksmärchen,

noch ächte Kindermärchen wurden oder blieben, und gaben dadurch der deutschen Nachahmungssucht das übelste Beispiel.

Das Feenmärchen hat durchaus keinen deutschen Charakter. Wie Name und Begriff der Feen sich gebildet haben, wurde Th. 1. S. 6 mitgetheilt. Der Mythus des Morgen- wie des Abendlandes hatte sich dämonische weibliche Wesen geschaffen, welche Trägerinnen jenes uralten Dualismus des guten und bösen Princips waren. Der Osten hatte die Ueberfülle der Dews, Peri's, Dschinnen, Engel, der Westen jene der Elfen, Trollen, Zwerge und Unterirdischen, ebenfalls in gute und böse zerfallend, und Südeuropa, Italien, Frankreich und die pyrenäische Halbinsel erschufen sich die Welt der Feen. Im ächt deutschen Märchen der späteren Zeit sind es immer nur Waldfrauen — und wenn dieselben als böse gedacht und geschildert werden, Hexen, welche die Rollen übernehmen, die in südabendländischen Märchen die Feen spielen. Diese Waldfrauen, die im deutschen Märchen so wichtig auftreten, sind der letzte Nachhall altgermanischer Mythe, sind entweder Holden oder Unholden, guten oder bösen Zauber übend. Feenmärchen.

Das Märchen, indem es durch den Volksmund von einer Generation zur andern übertragen wurde, mithin Volksmärchen war, fand lange Zeit hindurch in der deutschen Literatur keinen Anbau, außer dem, was von Märchenstoffen in den Volksbüchern sich barg, und was Adam Olearius in seinem „Persischen Rosenthal" dem Osten entnommen. August Bohse, genannt Talander, schrieb viele Romane und Novellen, und unter andern auch 1001 Nacht, 1001 Tag — ohne richtiges Verständniß der Märchenpoesie vom heutigen Standpunkte der Beurtheilung. Volksmärchen.

Christoph Martin Wieland schuf aus der alten Ritter-

märe von Hüon von Bordeaux sein allbeliebtes Meisterwerk „Oberon", und behandelte auch sonst noch Märchenstoffe, doch mit so vieler Zuthat eigener Phantasie, daß ihre ursprüngliche Färbung verloren ging. Ihm folgte unmittelbar Johann Karl August Musäus mit seinen „Volksmärchen der Deutschen" und errang sich mit ihnen zu seiner Zeit eine wohlverdiente Palme. Durch und durch Gemüthsmensch, erschien er als der glückliche Finder der Wunderblume, der Wiederfinder und Wiedererwecker des verloren gegangenen Märchens, wenn auch, was er Märchen nannte, nicht eigentlich Märchen sind. Das vor Allem ist sein großes Verdienst, daß er das Wort Märchen zuerst in so schöner Verbindung mit dem Volke gebrauchte, in einer Zeit, wo das Wort Volk noch keine hohe und edle Geltung hatte, wo die vornehme Welt sich unter Volk nichts dachte, als die verachtete, gemeine, niedere Schicht der Bevölkerung, und daß Musäus seine Begabung nutzte, die gebildete Welt für die reichen Stoffe deutscher Sage wieder empfänglich zu machen, was ihm in hohem Grade gelang, denn das bezeugen die Schaaren der Nachahmer, die er fand, und die zahlreichen späteren Auflagen seiner Volksmärchen. Durch sein Verdienst, durch den errungenen Beifall und durch die Wahl seiner Stoffe, die uns wichtig sind, ganz abgesehen von einer kritischen Würdigung seiner Bearbeitungsweise, — die sowohl für die Sage, wie für das Märchen nach italienischen und französischen Vorbildern gewählte novellistische Form — verdient Musäus, daß wir nicht flüchtig an ihm vorbeigehen. Er verdient es, weil er als Märchendichter Epoche machte, ohne daß er Märchen schrieb.

Man führt gewöhnlich an, Musäus habe sich die von ihm bearbeiteten Volksmärchen von alten Weibern oder von Invaliden beim Qualm der Tabakspfeife erzählen lassen.

Vielleicht hatte er dies selbst geäußert, und sehr wahrscheinlich ist es, daß er, wie am Ende Jeder thut, dem es Ernst ist, dem Volke selbst seine Sagen abzulauschen, sich bisweilen dieses Mittels bediente; allein die würden sehr irren, welche unbedingt glaubten, die Reihe dieser oft sehr lang ausgesponnenen, sehr verwickelten Novellen sei ihrem Verfasser aus dem Munde des Volkes wirklich und in Wahrheit überliefert worden. Weder das Volk um Jena, wo Musäus geboren wurde und studierte, oder um Eisenach, wo er als junger Candidat des Predigtamtes den damals schrecklichen Fehler beging, auf der Kirmes zu Fischbach einmal zu tanzen, noch das um Weimar, wo er als Pagenhofmeister und Professor lebte, lehrte und starb — konnte eine Kunde haben von dem altfranzösischen Rittergedicht über Rolands Knappen, wußte wol kaum mehr als Handwerksburschenüberlieferungen vom Rübezahl, wußte nichts von der Insel Rügen, nichts von der Böhmenkönigin Libussa, nichts von Ulrich mit dem Bühel, und vielleicht nur die Schwanenjungfrauen-Sage, die Musäus „Der geraubte Schleier" überschrieb, sowie die Sage vom zweibeweibten Gleichen-Grafen, die im Thüringer Volke lebt, mochte er mündlicher Ueberlieferung, doch auch nur theilweise, danken.

Musäus besaß viele Bücherkenntniß und verstand sehr gut, sich Schriftquellen zu suchen, die ihm ungleich besser dienten, als alte Spinnfrauen und schmauchende Invaliden. Betrachten wir die 14 sogenannten Volksmärchen, denn mehr sind es nicht, etwas näher.

1. „Die Bücher der Chronik der drei Schwestern" ist nach dem Pentameron des Dichters Giambattista Basile, einer der besten italienischen Märchensammlungen des 17. Jahrhunderts, gearbeitet. Der Dichter, der um 1637 starb,

schrieb ganz in der von Musäus glücklich nachgeahmten, und dem Geschmacke seiner Zeit ziemlich lange zusagenden, witzelnden und ironisirenden Weise, mit der vorwaltenden Neigung, Sitten und Unsitten zu geisseln. Musäus mischte seiner Umarbeitung vieles Eigene ein, wobei er sich bis zum slavischen Mythus verstieg, und aus dem Tschernobog, dem schwarzen Gotte, einen Serbenfürsten Zornbock formte. Das Märchen heißt im Pentameron Basils: Die drei Könige, und ist dort einfacher und edler erzählt.

2. „Richilde", nach Brabant verlegt, ist das Märchen vom Schneewittchen, widerwärtig modernisirt und der Anmuth des einfachen Märchens völlig entkleidet. Unter der Aufschrift: „Die Küchenmagd", steht das Märchen ebenfalls in Basils Pentameron.

3. „Rolands Knappen." Dieser Stoff ist dem schon oben erwähnten Volksbuche entnommen und des Breiteren nacherzählt.

4. „Legenden von Rübezahl." Die hier sehr ungebunden waltende Phantasie des Dichters entnahm ohne Zweifel die Mehrzahl dieser Stoffe nicht dem thüringischen Volksmunde, sondern dem oben S. 68 angeführten Volksbuche und dem Prätorius. Daß M. den Geist des Gebirges stets einen Gnomen nennt, muß die beschränkte Anschauungsweise der Zeit des Dichters entschuldigen. Die südländische Eintheilung der Elementargeister in Salamander, Silfen, Undinen und Gnomen, ist dem deutschen Wesen ganz fremd, ist nur angenommen worden, aber nicht eigen, trotzdem, daß Matthisson sie besang, und Goethe sie im Faust in der Beschwörungsscene anwandte. Rübezahl ist kein Gnom, auch kein Kobold, wie Hinzelmann oder Hütchen; er steht höher, riesenhafter, dämonisch gewaltiger da. Gleichwohl ist die Mehrzahl der Rübezahlsagen von Musäus

anmuthig und allerliebst, selbst bisweilen rührend erzählt.

5. „Dämon Amor." Die hier behandelte Märe vom mächtigsten aller Dämonen, als solcher schon von der antiken Welt anerkannt, hat mindestens ebensoviel sagen- als märchenhafte Färbung; sie spielt an der Ostseeküste, und die ganze Anlage derselben verräth keinen volksthümlichen Ursprung.

6. „Liebestreue" scheint, was den Stoff betrifft, einer Chronikensage entnommen. Auch dieser Novelle gab der Dichter einen örtlichen Spielraum, und entrückte sie damit dem Kreise des Märchens völlig.

7. „Stumme Liebe." Der Sagenstoff von dem die Besucher eines einsamen Schlosses barbirenden Gespenst, der vielfach benutzte von einem durch den Traum eines Andern kundbar gewordenen und gehobenen Schatze, und örtliche Anklänge an Bremische Sagen, wie die ausdrücklich erwähnte von der Bürgerweide (D. Sagenb. 306), sind in dieser Novelle glücklich zu einem Ganzen verwebt, das ein halbes Bändchen füllt.

8. „Libussa." Bei dieser Erzählung giebt der Verfasser selbst seine Quellen an, die böhmische Geschichte des Johannes Dubravius und das Werk des Aeneas Sylvius: „Geschichte vom Ursprung und den Thaten der Böhmen." Anziehend ist, daß auch in den böhmischen Libussa-Sagen das weiße Roß oder der Schimmel eine Rolle spielt (vergl. Th. 1. S. 117). Ein solches Roß ritt die mythische Böhmenkönigin Libussa, und es ging später ihren Boten Pfad zeigend voran, die ausgesendet waren, den künftigen König zu suchen. Auf schneeweißen Rossen reiten die Ritter des Berges Blanik in der schönen böhmischen Sage, die der deutschen Kiffhäusersage nahe verwandt ist.

9. „Der geraubte Schleier“ ist eine örtliche Ueberlieferung aus der Gegend von Zwickau, eine neumodisch-romanisirte Schwanjungfrauensage, aus allerlei Elementen zusammengewebt, viel zu verwickelt, um dem Glauben Raum zu geben, sie könne so im Munde des Volkes umgehen. Das Zwickauer Stadtwappen aber scheint nach ihr hinzudeuten.

10. „Die Nymphe des Brunnens“ zeigt, wie auch die vorige Erzählung, nach dem sagenreichen Schwabenlande, und ist ein sehr schöner Stoff, der an manche andere Nixensagen erinnert; aber der Verfasser entfernt sich so sehr aus dem Gebiete der Märchenwelt, daß er sogar dem schwäbischen Bunde eine Rolle in dieser Erzählung zutheilt, während andererseits der märchenhafte Zug des Dienens der Tochter eines edeln Hauses, diesesmal eine freiwillige Aschenpuddel, der Dichtung anmuthigen Reiz verleiht. Eine böse Schwiegermutter, die in so vielen Märchen und Sagen ein stehendes Rollenfach bekleidet, vollendet das Bild, und eine von dieser bestochene ruchlose Amme schwitzt in gehitzter Badestube nach des Verfassers eigenem Ausdruck „ihre schwarze Seele aus.“

11. „Der Schatzgräber.“ Wieder örtliche Sagemäre, deren Beginn nach Rothenburg an der Tauber verlegt ist, dann zum Brocken führt, und uns in dem wilden Mann auf den Harzgulden den Geist des Harzgebirges erblicken lehrt, den wilden Mann, der wieder an Rübezahl, wie an die Riesen und wilden Frauen des Untersberges erinnert. Anmuthig wird die Gewinnung der Springwurzel geschildert.

12. „Die Entführung“ nennt der Verfasser selbst eine Anekdote. Die Handlung ist auf das Schloß Lauenstein im Thüringer Walde verlegt, und die Zeit derselben ist der

dreißigjährige Krieg. Liebe und Geisterspuk bilden die Grundelemente des unbedeutenden Stoffes, der vielleicht örtlicher Sage entnommen ward, aber im Ganzen ziemlich unbekannt sein dürfte.

13. „Ulrich mit dem Bühel." Die Erzählung beginnt märchenhaft mit großer Noth einer edlen Frau in tiefer Waldeinsamkeit, der ein altes Waldweib Gastfreundschaft erzeigt, welches zugleich im Besitz eines Huhnes ist, das goldene Eier legt. Dann spielt sich der Gang der Handlung nach Bamberg u. s. w. und wird ganz modern erzählte Rittermäre, der der Anhauch des Geschmacklosen nicht abgeht, welcher alle jene sogenannten Volksmärchen der Deutschen, Sagen der Vorzeit u. dgl., die man mit und bald nach Musäus in die Welt sandte, charakterisirt.

14. „Melechsala" endlich ist die ebenfalls in der einmal sich angeeignet habenden Manier des Verfassers erzählte Sage vom Grafen Ernst zu Gleichen und seinen zwei Frauen, deren Stoff die thüringischen Chroniken enthalten, und die besonders in Sagittars Historie der Grafen von Gleichen sehr ausführlich mitgetheilt ist. Der Verfasser webt auch die schöne Sage von den Rosen der heiligen Elisabeth von Thüringen ein, welches Wunder er mit folgenden hochpoetischen Worten schildert, die als Probe der Weise dienen mögen, wie er und seine Zeitgenossen solche Stoffe auffaßten, behandelten und wiedergaben.

„Laß sehen, was du trägst, sprach der gebieterische Eheherr (Landgraf Ludwig der Heilige) und riß mit Ungestüm der Zagenden die Schürze weg. Das schwache Weib konnte sich gegen diese Gewaltthätigkeit nur zurückweichend vertheidigen: Thut doch gemach, edler Herr, gegenredete sie, und erröthete vor Schaam, daß sie vor ihrem Hofgesinde auf einer Lüge sollte befunden werden. — Aber o Wunder

über Wunder! das corpus delicti hatte sich wirklich in die schönsten aufblühenden Rosen verwandelt; aus den Semmeln waren weiße, aus den Schlackwürsten purpurfarbene, und aus den Eierkuchen waren gelbe Rosen worden. Mit freudigem Staunen nahm die heilige Frau diese Verwandlung wahr, wußte nicht, ob sie ihren Augen glauben sollte, denn sie hatte selbst ihrem Schutzheiligen so viel Politesse nicht zugetraut, zum Vortheil einer Dame ein Wunder zu bewirken, wenns darauf ankommt, einen strengen Ehemann zu hintergehen und eine weibliche Nothlüge bei Ehren zu erhalten."

(Der Landgraf schnauzt nun sein Hofgesinde an, das Elisabeth bei ihm, wie er glauben mußte, verläumdet hatte.)

„Hierauf nahm er eine der Rosen, und steckte sie zum Triumph der Unschuld auf den Hut. Die Geschichte meldet aber nicht, ob er den folgenden Tag eine verwelkte Rose oder eine Schlackwurst darauf fand."

So schrieb der Weimaraner Musäus über die gefeierte Ahnherrin seines Fürstenhauses und that damit „den Besten seiner Zeit" genug, errang der Zeitgenossen fast ungetheilten Beifall, und wurde zwar nicht von den Astronomen unter die Gestirne, aber doch von mehr als einem der Leute, welche den Büchermarkt versorgen, unter die sogenannten deutschen Classiker versetzt. Aber wie gesagt, wenn man sich auch von dieser Classicität des Styls und der Behandlungsweise verletzt abwenden muß, das Verdienst bleibt Musäus unbestritten, glücklich und erfolgreich angeregt zu haben. Seine Volksmärchen, die keine waren, erschienen 1782. Im Jahre 1787 kam in Erfurt von einem ungenannten Verfasser ein anspruchloses Büchlein heraus, betitelt: Kindermärchen aus mündlichen Erzählungen gesammelt. Dies war unseres Wissens der erste Beginn, das deutsche Kin-

dermärchen auf heimischem Boden anzubauen, denn einige früher erschienene Ammen- und Feenmärchen waren nur Uebertragungen aus dem Französischen. Der Styl freilich war noch ungelenk, der Inhalt: „Das Vögelchen mit dem goldenen Ei"; „Weißtäubchen"; „der treue Fuchs"; „Königin Wilowitte mit ihren zwei Töchtern" — bot Stoffe, die mit Ausnahme des zweiten, andern jetzt mehr bekannten Märchen verwandt waren.

Um dieselbe Zeit wirkte für Sagenstoffe Heinrich August Ottokar Reichard durch seine „Bibliothek der Romane", Riga 1778 bis 1797, in Deutschland auf das anregendste ein, und trug neben seinen übrigen verdienstlichen Schriften wesentlich dazu bei, Sinn und Vorliebe für diesen Literaturzweig wach zu erhalten. Er schrieb auch sein selbstständiges Märchen „Blauauge." — Reichards Romanbibliothek war dem Plane der in Paris zu jener Zeit erscheinenden Bibliothèque universelle des Romans nachgebildet, und sollte neben anderen Stoffen und den Uebersetzungen moderner Romane des Auslandes auch alte Prosaromane der eigentlich romantischen Periode theils ganz, theils im Auszuge bringen, die damals, so zu sagen, fast völlig vergessen waren. Reichard schied Ritterromane, Volksromane, deutsche Romane, ausländische Romane und Episoden aus größern Romanen, und wir erwähnen seiner an dieser Stelle gern als Zeitgenossen der Männer, die, von gleichem Sinne beseelt, die Poesie der vaterländischen Vorzeit, wie Märe und Sage beachteten, liebten und pflegten.

Mit Hinweglassung alles Neueren und manches nichtsnutzigen Ausländischen führen wir indeß vom Inhalt seiner Sammlung nur die Stücke an, die für unsern Zweck werthvoll erscheinen.

Der erste Band gleich brachte in einfachen Umrissen

die Artussage und die Faustsage, der zweite ebenso den Wigaleis vom Rade, nach dem Volksbuche von 1563, und den Eulenspiegel; der dritte enthält Lanzelot vom See, die Schildbürger und Markgraf Walter. Den vierten Band der Romanbibliothek eröffnet die Sage von Karl dem Großen und seinen zwölf Palatinen, es folgte, nur kurz besprochen, Ogier aus Dänemark und dann Doolin von Mainz. Im folgenden Bande wird Ogier von Dänemark mitgetheilt, und ein Bericht über die Edda gegeben. Im sechsten Bande begegnen wir den Haimonskindern, finden aber nur deren Vorgeschichte, den Roman von Maugis und Vivian; daran reiht sich Herzog Ernst und das Buch Scherz mit der Wahrheit, das ein buntes Durcheinander von Rittermären, Anekdoten und Fabeln in sich birgt, dabei unter andern auch die Märe vom diebischen Wirth und dem Kriegsmanne, dessen Fürspräch (Anwalt) der Teufel selbst wird (D. Sagenb. 372).

Der siebente Band der Reichardschen Romanbibliothek bringt nun die Haimonskinder und einen berichtlichen Auszug der Mörin Hermanns von Sachsenheim, nach einem Wormser Druck von 1538; in dessen Eingang der Verfasser bemerkt, daß alle Maschinen dieser romantischen Dichtung aus den Volkssagen Deutschlands genommen sind, da Eckart, der Venusberg und der Tannhäuser darin auftreten. Es folgt im achten Bande Bliomberis aus dem Artussagenkreise und eine Ueberarbeitung (Umschaffung sagt der Herausgeber) des Volksbuches vom ewigen Juden, dann ein Auszug des gereimten Volksbuches von Heinrich dem Löwen, die nach dem verloren gegangenen älteren Gedicht über diesen Helden hinweist. Dieser Beitrag rührt von Vulpius her. Band 9. bringt eine Episode aus dem

Artussagenkreise: Der Falke, die Fortsetzung des ewigen Juden (breit gesponnene, ungenießbare Phantasiegeschichte) und einen Bericht über Reinecke Fuchs. Der zehnte Band enthält den ersten Theil des Palmerin von Oliva, dessen oben S. 65 gedacht ist, und eine zweite Fortsetzung des leidigen ewigen Juden, der eine dritte im eilften Bande, so wie der Schluß des Palmerin folgte. Der Inhalt des zwölften Bandes ist unwesentlich für unsere Betrachtung, doch wird endlich die Geschichte des unerquicklichen Juden in derselben zu Ende geführt. Im dreizehnten Bande wird der Inhalt des Volksbuches vom gehörnten Siegfried etwa in dem Tone von Musäus geschildert; auch dieser Beitrag rührte von Vulpius her. Den vierzehnten Band beginnt eine Episode aus dem Perceforest, Ritter Löwennel, und bringt darin noch einen Auszug des Volksbuches von der schönen Magelone, nach einer französischen Ausgabe von 1480, die „ein Roman" genannt wird, „der unter den Romanen seines Zeitalters so gut seine Rolle spielte, als bei uns Werther, Siegwart, Agathon und andere mehr." Wieder von Vulpius.

Der funfzehnte Band brachte: Die Wanderungen Ritter Rolands, ohne alle Quellenangabe, dann folgt die Ueberschrift des Volksbuches der sieben weisen Meister, aber statt das deutsche Volksbuch zu erläutern und im Auszug zu geben, folgt: Die Sultanin von Persien und die Wesiere (sic).

Den sechzehnten Band eröffnet Ritter Veit nach einem späteren französischen Ritterromane, dann folgt der Finken-Ritter, den der Herausgeber sehr richtig als „Spottroman" bezeichnet, eine „Mode-Lectüre unseres Vaterlandes, in dem Zeitalter des dreißigjährigen Krieges" — und ihn nur als Probe des Geschmackes jener Zeit aufge-

nommen hat. Die Fülle des in diesem seltsamen Volksbuche zusammengedrängten Stoffes ist wieder in einzelne Lügenmärchen auseinander gegangen und es ist das bekannte vom Blinden, der den Hasen laufen sah, den der Lahme erläuft und der Nackte in den Busen schiebt, auch dabei. Am Schlusse folgt noch „Das Körbchen" ein ächt arabisches Märchen, in welchem der Vogel Simurg oder Anka eine Rolle spielt.

Im siebzehnten Bande wird der Schluß des Ritters Veit gebracht, dem sich das Volksbuch anreiht: Das bis an den jüngsten Tag währende Elend, welches oben S. 78 erwähnt ist, und welches der Herausgeber einen „Roman" nennt, dann folgen Ergänzungen zum Buche „Schimpf und Ernst" nach einer älteren Ausgabe.

Auch der achtzehnte Band beginnt wieder mit einem minder bekannten Ritterromane: Ritter Gazul von Granada, dann folgt eine Schilderung der Hauptpersonen des Heldenbuches unter der Aufschrift: Deutsche Helden der Vorzeit, und so lernte die damalige Lesewelt, die kaum wußte, daß ein Heldenbuch auf der Welt war, doch mindestens etwas von diesem Nationalschatz kennen. Auch giebt der Herausgeber mit demselben Gefühl Proben des Romangeschmackes in Deutschland sechzig Jahre vor seiner Zeit, mit dem wir, mit wenigen Ausnahmen, auf die Hervorbringungen blicken, welche zu seiner Zeit die Lesekreise befriedigten und entzückten. Und wieder nach sechzig Jahren wird unser Styl, unsere Ausdrucksweise und unsere nie zur festgestalteten Regelung kommende Rechtschreibung den Nachkommen ebenso ein mitleidiges und bescheidentlich überhebendes Lächeln abnöthigen.

Der neunzehnte Band schließt den Ritter Gazul und bringt den Ritter Pontus nach einer gewöhnlichen Volks-

ausgabe. Aus der Mittheilung wird ersichtlich, daß das „Buch der Liebe" dem Uebersender, Vulpius, unbekannt blieb.

Die beiden letzten Bände der Bibliothek der Romane: der zwanzigste und einundzwanzigste, haben wenig Anziehendes mehr, doch suchte ein Volksbücherverzeichniß, darin auch Würfel-, Glücksrad- und Räthselbüchlein, ebenso Fabeln rc. aufgeführt sind, die Erinnerung an den nationalen Bücherschatz in Volkshänden aufzufrischen. Den Schluß der Stücke deutschen Elementes macht ein Aufsatz von Vulpius: Tannhäußer und der treue Eckart, nach Prätorius' Blocksbergs-Verrichtungen; aus diesen wird auch das Tannhäuser-Lied mitgetheilt, und dann Bezug auf Agricola genommen. Nichts Neues und nichts eigen Beigebrachtes, keine Ansicht, keine Forschung. Man gewahrt, wie der Stoff und der Athem ausging, und die Roman-Bibliothek fand mit diesem Bande ihr Endziel. Die Uebersicht ihres Inhaltes, so weit er sich auf deutsche Volksbücher und Volkssagen bezieht, wurde nur deshalb hier eingeschaltet, weil in dieser Periode der Drang wieder lebhaft rege wurde, diese Stoffe mit poetischen Zuthaten reichlich versehen, bald als Volkssagen, bald als Volksmärchen zu bearbeiten und sie so in manchesmal bis zur Unkenntlichkeit veränderter Gestalt auf den Büchermarkt zu bringen. Ob ein Autor damaliger Zeit sein Buch, wie Veit Weber (Wächter) „Sagen der Vorzeit", oder wie Benedicte Neubert: „Volksmärchen der Deutschen", oder wie Gerrle: „Volksmärchen der Böhmen" nannte, das galt den Autoren völlig gleich, und ebenso ihrem Publikum. Wächter sprang völlig willkürlich mit seinen Stoffen um. Frau Benedicte Neubert, in jeder Hinsicht achtungswerth, zeigte sich darin als Musäus Nachahmerin, daß sie auch eine „Legende von Rübezahl" schrieb, doch ist

ihr Styl viel edler, reiner und feiner; sie brachte unter den Titeln: „Erlkönigs Tochter", „die Hamelnschen Kinder oder das Mährchen vom Ritter St. Georg", „Ottilie", „Die Legende von St. Julian", „Jungfernsprung und Roßtrab", und „die weiße Frau", bekannte Sagenstoffe in anmuthige Novellenform, die ebenfalls Alles waren, nur keine Märchen. Die besten Dichter jener Zeit unterschieden noch nicht Sage und Märchen, daher sang Bürger getrost, als er die Sage vom Abt von Kantelbury auf den Abt von St. Gallen übertrug: „Ich will euch erzählen ein Märchen gar schnurrig." Die Hainbunddichter alle hatten vielen Sinn für das Romantische, daher pflegten sie mit Eifer Romanze und Ballade, gossen mannichfache Sagenstoffe mit mehr oder minderem Glück in die Formen der Metrik, aber das Märchen pflegten sie nicht. Goethe hätte vermocht, sich desselben mit Liebe anzunehmen, sein „Knaben-Märchen" in „Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit" giebt davon vollgültiges Zeugniß. Es blieb minder hervorragenden Talenten überlassen, Märe und Sage fortzupflanzen und fortzupflegen, und dazwischen trat auch wieder mancher Hinweis nach den alten Heldengedichten und Volksbüchern in die Literatur, so Alxingers Doolin von Mainz und Bliomberis. Faust wurde vielfach dramatisirt, und neben dem ersten Theile des Goetheschen trat Johann Friedrich Schinks dramatische Phantasie: „Johann Faust", in 2 Theilen, am poetisch-bedeutsamsten hervor. Die Sage von Hans Heiling bearbeitete der fruchtbare Romanschriftsteller Christ. Heinrich Spieß; ein nicht minder fruchtbarer Zeitgenosse, Ludwig Adam Franz Joseph von Baczko, brachte, doch viel später, drei Theile Legenden, Volkssagen u. s. w. zu Markt, auch der beliebte Ludwig Theobul Kosegarten schrieb „Legenden", und August Heinrich Julius Lafontaine

brachte unter seinen zahlreichen und lange Zeit äußerst beliebten Romanen ebenfalls „Sagen aus dem Alterthume". Christian August Vulpius baute fleißig die betreffende Literatur an und zeigte ungemein viele Liebe für ihre unvergänglichen Stoffe, die er in seinen Zeitschriften: „Die Vorzeit", 4 Theile, und „Curiositäten der physisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt (ein Buch, an dem nichts langweilig ist, als sein Titel), 12 Bände, ansammelte und niederlegte. Er schrieb auch eine „Hulda" und eine „Truthina", in die er thüringische Sagenstoffe einwebte, und endlich auch „Ammenmärchen", die wol größtentheils mündlicher Ueberlieferung nachgeschrieben wurden. Eins behandelt, obschon sehr verändert, den seltenen Stoff, den unser Märchen „Der Hasenhüter" im deutschen Märchenbuche behandelt, nächstdem sind Anklänge von dem Märchen „vom Wasser des Lebens" und dem von der „weißen Schlange", Nr. 97 und Nr. 14 der Grimmschen Sammlung, darin enthalten. Ein zweites ist die Sage von des Königs Abenteuer (D. Sagenb. 444), welche allerdings märchenhafte Färbung hat, aber von uns nicht nach Vulpius mitgetheilt, sondern örtlich aufgefunden wurde. Einige, aber nur einige Anklänge an diese Sage sind im Märchen 136 der Grimmschen Sammlung wahrzunehmen.

Fortzeugend und fortgestaltend traten nun Märchen- und Sagenbücher neben- und mit einander, oft geschwisterlich verschlungen, mehr und mehr zu Tage. So „Volksmärchen aus Thüringen", von Fr. Wilh. Möller, o. O. 1794 mit einem Vorgedicht: An den Geist des unsterblichen Musäus, der ein „Barde" genannt wird. Den Inhalt bilden: Hörselbergsspende und die silberne Braupfanne. Ferner „das Märleinbuch für meine lieben Nachbarsleute." 2 Bändchen. 1799, dessen Herausgeber sich Peter Kling nannte,

und sonst unbekannt blieb. Derselbe gab unter dem Namen Gevatter Johann auch „Wintermärchen" heraus. Der Autor benutzte Sagen- und Märchenstoffe zu gleicher Zeit, die sich in andern Büchern wiederfinden.

Ohne Namen des Verfassers erschienen 1800 in Eisenach 4 Bändchen „Volkssagen." Der Verlagsort, wie die Wahl der Stoffe deutet darauf hin, daß der Urheber ein Thüringer war, und sein obschon ganz leidlicher Styl kennzeichnet ihn ebenfalls, gleich Möller, als einen Nachahmer von Musäus. Der erste Theil beginnt mit der Sage: „Das wüthende Heer" und der Schauplatz ist zunächst nach Mühlhausen verlegt. Die Eckart- und Tannhäusersage nebst dem Tannhäuserlied wird beigebracht; im folgenden Stück ist die Sage vom Oldenburgischen Horn novellisirt, im dritten „Das Bergschloß" ist die anziehende Sage behandelt, welche die Brüder Grimm in ihre deutschen Sagen Th. 1. S. 146 aus dieser Quelle aufzunehmen würdigten. Der zweite Theil beschäftigt sich mit dem Kiffhäuser-Schloß, mit der Saalnixe bei Naumburg, und dem verfluchten Jungfernloch bei Eisenach, endlich selbst mit Rübezahl, doch sind es meist nur die Persönlichkeiten oder Oertlichkeiten, die anziehen, und der alle Sage verwässernde Inhalt stößt nur ab. So ist es auch bei der im dritten Bändchen auftretenden Frau Holla der Fall. Dabei verfällt der Verfasser nicht selten in die Manier, zu dialogisiren (so wie Schlenkert), eine Manier, die nichts weniger als zusagend ist. Im letzten Bändchen wird neben andern Phantasiegemälden sogar die Legende von den Sieben-Schläfern aufgetischt.

Ungleich besser als alle diese vergessenen Bücher zeigten sich die „Volkssagen von Otmar." Bremen 1800. Es war die erste gediegene Sagensammlung aus dem alten Hartingau (dem Harzgebiete), voll klarer Einsicht in das Wesen

der ächten Sage, und wir kommen gern später auf dieses wichtige Buch zurück.

Im Jahre 1801 erschienen „Feen-Märchen" in Braunschweig, welche aber nicht ausschließlich solche waren, sondern, doch auch nur theilweise, ächte deutsche Kindermärchenzüge enthielten.

Eine Menge später folgender Volksmärchensammlungen, theils nach ursprünglichen Stoffen, theils eigener Phantasie der Dichter und Erzähler, werden in der literarischen Uebersicht besser als hier angeführt stehen. Es ging einem großen Theile ihrer Verfasser, wie es vielen jungen Dichtern noch heute ergeht, und wie es uns selbst beim Beginne unserer poetischen Versuche ergangen ist, sie wollen Märchen und Sagen schreiben, und wissen noch nicht, was ein Märchen ist, und wie die Märchendichtung zu behandeln; halten Märchen zu schreiben für etwas Leichtes, und doch ist es schwerer, als alle Novellendichtung, und unter zehnen gelingt wol kaum eins. Als das Märchen wieder zu Ehren gebracht war, versuchten sich die achtbarsten Kräfte der neueren Literatur an ihm, die jedoch immer noch nicht alle umhin konnten, vorgefundene und von ihnen ausgewählte Stoffe durch Zuthaten eigener Phantasie auszuschmücken, und dadurch, statt eigentlicher Märchen, zumeist märchenartige Novellen erzählten.

In diesem Schriftstellerkreise glänzen die Namen Christian Ernst Graf von Benzel-Sternau, K. F. Gottschalk, Karoline Freiin de la Motte Fouqué, W. A. Lindau, E. Th. A. Hoffmann, K. Streckfuß, Joh. Rudolph Wyß, Joh. Gustav Büsching, Karl Schall, C. W. Contessa, Karoline Stahl, selbst Ernst Moritz Arndt.

Der bedeutendste unter dieser Dichterzahl, Ludwig Tieck, widmete dem Anbaue des Märchens ebenfalls seinen Antheil,

sprang aber eben so geistreich willkürlich mit ihm um, wie mit den Volksbüchern, die er umdichtete. Niemand wird in Tiecks dramatisirtem Märchen: Der gestiefelte Kater, den einfachen Stoff wieder erkennen. Das Märchen darf wol hie und da einmal ein wenig necken, Humor und Satyre zeigen, schwerlich aber offenbare Polemik; zwar muß es jedem Dichter frei stehen, die von ihm gewählten Stoffe nach Gefallen zu behandeln, doch ist es immer schön, wenn die aus ihnen neugeschaffenen Gebilde so beschaffen sind, daß Leser nach hundert Jahren sie — wenn auch nicht mehr schätzen oder gar bewundern, so doch leidlich verstehen.

Die unumstößlich feststehende Wahrheit, daß kein Sagen- und kein Märchenstoff gewinnt, wenn ihm einestheils Gewalt angethan wird, oder anderntheils ihm vorn und hinten, wie Ulrich mit dem Bühel bei Musäus, und dem buckligen Musikanten zu Aachen (D. Sagenb. 129), Phantasie-Auswüchse angeheftet werden, gewann sich mehr und mehr Anhänger unter den für diesen besonderen Literaturzweig rüstig strebenden Kräften, und so nahm sich die neue deutsche Schule auch des Märchens und der Sage an, an deren Spitze wir die edelsten Pfleger altdeutscher und deutschmittelalterlicher Literatur, Poesie und Wissenschaft überhaupt erblicken, die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm, Freiherr von Laßberg, Friedrich Heinrich von der Hagen, und noch viele ihnen im Geist Verbündete, von denen leider die Mehrzahl schon in jenes „Anderland" wanderte, von dem das alte Lied singt, wo nicht Märchen und Sagen walten, sondern nur die ewige Wahrheit lebt. Wir meinen Büsching, Docen, Aretin, Mohnicke, Beneke, Böckh, Primisser, Lachmann, Haltaus, wie von noch Lebenden Maßmann, Mone, Haupt, San Marte, Mooyer, Keller,

Wolf, Möllendorf, Meier und viele Andere, deren gemeinsames Streben dahin geht, den Goldhort deutscher Poesie zu heben, zu sichern, zu hüten, treu zu pflegen, wie die Tempeleisen den heiligen Graal, und sich nicht irren zu lassen durch den Koboldspuk und Schallhornlärm des wilden „Gejaigds", das in allen Formen und Unformen durch die langen Winternächte der Zeit uns um die Häupter dämonisch saust und braust.

Anderer Märchenerzähler, wie Albert Ludwig Grimm, Wilhelm Karl Grimm, dessen „Kindermärchen" vielen Beifall fanden, Wilhelm Hauff, Lyser ꝛc. wird die literarische Uebersicht gedenken. Vor Allem ist anzurathen, dahin zu streben und zu wirken, daß das eigentliche Märchen, wie es im Kinder-, wie es im Volksmunde lebt, frei bleibe von jeglicher Verunstaltung, und vielmehr einfach, unmittelbar und doch voll poetischer Lieblichkeit, Fülle und Anmuth dargestellt werde. Dabei kann aber nicht verlangt werden, daß das Märchen sich im optischen Kasten zum Lichtbild festen lasse; seine wandelbare Natur muß ihm dennoch bleiben, denn, wie wir anderswo aussprachen: häufig fliegt ein Märchen in das andere über und trennt sich dann wieder — wie wol auch Irrlichterflämmchen zusammenfließend sich einen und wieder trennen, und der Volkes- und Kindermund paart die Märchen, gleichwie Vogelfreunde Stieglitze mit Kanarienvögeln paaren und von ihnen prächtige Abwandlungen erzielen. Fremdländisches und Einheimisches mischt sich, wechselt in der Färbung und erfreut aufs Neue auch in seiner veränderten Gestalt.

Das unter dem Titel: „Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm", seit 1812 zuerst in einem Bande erschienene, dann während zahlreicher Auflagen stets vermehrte Märchenbuch, ist als mustergültig vor allen Kindermärchen.

andern anerkannt, und es wird wenige Märchen geben, die sich nicht auf diese Sammlung zurückführen, nicht in ihren Hauptzügen in den Einzelstücken sich darin wieder auffinden lassen, daher müssen wir ihr vor allen nähere Betrachtung widmen, die ungemein dadurch erleichtert wird, daß das verehrte Brüderpaar schon der ersten Ausgabe Nachweise und Erläuterungen anhing, und später, beim Wachsen der Sammlung, einen selbstständigen Commentar als dritten Band erscheinen ließ. Diesen wollen wir keineswegs ausschreiben, vielmehr auf ihn als ein Ergebniß gründlicher Forschung auch auf diesem Gebiete nur verweisen, und blos in ganz allgemeinen Umrissen die Heimath und die Quellen einer Anzahl dort aufgenommener Märchen andeuten, um welche die hundertaugige Argusfalter-Schaar der Märchen auf blauen, gold- und silberschillernden Flügeln flattert und schwebt, und sehen, wo wir der Verwandtschaft dieser Märchen zu deutscher Mythe und Sage begegnen. Ein halbes Hundert wird dazu ausreichen, um nicht ein Buch über ein Buch zu schreiben.

1. „Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich" ist eins der ältesten deutschen Märchen, Rollenhagen kannte und erwähnt es bereits. In Hessen lebt es volksmündlich und mit Veränderungen. Auch in Schottland ist es zu Hause und soll sogar Beziehungen zum Wolf Fenrir der scandinavischen Mythe enthalten. Ein Zug dieses Märchens, und zwar der, nach welchem der Frosch immer aufs Neue zu der Jungfrau begehrt, findet sich in dem in unser d. Märchenbuch aufgenommenen Märchen „Oda und die Schlange" wieder, nur daß letzteres mit der Verwandlung der Schlange in einen edlen Jüngling endet. Rührend ist der Zug vom treuen Diener Heinrich, der drei Eisenreife um sein Herz legen läßt, damit der Schmerz es nicht breche,

ein Bild, das in alten Mären und Liedern wol wieder begegnet.

2. „Katze und Maus in Gesellschaft“ ist eine der zahlreichen, dem Märchen so nahe verwandten Thierfabeln, oder, wenn man eben will, ein Thiermärchen. Wir möchten aber einen Unterschied zwischen beiden Gattungen der kindlichen Erzählung darin suchen, daß ein Stück, worin Thiere blos als Thiere auftreten und ihrem Charakter getreu mit einander reden (denn die Charakteristik der Thiere ist ja das Wichtigste in allen diesen Stücken), als Thierfabel zu betrachten sei, wenn aber Menschen in Thiere verwandelt auftreten, und wiederum Thiere in Menschen sich verwandeln, wo demnach das eigenste Wesen des Thieres nicht zu Tage tritt und es einerlei ist, ob Frosch oder Kröte, Schlange oder Vogel die Metamorphose bestehen, so wird — doch auch nicht unbedingt und in allen Fällen — eine Berechtigung vorhanden sein, ein solches Stück Thiermärchen zu nennen. Verkehren aber Thiere mit Menschen, wobei wieder ihr Charakter und Wesen festgehalten bleibt, dann dürfen wir unbedingt der Erzählung die Benennung Thiermärchen zugestehen; in diese Klasse gehört z. B. der gestiefelte Kater. — Katze und Maus stammen auch aus Hessen, wo man das Märchen in ähnlicher Weise von Hühnchen und Hähnchen, so auch von Fuchs und Hahn erzählt. Unser „Hühnchen und Hähnchen“ und „Der Hahn und der Fuchs“ im D. Märchenbuche haben andere Beziehungen.

3. „Marienkind.“ Ebenfalls aus Hessen, und dort noch mit Veränderungen volksmündlich. Das hartnäckige Läugnen in diesem Märchen erinnert einigermaßen an jenes vom Schwaben, der das Leberlein gefressen; der Scheiterhaufen aber, auf dem die unschuldige Königin verbrannt werden soll, an manche Volksbuchmäre.

4. „Märchen von einem, der auszog das Fürchten zu lernen.“ Dieser Stoff beschließt unter der Ueberschrift: „Das Gruseln“, selbstständig bearbeitet, die neueste Ausgabe unseres deutschen Märchenbuches. Es geht vielfach verändert um, und in den Grimmschen Erläuterungen (Kinder- und Hausmärchen. Dritter Band) werden mehrere Umwandlungen dieses Märchens angezogen, wo wieder Züge begegnen, die unser Märchen: Die drei Musikanten, auch enthält, das wir mündlicher Ueberlieferung aus Franken zu verdanken haben.

5. „Der Wolf und die sieben jungen Geislein.“ Allverbreitet und eine der in der Kinderwelt beliebtesten Thierfabeln aus Boners Edelstein, wo sie beginnt: Ein geiz wolt vſ ir weide gan. Sie ist auch im Elsaß und in Frankreich heimisch, Ehrenfried Stöber nahm sie in sein Elsaſſ. Volksbüchlein auf.

6. „Der treue Johannes.“ In Hessen und im Paderbornischen zu Hause, für ein Märchen fast zu lang und ausführlich, nach mythischen und antiken Stoffen hindeutend. Redende Raben sprechen prophetische Warnungen aus und ertheilen weise Rathschläge, auch feiert — wie in der Sage, die den Stoff zu Schillers Bürgschaft lieferte, die edle Treue noch ihren Triumph.

7. „Der gute Handel.“ Das Märchen deutet gleich in seinem Beginn nach den Lalenstreichen; die Frösche schreien ak, ak, ak, ak, und der vorbeigehende Bauer, der seine Kuh um sieben Thaler verkauft hat, versteht acht und wirft ihnen ärgerlich das Geld in den Teich, damit sie es selbst zählen sollen, wie nach einer fränkischen Sage vom Dorfe Dittis der Bote that, der die Steuersimpla gen Fulda tragen sollte, da die Frösche immer riefen „aicht, aicht, aicht, aicht!“ Der Weiterfortgang hat den Zug mit der Königs-

tochter, die zum Lachen gebracht wurde, und der Schluß begegnet schon im Pfaffen vom Kahlenberge, so wie in verschiedenen Hofnarrengeschichten.

8. „Der wunderliche Spielmann" ist zu Lorsch bei Worms daheim, und steht ganz selbstständig da. Es ist wieder ein Thiermärchen, das von fern an die antike Orpheusmythe erinnert, doch ist der Spielmann in der That recht wunderlich in dem übeln Sinne, mit dem wir bisweilen dieses Wort in der Bedeutung von grämlich, ja boshaft gebrauchen, denn er behandelt die Thiere, die ihm vertrauen und, von seinem Spiele gelockt, sich nahen, schlecht und mit Arglist.

9. „Die zwölf Brüder." Deutet offenbar nach dem Märchen von den sieben Raben, Nr. 25 der Grimmschen Sammlung, das wir nach mündlicher Ueberlieferung unter gleicher Ueberschrift in das d. Märchenb. aufnahmen. In beiden Märchenstoffen kommen die Brüder hinweg, und die einzige Schwester bleibt, in beiden begegnen einsame Häuschen, in beiden macht die Schwester sich auf, die Brüder zu suchen. Im Pentamerone Basils sind es 7 Tauben statt 7 Raben, in welche die Brüder verwandelt werden, und in Nr. 49 der Gr. Sammlung 6 Schweine; allen diesen Anklängen fehlt der Zug mit den Hemden der Brüder, den ein hessisches Märchen hat. Am Schlusse wird eine böse Stiefmutter in ein Faß gesteckt, voll giftiger Schlangen und siedenden Oeles. Dieser wichtige Zug, der in so vielen Märchen wiederkehrt, ist sehr zu beachten. Gebildete Frauen haben uns die Besorgniß mitgetheilt, es möge durch solche Märchen in Händen von Kindern, welche Stiefmütter hätten, leicht Abneigung erzeugt, und Herzensverhärtung genährt werden. Sehr schön heißt es über dieses Thema in der Vorrede zur ersten Ausgabe der Grimmschen Samm-

lung S. IX. „Dieses Verhältniß kommt oft vor und ist wohl die erste Wolke, die an dem blauen Himmel eines Kindes aufsteigt und die ersten Thränen erpreßt, welche die Menschen nicht sehen, aber die Engel zählen.“ Bekannt ist die volksthümliche Symbolik unseres Stiefmütterchens, der beliebten Sinnviole (Pensée). Jedes der drei gelben Blätter, welche die heitern eigenen Kinder der Stiefmutter vorstellen, hat ein grünes Stühlchen; die beiden größeren, die um ihre Mutter trauern, und daher dunkel gekleidet stehen, haben keine Stühlchen. — Nun giebt es doch gewiß auch sehr edle, wohlwollende und liebevolle Stiefmütter, denen es schmerzlich sein müßte, wenn ihre Stiefkinder aus den Märchen lernten, daß Stiefmütter immer böse seien — denn leider schildert kein einziges Märchen eine gute Stiefmutter. — Das ist nun freilich eine Wahrheit, die nur durch Liebe überwunden werden kann.

10. „Das Lumpengesindel.“ Paderbornische Thierfabel; Thiere wandern mit einander, wie im Märchen von den Berner Stadtmusikanten, Nr. 27 der Grimmschen Sammlung, oder wie in dem: „Herr Korbes“, Nr. 41. In letzterem kommen auch unbelebte Dinge vor, die es um so mehr auf das Gebiet der Fabel drängen, ein Mühlstein, eine Nähnadel, eine Stecknadel, ein Ei.

11. „Brüderchen und Schwesterchen.“ Beginnt gleich mit der bösen Stiefmutter, und ist eine Verwandlungsmäre, am Main zu Hause, einigermaßen dem Märchen vom singenden Knochen, Gr. S. Nr. 28, und dem von uns nach mündlicher Mittheilung unter dem Titel: „Vom Knäblein, vom Mägdlein und von der bösen Stiefmutter“ in unser Märchenbuch aufgenommenen ähnlich. Aecht märchenhaft, mit Verzauberung und Wiederverwandlung und glücklichem Ausgang und Hexenbrand der bösen Stiefmutter. Deutet dadurch

daß die verloren geglaubte rechte Mutter wieder allnächtlich zu ihren lieben Kindern zurückkehrt und ihnen zu trinken giebt, nach Nr. 13 der Grimmschen Sammlung.

12. „Rapunzel.“ Wir möchten dieses Märchen ein Pflanzenmärchen nennen, wie unser Freund Herrmann Jäger zu Eisenach deren jetzt schreibt. Es geht ein botanisch-mythischer Zug durch das Ganze, das Uebrige deutet nach fremdländischen Sagen hin. Welche Pflanze ist Rapunzel? Flora's Reich ist reichlich mit Rapunzeln gesegnet. Gewöhnlich heißt die Valeriana Locusta, Varietas a. Olitoria so, deutsch Feldlattich, Ackersalat, Rabinschen, deren Blätter im Sommer und selbst im Winter dauernd als Frühlingsboten auf den Tafeln erscheinen. Allein diese, die zwar auch, aber doch nicht allgemein, in Gärten gezogen wird, meint schwerlich unser Märchen. Es könnte Campanula Rapunculus L. sein, die Rüb-Rapunzel, ein Küchengewächs, oder auch C. rapunculoides, die Feldrapunzel, ebenfalls genießbar. Von beiden speist man die rübenförmigen Wurzeln. Nicht minder aber kann die Rapunzelwurzel, Oenothera biennis L. gemeint sein, welche die Gärtner Rapontika nennen, denn an die nur in Gärten heimische Rhabarberwurzel, Rheum Rhaponticum, dürfte doch wol nicht zu denken sein. Die genannte Pflanze aber, die auch französische Rapunzel und Tagkerze heißt, stimmt am meisten zu dem im Märchen ausgesprochenen Gelüst einer Schwangeren; zumal im Volke, wenigstens in Thüringen, der Glaube lebt und die Rede geht, ein Pfund dieser ungemein nahrhaften Wurzel gebe mehr Kräfte, als ein Centner Ochsenfleisch. Im Pentamerone Basils hat unser deutsches Märchenrapunzelchen den ebenfalls botanischen Namen Petrosinella, welcher nach der Vielen angenehmen breitblättrigen Petersilie, Apium Petroselinum latifolium, hinweist, deren Wurzeln mehr als

das Kraut beliebt sind, und als nächste Verwandte des kräftigenden Selleries werthvolle Eigenschaften besitzen. Freilich liegt der botanische Bezug zum Märchen sehr tief und ist hier nicht näher zu entwickeln.

13. „Die drei Männlein im Walde." Ein Märchen von stark mythischer Färbung; auch von Basil im Pentamerone von drei Feen erzählt. Es treten drei Haulemännerchen (Höhlenmännchen, folglich Wichtlein, Moosleute, Kinder stehlende Kobolde) darin auf, denen wir bei Betrachtung der Dämonenwelt im dritten Theile wieder begegnen werden. Der Zug, daß auf eine Verwünschung dem Mädchen bei jedem Worte eine Kröte aus dem Munde springt, erinnert an jene Sage von den Buben zu Leisnig, die den Vater verfluchen wollten, worauf ihnen die Zungen zu Kröten wurden (D. Sagenb. 617). Die auch hier wieder eine Rolle spielende böse Stiefmutter spricht sich selbst die ihr zu Theil werdende Strafe zu, in ein mit Nägeln durchschlagenes Faß gespündet, und einen Berg hinabgerollt zu werden. Diese antike Strafe, der grausamsten eine, die es nur geben kann, ist schon aus der Geschichte der punischen Kriege bekannt, in welchen Marcus Atilius Regulus sie erlitt. So erging es auch einem Niederländer, Gerhard von Velzen, der 1296 den Grafen Florens von Holland erschlug, und der, nachdem er drei Tage lang gerollt worden war, sprach:

„Ich bin noch derselbe Mann,
Der Graf Floris sein Leben nahm."

wie jener Heinrich Velsbach, auf Wartburg, von der Blide durch die Luft geschleudert, dennoch schrie: „Thüringen gehört doch dem Kinde von Brabant."

14. „Die drei Spinnerinnen." Westphälisch-hessisch, nach Spinnfrauen schwäbischer Sagen deutend, nicht minder

scheint die beim Hause des faulen Mädchens vorüberfahrende Königin Frau Hulda oder Frau Bertha in eigener Person zu sein, und die drei häßlichen alten Basen sind nur verstellte Dienerinnen derselben, die an ihre Hülfe eine Bedingung knüpfen, und da diese redlich erfüllt wird, so wird das zum Spinnen wenig Lust zeigende Mädchen dennoch glücklich.

15. „Hänsel und Gretel." In mannichfacher Form umgehend, begegnet auch hier eines der bekanntesten Kindermärchen, welches Grundzüge des Märchens vom kleinen Däumling, von Nennillo und Nennella im Pentamerone und mehreren anderen enthält. In neuerer Zeit haben Gubitz und Fr. von Pocci es neu erzählt und illustrirt, es lebt vielfach in der Kinderwelt, für die das Häuschen aus Zucker, Brod und Eierkuchen, und „der Wind, der Wind, das himmlische Kind", einen ewigen Reiz behalten.

16. „Die drei Schlangenblätter." Nachhall einer griechischen Sage, die wieder nach der antiken Sitte des Einmauerns zeigt, wie nach der nordischen Sage der Blutbrüder Asmund und Aswit, nebenbei ists für Kinder ein wenig bedenklich.

17. „Die weiße Schlange." Völlig nach der von uns in diesem Buche oft angedeuteten Volkssage von der weißen Schlange, deren Genuß die Sprache der Thiere verstehen lehrt, hinzeigend, ist dieses Märchen eins der anziehendsten überhaupt, zugleich erinnert es an Märchen, die dem Orient entstammten, und die das Buch: Der alten Weisen Exempel, uns aufbewahrte. So an „die dankbaren Thiere" in unserem deutschen Märchenbuche, und auch, obschon entfernt, an unser Märchen „Die verzauberte Prinzessin", das indeß, da wir es aus zweiter Hand erhielten, des volksthümlichen ächten Märchentones entbehrt. Das ungleich besser erzählte

Märchen der Grimmschen Sammlung nennt auch den Ameisenkönig (analog dem Bienenweisel), und gesteht somit diesem Thierstaate das monarchische Princip zu. Auch in unserem Märchen „Der Hasenhüther" zeigen sich Hasen, Ameisen und Mäuse hülfreich. Jener Zug, daß die jungen Raben ihrem Erretter nachziehen und ihm einen Apfel vom Baume des Lebens bringen, läßt an die Raben denken, die St. Meinrad aufzog, die ihn überall hin begleiteten, und die nach dem an ihm verübten Meuchelmord Enthüller der Unthat wurden.

18. „Strohhalm, Kohle und Bohne" — ist eine hübsche schwankhafte Fabel, welche an die äsopische vom Dornstrauch, Taucher und der Fledermaus erinnert, und besonders ist ihr Schluß humoristisch. Der Schneider, der die vor Lachen geplatzte Bohne zusammennähte, bediente sich schwarzen Zwirnes, „seitdem haben alle Bohnen eine schwarze Nath." Solche Märchen mit naturgeschichtlichen Anklängen sind nicht gerade häufig und es ist sehr Acht auf dieselben zu haben, denn insgemein sind sie das Ergebniß volksthümlicher Auffassung und Wahrnehmung; wir wollen nur an die Märchen vom Kreuzschnabel, von der Trauerweide, von der Espe, von der Jehovahblume u. a. erinnern, in denen allen eine besonders hervortretende Eigenschaft des Thieres oder der Pflanze mythisch oder symbolisch gedeutet wird.

19. „Der Fischer und seine Frau." Dies in pommerscher Mundart gegebene Märchen, das wir unter dem Titel: Mann und Frau im Essigkrug, nach elsassischer Märe und hochdeutsch wieder gegeben haben, ohne daß sein Grundzug wesentlich verändert ward, ist höchst charakteristisch, es ist ein treffliches Spiegelbild des Niebefriedigtseins der menschlichen Seele, der ewig neuen Wünsche, deren Erfüllung nur dient, wieder höher fliegende Wünsche der Eitelkeit zu

wecken. In Hessen heißt der Mann Männchen Domine und die Frau Dinderlinde. Das Gespräch mit einem Fisch, der gefangen wird, und auf seine Bitten wieder freigelassen, erinnert an die indische Fluthsage von Manus, dem Brama in Fischgestalt erscheint und sich von ihm fangen läßt. Auch an ein Märchen der 1001 Nacht läßt der Eingang denken. Niemand kann das Märchen so schön nacherzählen, wie es in der Grimmschen Sammlung erzählt ist, wie die Wünsche so rasch sich steigern, wie dem Manne das Herz mehr und mehr beklommen wird, wie Fluth und Himmel immer schwärzer, dunkler und grauenvoller werden, wie die Throne wachsen, und der der Frau als Papst eine Meile hoch ist. Wie der Seesturm schaurig losbricht, als die Frau zuletzt Gott werden will — und dann, wie ein greller Blitz der rasche Schluß. Schade, daß der Mann, der beim Grimmschen Märchen nicht mit wünscht, dennoch für des Weibes Frevelwunsch mit büßen muß!

20. „Das tapfere Schneiderlein.“ Vielfach umgehend, scheint dieses anziehende Märchen doch dem „Wegkürzer“ seinen Ursprung zu danken. Im dritten Bande der Grimmschen Sammlung wird mitgetheilt, daß es in Hessen noch volksmündlich lebt, und da ist denn freilich der Eingang und die Einkleidung ganz anders, als im Wegkürzer, aber im Weiterverlauf nähern sich die Verschiedenheiten. Eigen ist es, daß gerade dieses Märchen das sonst so selten vorkommende und genannt werdende Einhorn erwähnt.

21. „Aschenputtel.“ Das Aschenbrödelmärchen, wie es insgemein genannt ist, ist in mannichfachen Umwandlungen im Munde des Volkes und der Kinder, und so trat es auch in die Bücher. Die Brüder Grimm theilten es nach drei Erzählungen aus Hessen mit, und führen zahlreiche Varianten an, so wie die vielen Benennungen und das Vor-

kommen des Märchens, das sehr alten Ursprunges ist, auch in außerdeutschen Ländern. Italiener und Franzosen bauten es fleißig an, man benutzte es selbst zu Operntexten. Manche andere Märchen entlehnten Züge von diesem. Die obligate Bösewichtin, die Stiefmutter, und — in Märchen nicht selten begegnende neidische Schwestern bringen viel Herzeleid über das arme Stiefkind, bis seine Glücksstunde schlägt und seine Leidenszeit endet, was nicht geschieht, ohne daß die, die an Aschenbrödel gefrevelt haben, ihre Strafe empfangen.

22. „Das Räthsel." Wieder eine schlimme Stiefmutter und eine leidende Unschuld, und das in Märchen so beliebte Waldhäuschen, dann aber Uebergang in die östliche Turandot-Märe. Im Ganzen zwei Märchenhälften, die uns vorkommen wie zwei Schaalen einer Meermuschel derselben Gattung, die aber doch nicht recht zusammenklappen, weil sie von zwei verschiedenen Exemplaren genommen sind.

23. „Von dem Mäuschen, Vögelchen und der Bratwurst." Fabelmäre aus Philanders von Sittewald Gesichten, Theil 2. Schluß des 7. Gesichts, wol kaum sehr verbreitet.

24. „Frau Holla." Hier begegnet im Märchen die Waldfrau des Mythus, wie sie so häufig auch in der Sage auftritt. Da das Kinder- und Hausmärchen mythische Personen selten mit Namen nennt, so ist auf dieses Märchen ein ganz besonderes Gewicht zu legen, zumal es, wie wir a. a. O. erfahren, in Hessen, wie in Westphalen noch volksmündlich lebendig ist, was sich sehr gut begreift, da der Meißner, auf welchem Frau Holle nächst dem Hörselenberge, und eigentlich noch mehr, geradezu heimisch ist, im Hessenlande liegt. Der Zug der in den Brunnen gefallenen Spule zeigt wieder deutlich nach der oft erwähnten

Eigenschaft der Frau Holla als Spinnefrau. Die im Märchen geschilderten großen Zähne der Frau Holla weisen nach der Märe von der Stampe hin. Sehr vereinfacht lebt dies Märchen in Franken noch mündlich, ganz ohne Bezug auf die Frau Holla zu nehmen, etwa so, wie wir es unter dem Titel: Die Goldmaria und die Pechmaria in unserem d. Märchenbuche gegeben haben. An die Stelle der Frau Holla tritt ein Pötz, Türschemann geheißen, aus dem wir nichts zu machen wissen, denn an einen Tursen der Nordlandsmythe bei diesem Trivialnamen zu denken, würde allzukecker Sprung des Hypothesenrosses sein. Gleichwol hält auch die fränkische Ueberlieferung das „kikeriki" der hessischen fest, während das „rüttle mich, schüttle mich!" anderswo begegnet.

25. „Die sieben Raben." Bereits oben unter Nr. 9 erwähnt. Die Züge dieses Märchens kommen nicht selten vereinzelt vor, wichtig aber ist immer der Zug vom Glasberg, der für Kinder so anziehend ist, und ein Nachhall alter Ueberlieferung. Im Wolfdietrich-Gedicht wird einer mit Glas überzogenen Burg erwähnt, im Titurel ein Glasberg, in der Artussage eine Glasinsel, und in Schottland giebt es noch überglaste Burgmauern, deren Basaltstücke muthmaßlich durch ungeheure Feuer bis zur Verglasung der äußeren Oberfläche gebracht wurden.

26. „Rothkäppchen." Auch dies ist eines, sich der größten Gunst und der größten Verbreitung erfreuenden Märchen in Deutschland wie in Frankreich. Es ist sehr schlicht, kindlich und einfach und erinnert an das Märchen von den sieben Geislein. Tieck hat ihm romantische Bearbeitung widerfahren lassen. Die Grimmsche Sammlung bringt es so, wie es in den Maingegenden erzählt wird. Auch sonst begegnet es nicht wesentlich verändert.

27. „Die Bremer Stadtmusikanten." Thiermärchen, dessen Entstehung bereits im lateinischen Reinhart Fuchs zu finden ist, das in anderer Weise der Froschmäuseler gereimt enthält, das auch mit Nr. 10 Verwandtschaft hat. In ihm wandern Esel, Hund, Katze und Hahn; im alten Reinhart: Ziege, Bock, Fuchs, Hirsch, Hahn und Gans. Bei Rollenhagen: Ochse, Esel, Hund, Katze, Hahn und Gans. Ursprünglich sind die Einwohner des Waldhäuschens, auf das die Wanderer stoßen, Waldthiere, die spätere Umwandlung der Fabel zum Märchen aber machte Räuber aus ihnen.

28. „Der singende Knochen." Etwas schauriger Art, die alte Lehre einprägend, daß keine Unthat verborgen bleibt. Das aus Niederhessen mitgetheilte Märchen geht verschiedentlich um, zeigt auch nach andern Märchen. Aehnliches lebt auch nach Grimm in altschottischen, wie in altschwedischen Balladen. Mittelbar deutet die Enthüllung der Mordthat nach der von uns im deutschen Märchenbuche mitgetheilten Sagenmäre: „Das Rebhuhn" hin, aber der Zug, daß ein Knochen des Gemordeten singend die That offenbart, ist märchenhafter und ungleich poetischer.

29. „Der Teufel mit den drei goldenen Haaren." In diesem Märchen spielt die Glückshaut eine Rolle, deren wir Th. 1. S. 178 gedachten. Es bestätigt den dort erwähnten Aberglauben, der weit und bis nach Island verbreitet ist, wo man sogar, nach Grimm, glaubt, daß ein Geist sie bewohne, und das in ihr geborene Kind durch das ganze Leben schützend begleite. In Belgien wird sie der Helm genannt, weil in der Regel, und naturgemäß bei Kopfgeburten, sie mitgebracht wird, bei Arm-, Bein- u. a. Geburten aber sie zerrissen wird und zurückbleibt. Ein zweiter Zug des Märchens, die Ueberbringung des Briefes

vom König an die Königin und dessen Umtausch, weist unmittelbar nach der schwäbischen Volkssage vom Grafen von Kalw (D. Sagenb. 905), in welcher nur, statt des Räubers im Märchen, ein Priester den Brief umändert, außerdem trägt sich in der Sage Alles genau so zu, wie im Märchen. Der Weiterverlauf des letzteren ist sehr phantastisch, denn da der König nun die harte Bedingung stellt, sein Eidam wider seinen Willen solle vom Haupte des Teufels aus der Hölle 3 Haare holen, so muß das Glückskind noch manches Abenteuer bestehen. Der im Alterthume so beliebte Zug schwer zu lösender Räthselfragen, der schon in Eddaliedern zur Erscheinung kam, begegnet auch in diesem Märchen, und demnächst machen wir in ihm die Bekanntschaft einer anziehenden Persönlichkeit, deren Natur, Wesen, Abkunft ꝛc. noch gar nicht genau erforscht ist, obschon sie in aller Munde lebt, nämlich der von des Teufels Großmutter oder Aeltermutter, die sich dem Glückskinde hülfreich und gütig zeigt. Wieder ein anderer Märchenzug, und zwar jener aus dem kleinen Däumling, wo der Menschenfresser spricht: Ich rieche Menschenfleisch — kommt auch hier vor; der Teufel sagt dasselbe.

30. „Läuschen und Flöhchen.“ Heitere Fabel, mehr Kinderscherz und Redeübung, als eigentliches Märchen, wie dergleichen in Kinderbüchern viel gefunden wird, auch als Spiel begegnet.

31. „Das Mädchen ohne Hände.“ Der Grundzug des Märchens, der auch in vielen andern vorkommt: das unbedachte Versprechen, tritt gleich im Beginn entgegen, und zeigt sich unheilvoll durch das ganze, rührende, mit Sinnigkeit ersonnene und lang ausgesponnene Märchen, das nach 2 in Hessen umgehenden und sich ergänzenden Erzählungen mitgetheilt ist. Wie in der Genovevensage tritt auch hier

ein Sohn des Namens Schmerzenreich ans Licht. Das Märchen ist so reich an Stoff, daß es recht gut zum Volksbüchlein verarbeitet werden könnte.

32. „Der gescheidte Hans." Hier in lebendig dramatischer Form plastisch anschaulich, anderwärts in üblicher Märchensprache, auch bereits in früheren Schriften gedruckt, und durch Anführen einer Oertlichkeit, des Geslinger Thales, zur Sage gemacht. Eine Däumlingsmäre, die nach eitel Lalenstreichen hinweist, und vereinzelt da und dort so, und anderswo anders erzählt wird. Sie gehört in das Gebiet der Eulenspiegeleien und ergötzt als solche.

33. „Die drei Sprachen." Ein schönes und, wie uns bedünkt, bedeutsames Märchen. Der Sohn eines Grafen, der dem Vater als Däumling erscheint, hat ein tiefes Wissen gewonnen, er hat gelernt, was die Hunde bellen, die Vögel sprechen, die Frösche quaken. Das achtet der Vater gering, verstößt den Sohn und befiehlt, ihn zu tödten. Da tritt der stets in den Märchen, wie in den Sagen wiederkehrende Zug ein, daß ein Thier statt des zu Tödtenden geschlachtet, und dessen Zunge zum Wahrzeichen geschehener That überbracht wird. Die Kenntniß wird nun im Weiterverlaufe — Macht, was sie stets ist. Die Hunde offenbaren einen großen Schatz, der dem Begabten zur Hand einer schönen Jungfrau verhilft; die Frösche quaken prophetisch und Glück verheißend. Zu Rom, wohin der junge Graf reist, ist der Papst gestorben, und man harrt eines Wunderzeichens, das die Wahl des neuen Papstes bestimmen soll. Wie der Graf in die Kirche tritt, fliegen zwei weiße Tauben auf ihn zu und setzen sich auf seine Schultern, und er wird nun Papst. Immer bleiben die Tauben bei ihm und flüstern ihm Weisheit in die Ohren, wie die Raben Hugin und Munin dem Gotte Odin nach der nor-

dischen Mythe. Die Brüder Grimm führen an, daß dies Märchen aus dem Visperthale in Oberwallis stamme, einer Gegend, aus welcher alle Sagen, die uns aus ihr bekannt geworden sind, hochpoetisch klingen und innig mit der Natur verwachsen sind, weil eine großartige Gebirgs- und Hochalpennatur dort die einfachen Gebirgsbewohner hehr umgiebt.

34. „Die kluge Else.“ In manchem Zug ein Seitenstück zum klugen Hans, wie auch zum Catherlieschen, Nr. 59 der Grimmschen Sammlung, andererseits an das bekannte Scherzlied erinnernd:

Es schickt der Herr den Jokel h'naus,
Er soll den Hafer schneiden.

Das Ganze hat keinen rechten Schluß.

35. „Der Schneider im Himmel.“ Schwank, nach älteren Volksschriften erzählt, auch von Hans Sachs in poetische Form gebracht. Wichtig ist der Zug vom Throne des Herrn, von dem der darauf Sitzende die ganze Welt und was in ihr vorgeht, überblickt, gerade wie die nordische Mythe von Hlidsciálf, dem Thronsitze Odins rühmt, auf den auch Freir sich einst setzte. Zugleich enthält das Märchen die hübsche Lehre, daß übereiltes Strafen wenig frommt, blinder Eifer nur schadet, und daß das Regiment, Richter- und Strafamt nicht in die Hände der Flickschneider gelegt werden dürfe, selbst wenn es politische wären.

36. „Tischchen deck' dich, Goldesel, und Knüppel aus dem Sack.“ Ist häufig in Hessen, Thüringen und Franken zu hören, natürlich mit mancher Abwandlung. Die Grimmsche Sammlung hat es sehr ausführlich. Das Tischlein deck' dich erinnert an das Wünschtüchlein in der Märe von Rolands Knappen, das ein Nachhall aus sehr früher Zeit ist. Der Esel in der mündlichen Erzählung speit

kein Gold, er bringt dasselbe vielmehr auf andere Weise zum Vorschein. Der ganz zum Thiermärchen verklingende Schluß mit der geschorenen Ziege, vor welcher Fuchs und Bär sich fürchten, fehlt meist der mündlichen Mittheilung, wo diese nicht aus der Grimmschen Quelle schöpfte.

37. „Daumesdick." Ist in den meisten Zügen mit dem Märchen vom kleinen Däumling verwandt, und insofern wichtig, denn die Däumlingsmäre ist wieder eine der überall heimischen und allbeliebten. Schon die Griechen kannten Märchen von winzigen Däumlingen, andere Ausländer nicht minder. Vom Rhein und Main klingt dieses Märchen bis zur fernsten Ostgrenze Deutschlands. Dem Grimmschen Märchen Nr. 37 wie Nr. 45 fehlt der Zusatz, der vielleicht jünger ist, wie Däumling große Thaten thut und großartig dafür belohnt wird. Bekanntlich hat auch L. Tieck das Märchen in ergötzlicher Weise umgearbeitet, wie wir selbst neben dem gestiefelten Kater auch versucht (Stuttgart, E. Hallberger 1853). Der Zug von den Siebenmeilenstiefeln, den mit so vielem Glück Chamisso auch in seinem Peter Schlemihl benutzte, ist ganz besonders wichtig; sie gehören zu der magischen Garderobe, zu deren Wunderschrein die Poesie Beschließerin ist, darin des Fortunatus Wünschhütlein am goldenen Nagel hängt, Panzer und Ringe der Unsichtbarkeit glänzen, Fausts Zaubermantel den Motten anheimfällt, und Aschenbrödels Schuhe verstauben.

38. „Die Hochzeit der Frau Füchsin." Reines Thiermärchen, das in Hessen und in den Maingegenden verschiedentlich umgeht. Es entstammt dem altfranzösischen Romane du Renard und hat in seinem Element durch die eingestreuten Reimreden viel der Kinderwelt besonders Zusagendes.

39. „Die Wichtelmänner." Dies ist ein häufig be-

gegnender Sagenstoff, der in 3 verschiedenen Märchen nach den dämonischen Wichteln hinweist, die später näher zu erörtern sind. Das Verschwinden der hülfreichen Hausgeister, gleich nachdem man versucht hat, sie zu kleiden, ist Grundzug der Wichtlein= und Hütchensagen, ebenso das Wiederbringen der gegen schöne Kinder eingetauschten Wechselbälge. Doch ist in dieser Nummer noch das eigene Vorkommen, daß der Schuster in dem durch die Wichtlein gewonnenen Glücksstand bleibt, während der letztere in andern Sagen alsbald ein Ende zu nehmen beginnt, wenn die Wichtlein hinweg sind.

40. „Der Räuberbräutigam." Wie in Hessen, so in Thüringen, wenn auch mit Abwandlungen, häufig und weitverbreitet. Wir haben dieser Märchen einige in unser d. Märchenbuch nach mündlicher Ueberlieferung aufgenommen, die mehr oder minder Verwandtschaft zu dem angeführten haben. Es wurde schon oben auf die Räubermärchen hingedeutet und zwar bei Nr. LXVI. der Gesammt=Abenteuer. Wir halten das Räubermärchen, welches in den eben angeführten Ländern nicht selten vorkommt, für die späteste Form des Märchens überhaupt, die nicht früher entstehen konnte, als es Räuber in dem Sinne gab, wie die Märchen sie schildern. Wir suchen nach solchen Schilderungen vergebens fast in allen alten Liedern und ebenso in den Volksbüchern. Aber als das, im ganzen ziemlich poesielose Räubermärchen erst da war, ward es auch willkommen geheißen, brach sich Bahn und wurde zur Quelle der zahlreichen Räuberromane und Räubercomödien, die zur Zeit völliger Geschmackverdorbenheit die Lesewelt entzückten, und selbst hochbegabte Dichtergeister, wie Schiller und Zschokke (Karl Moor und Abällino), zu phantastischen Ausgeburten hinrissen und Beifallsstürme hervorriefen, deren Nachhall

noch durch die Melodien der Räuber-Opern Fra Diabolo und Zampa bis in die neueste Zeit fortklingt.

41. „Herr Korbes" wurde schon oben beim „Lumpengesindel" erwähnt. Die menschliche Persönlichkeit, welche in diesem Stücke auftritt, erhebt es gegenüber der oben genannten Thierfabel zum Märchen, zumal die unbelebten Gegenstände in demselben zwar handeln, aber nicht reden.

42. „Der Herr Gevatter." Hat vielen Anklang an Nr. 44, ist aber auch wieder eigenthümlicher Art, und verläuft unheimlich. Es scheint Bruchstück.

43. „Frau Trude." Ebenso, unheimlich, gruselig und lückenhaft. Der Name Frau Trude weist nach hexenhaften Wesen hin, und so erscheint auch die benannte Persönlichkeit in diesem Märchen.

44. „Der Gevatter Tod." In Hessen, wie auf dem Harze und in Thüringen heimisch, ein Märchennachtstück gleichsam. Dasselbe hat einen grauenhaften Reiz und ebensoviel sagenhafte, als märchenhafte Färbung. Es handelt vom Manne, der, mit allzureichem Kindersegen beglückt, keinen Gevatter mehr bekommen kann, und ausgeht, einen Pathen für sein jüngst geborenes dreizehntes Kind (die schlimme Zahl) zu suchen. Es begegnen ihm der liebe Gott und der Teufel, einer nach dem andern, und bieten sich ihm zum Pathen an, er fertigt sie ab, da naht der Tod, der jenem recht ist, weil er Alle gleich macht. Der Mann ist offenbar ein moderner Communist. Der Weiterverlauf ist als bekannt vorauszusetzen. Schon Jacob Ayrer bearbeitete den sehr dankbaren Stoff, Prätorius im „Glückstopf" theilte ihn mit; Dr. Schiff behandelte ihn als Novelle, wir thaten das Gleiche; ebenso haben wir ihn in kurzer Balladenform mit entsprechender Bilderzier von Franz Pocci erscheinen lassen. Der Tod hat in einer Höhle aller

Menschen Lebenslichter, sowie eins erlöscht, hört ein Mensch auf zu leben; aus Tücke stößt er das ohnehin kleine Lebenslicht seines Pathen, der ihm zweimal Trug spielte, um, als er es eben erneuen soll.

45. „Däumlings Wanderschaft", wurde schon bei „Daumesdick" erwähnt.

46. „Fitchers Vogel." Dieses Märchen hat mit vielen andern Verwandtschaft durch hervortretende Einzelzüge, die theils an Räubermärchen, durch das Bestreichen mit Honig und das Wälzen in Federn, wie in dem unseren: „Die schöne junge Braut", das wir in Thüringen fanden, theils an den Räuberbräutigam, wie an das Blaubartmärchen, oder auch an nordische Sagenstoffe anklingen. Andere Bezüge noch enthält die Grimmsche Sammlung Theil 3. In einer Sage aus dem Hannöverschen, die a. a. O. mitgetheilt ist, treten Zwerge an die Stelle der Räuber, was ungleich poetischer klingt und auf früheren Ursprung hinweist. Erst die spätere Zeit wandelte die Höhlen bewohnenden Zwerge in Räuber um. Der Name Fitchers Vogel scheint, ohne daß wir Bezug auf das isländische Fitfuglar (Schwimmvögel) zu nehmen brauchen, aus dem alten fetich, vettech, Fittig abzustammen, ein Fittig-Vogel, der laufend lebhaft die Schwingen regt, wie alle Wasservögel zu thun pflegen.

47. „Der Machandel-Boom." Eins der schaurigsten Märchen, die es giebt, von den Brüdern Grimm in pommerscher Mundart mitgetheilt. Es hat viele Veränderungen und ist selbst außerhalb der Grenzen Deutschlands bekannt und fortlebend. Bekanntlich deutete auch Goethe im Faust auf dasselbe in einigen, ganz sicher alt überkommenen Reimzeilen, und bei der allerergreifendsten Scene seiner gewaltigen Tragödie darauf hin. Der Machandel-Baum ist der Wachholder, ein verjüngender Baum, deshalb werden unter

ihm die Beinchen aufgehoben, d. h. die Knöchlein verscharrt und verwahrt. Sinnig deutet diese ihm verliehene Eigenschaft schon die Sprache an, wach ist munter, lebendig, was auch Queck ist, daher die stets lebendig fortsprossende Quecke, und der Queckbaum, der aber wieder der Wachholder ist, daher erquicken, soviel als erfrischen, neues Leben geben, und Quecksilber, das gleichsam lebende, unruhige, nicht zu fesselnde Metall. Selbst im lateinischen juniperus — jung aussprossend, analog der Wortbildung von Vipera — für vivipara. Die böse Stiefmutter fehlt auch in diesem Märchen nicht, und der Zug mit dem Aepfelkasten und dem Zuschlagen des Deckels desselben, während die Kinder sich darüber beugen, tritt auch in anderen, kürzer gefaßten Märchen hervor, namentlich in dem von uns aufgenommenen und schon erwähnten „Vom Knäblein, vom Mägdlein, und von der bösen Stiefmutter", welches wir mündlich zugetragen bekamen, und das auch August Stöber metrisch behandelte.

48. „Der alte Sultan." Heiterer Schwank, Thiermärchen, von dem eine Paderbornische Abwandlung auch den Zug des Wettlaufes zweier Thiere beibringt.

49. „Die sechs Schwäne." Fast ganz wieder das Märchen von den sieben Raben, wie nach der Schwanensage und den Schwanenhemden hindeutend, auch wird die böse Stiefmutter wiederum zu Asche verbrannt.

50. „Dornröschen." Aus Hessen, auch sonst volksmündlich, altnordischer Sage entstammt, doch auch in italienischen Werken, wie im Pentameron Basils schon aufgenommen. Die Märe ist sehr anmuthvoll, und daher zum Liebling der Dichter und Künstler geworden; wir wollen nur an Neureuthers reizendes Blatt erinnern, ohne poetische

Spielereien mit dem Märchen und dessen Zusammenschmelzen mit politischen Tagestendenzen geschmackvoll zu nennen.

Diese flüchtige Skizze möge genügen, darauf hinzuweisen, welchen Schatz von Poesie, von Erinnerungen alter Zeit und an alten Mythus in den Kinder- und Hausmärchen schlummert, und wie reich wir eben sind, wäre es auch nur an — Märchen.

Einige Dichter, und unter diesen der mit Recht beliebte Däne Andersen, haben Märchen gedichtet, in denen sie, gleich früheren Fabeldichtern, auch unbelebte Gegenstände reden lassen, Hausgeräthe und dergleichen. Ein solches Märchen kann nur Fabel heißen, und das ist eben der Unterschied zwischen Märchen und Fabel, daß das erste zwar auch Thiere reden läßt, daß Sonne, Mond und Gestirne, Wind und Wellen sich in Stimmen vernehmen lassen, daß es in ihm aus Grotten tönt und aus Bäumen rauscht, aber daß das unbelebte Werk der Menschenhand im Märchen nicht spricht, während es in der Fabel getrost sprechen, und sich sogar, wenn es will, vor Lachen ausschütten darf. Wir würden eine solche Dichtung Fabelmäre benennen.

Der luftige Bau der Märchenwelt war nahe daran, zu zerfallen, wie in unserer vielgepriesenen Neuzeit so mancher Bau zerfällt, den man früher unvergänglich glaubte, weil Nagemäuse und Rattenkönige unablässig ihn unterwühlen, um endlichen völligen Ein- und Umsturz herbeizuführen, wie die Schlange Nidhhöggr an der Welt-Esche Wurzeln nagt. Das Verdienst der Brüder Grimm war es, durch ihre Sammlung jenen Bau zu retten, ihm für immer gesicherte Stützen zu geben. So wie sie — konnte Niemand Märchen sammeln und ohne ihren Vorgang hätten dann auch Spätere nicht in gleicher oder doch ähnlicher Weise gesammelt. Niemand hat tiefer als wir die Wahr-

heit jener Worte empfunden, welche die erste Vorrede der Grimm'schen Sammlung ausspricht: „Es war vielleicht gerade Zeit, diese Märchen festzuhalten, da diejenigen, die sie bewahren sollen, immer seltener werden — denn die Sitte darin nimmt selber immer mehr ab, wie alle heimlichen Plätze in Wohnungen und Gärten einer leeren Prächtigkeit weichen, die dem Lächeln gleicht, womit man von ihnen spricht, welches vornehm aussieht, und doch so wenig kostet. Wo sie noch da sind, da leben sie so, daß man nicht daran denkt, ob sie gut oder schlecht sind, poetisch oder abgeschmackt, man weiß sie und liebt sie, weil man sie eben empfangen hat, und freut sich daran, ohne einen Grund dafür."

Wie die Grimm'sche Sammlung gewirkt hat, wie sie anregte und weiterzeugte, ist bekannt. Mit Entzücken hat die deutsche Kinderwelt sie begrüßt und empfangen, und ihre Märchen sind nun gerettet auf immerdar. Ganz oder theilweise wurden die Grimm'schen Kinder- und Hausmärchen in die meisten Sprachen Europa's übersetzt, und in vielen bedeutenden Auflagen ging und geht jene Sammlung fortwährend von Hand zu Hand, machte die Kinderwelt glücklich, weckte und wahrte in ihr den Sinn für diese heiteren und reinen Dichtungen. Auch unser eigenes deutsches Märchenbuch, dessen Mängel wir nicht verkennen, und das wir in keiner Weise neben die Grimm'sche Sammlung stellen oder mit ihr vergleichen wollen, denn unser Zweck der Herausgabe war ein anderer, erfreute sich eines kaum geahneten Erfolges — der am besten gleich jener reichhaltigeren Grimm'schen Sammlung die Ungunst widerlegt, welche der Märchen- und Sagendichtung von gewissen Seiten her zu Theil wird, und die man, unbekümmert um sie, völlig auf sich beruhen läßt. Der Kinder- und Ju-

gendwelt bleibe ihr Himmel rein erhalten, mehr als zu früh erblickt sie das graue ernstdrohende Gewölk der Zeitgewitter, das den Horizont der Erwachsenen nach allen Seiten hin verdüstert, oder empfindet den kalten Höhenrauch mehr und mehr einreissender Gemüthlosigkeit.

Wir wissen kein schöneres Schlußwort für diesen Theil, als jenes in der Vorrede zu der Grimm'schen Sammlung, das zugleich eine gute Wehr und Waffe gegen jede Verunglimpfung der harmlosen und unschuldigen Märchenpoesie ist: „Was so mannichfach und immer wieder von neuem erfreut, bewegt und belehrt hat, das trägt seine Nothwendigkeit in sich, und ist gewiß aus jener ewigen Quelle gekommen, die alles Leben bethaut, und wenn auch nur ein einziger Tropfen, den ein kleines zusammenhaltendes Blatt gefaßt, doch in dem ersten Morgenroth schimmernd.“

So ist im Leben und Bewußtsein des deutschen Volkes, wie wir ebenfalls in einer andern Schrift schon aussprachen, auch dem Märchen unsterbliches Leben gesichert, und die holden Blumen seiner Dichtung werden fortblühen, so lange der Menschen Geschlechter sich verjüngen.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Bechstein, Ludwig,

Mythe, Sage, Märe und Fabel im Leben und Bewußtsein des deutschen Volkes

Bd.: 2

Leipzig 1855